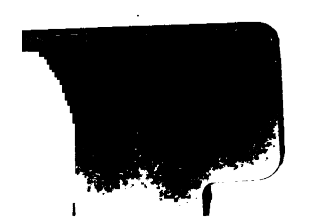



600010891P



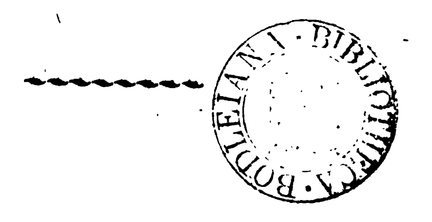
Ludwig Timotheus Freiherrn v. Spittler's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl Wächter.



Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

Grundriß

der

Geschichte

der

christlichen Kirche.

Nach der vierten Auflage von 1806.

Vorrede
zu der ersten Ausgabe von 1782.

Ein kleiner Grundriß der Kirchengeschichte, der, für eigene Lectüre nicht ganz uninteressant, doch zugleich bei öffentlichen Vorlesungen gebraucht werden könnte, scheint den Bedürfnissen des gegenwärtigen Zeitalters besonders angemessen zu seyn, da allgemeine Aufmerksamkeit auf die großen Veränderungen der Katholischen Hierarchie gerichtet ist. Die Schwierigkeit, zwei solche ungleichartig scheinende Zwecke zu vereinigen, wird vielleicht bei billigen Richtern manche Fehler entschuldigen, welche bei erster Darstellung eines solchen Versuchs fast unmöglich zu vermeiden sind. Ich habe, wie gleich aus der Geschichte der ersten Periode erhellen wird, alles bloß Gelehrte hinweggelassen, die pragmatischen Hauptpunkte kurz zusammengestellt, und bald mehr bald weniger merkbar den Leser auf den Platz hinzuführen gesucht, auf welchem das Ganze und das Verhältniß aller einzelnen Theile, meinem Bedünken nach am richtigsten überschaut werden konnte. Diesem Plane vollkommen treu zu bleiben, sind durchaus alle Citate hinweggelassen worden, und selbst der Versuch, nur hie und da einige der aufklärendsten beizufügen, würde zu einer unangenehmen Weitläufigkeit verleitet haben. Die Literärgeschichte der Kirchenscribenten schien mir, so wie sie nach Mosheim's Beispiel gewöhnlich beigefügt wird, kein nothwendiger Theil einer pragmatischen Kirchengeschichte zu seyn, der Name eines gro-

ßen Kirchenschriftstellers wird am bequemsten hie und da in die Erzählung einer gewissen Hauptbegebenheit eingeflochten, und die kleinen Erläuterungen, auf welche oft ein absichtlich gewählter Ausdruck in den beigefügten chronologischen Tabellen begierig machen kann, geben häufige Gelegenheit, den Namen eines manchen ältern und neuern Kirchenschriftstellers zu nennen, welcher in der fortgehenden Erzählung keinen Platz fand. Alle solche Verschiedenheiten dieses Grundrisses von ähnlichen ältern und neuern Versuchen kann ich mit Ruhe der eigenen Bemerkung und dem Urtheil des Lesers überlassen, ohne ihn durch eine Apologie vorbereiten zu wollen: aber nun mein Manuscript gedruckt vor mir liegt, bemerke ich selbst hie und da einen Fehler, den mich vielleicht schriftstellerische Eigenliebe, bei diesem einmal gewählten Plane, zu sehr für unvermeidlich halten läßt. Die Neigung kurz zu seyn und doch viel zu sagen, scheint oft dem historischen Ausdruck hie und da eine entscheidende Heftigkeit zu geben, welche allem Zweck historischer Belehrungen entgegen ist. Doch selbst der bisher schwächere Theil des kirchenhistorischen Publikums, dessen Ohr nicht genug geschont werden konnte, selbst der Römisch Katholische Klerus ist nun durch viele schmerzhafte Operationen endlich so sehr an Hörung der ganzen Wahrheit gewöhnt, daß es um einiger wenigen willen nicht der Mühe werth ist, sich reuen zu lassen, die erkannteste Wahrheit im Tone der vollesten Ueberzeugung gesagt zu haben.

Vorrede

zur zweiten Auflage von 1785.

Bei dieser zweiten Auflage dieses kleinen Entwurfs einer allgemeinen Kirchengeschichte sind mehr nur einzelne kleine Abänderungen gemacht worden, als daß im Ganzen eine Veränderung hätte ausgeführt werden können, welche dem Plane, der meinen gegenwärtigen Ueberzeugungen entspricht, gemäß gewesen wäre. Letzteres hätte ein völlig neuausgearbeitetes großes Werk erfordert, zu dessen würdiger Darstellung manche Vorarbeiten erst noch vollendet werden müssen, welchen allein die Musse mehrerer Jahre sowohl nöthige Vollständigkeit als Reife geben kann.

Die erste nothwendigste Hauptveränderung wäre unstreitig gewesen — sorgfältiges Citiren aller Stellen, worauf sich diese und jene Anspielung, oft die Wahl gerade dieses Ausdrucks beziehe. Mancher hält es vielleicht für Intoleranz, wenn einmal vom Pabst der Ausdruck Untergott, Vicegott gebraucht wurde, aber diese und andere ähnliche Ausdrücke sind gerade von dem Pabst, bei dessen Namen das Wort vorkommt, entweder selbst gebraucht, oder von seinen Freunden ihm beigelegt wor-

den, wie in einigen solcher Fälle selbst schon aus Heidegger erhellt. So wäre selbst schon allein in solchen Beziehungen eine recht sorgfältige Treue im Citiren nothwendig gewesen, aber auch diese Hauptveränderung hätte nothwendig mehrere Hauptveränderungen erfordert, welche der ganzen kleinen Schrift eine Ausdehnung zum brauchbar großen Werk hätten geben müssen.

Göttingen, den 20. April 1785.

Inhalts-Anzeige.

Vorbereitung.

§. 1.

Es gehört selbst zu den Lehren der Christlichen Religion, daß sich ihre Bekenner zu einer gewissen äussern Gesellschaft vereinigen sollen; und wenn auch die ersten Lehrer derselben nicht so sehr darauf gedrungen hätten, so trug doch wie zur Bildung, so auch überhaupt zur Existenz einer solchen äussern Gesellschaft schon die Art der ersten Ausbreitung dieser neuen Religionslehren sehr viel bei, und es ist in beidem eine der sichtbarsten Spuren des Jüdischen Ursprungs der Christlichen Kirche.

Die Schicksale dieser Gesellschaft, zum Bekenntniß gewisser Religionslehren vereinigt, ihre abwechselnden äussern Verhältnisse und ihre wandelbare innere Verfassung, nebst den verschiedenen Umformungen dessen, was sie bekannte — soll die Christliche Kirchengeschichte schildern.

§. 2.

Bei keiner Art von Geschichte ist es so nothwendig als hier, vorläufig den Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem sie betrachtet werden muß, und sich mit einigen Regeln der Vorsicht genau bekannt zu machen, ohne deren Beobachtung keine zuverläßige und brauchbare Kenntniß möglich ist. Nirgends wird man mit einer Menge von Begebenheiten so überhäuft als hier. Keinen Theil der Geschichte hat frommer und ruchloser Partiegeist so zerrüttet als diesen; beide holen noch immer von dorther Beweise, welche oft nicht blos auf Verdrehung einzelner Stellen der Alten, sondern auf den künstlichsten Verschiebungen des Zusammenhangs der Geschichte

ganzer Jahrhunderte beruhen. Auch der Reichthum von Quellen und Zeugen, welcher dieser Geschichte ganz eigen ist, erleichtert und erschwert ihr Studium; denn wo ist der Werth der historischen Zeugnisse schwerer zu bestimmen, als in der Kirchengeschichte?

§. 3.

Erster Hauptgesichtspunkt der Christlichen Kirchengeschichte soll unstreitig dieser seyn, aus den Revolutionen der achtzehn verflossenen Jahrhunderte sich die historische Auflösung des gegenwärtigen Zustandes der Christlichen Kirche zu suchen. Die Reihe ist vielleicht in keiner Geschichte so zusammenhängend wie hier; sie geht selbst durch die unterbrechendsten Revolutionen ununterbrochen hindurch, und bleibt immer ein Ganzes, auch wenn die Erzählung aus einer Weltgegend in die andere übergeht. Wem es darum zu thun ist, aus der Geschichte nicht nur gelehrt, sondern auch weise zu werden, für den ist es in einzelnen Perioden das herrlichste Schauspiel, auf die Entwicklungen des menschlichen Geistes zu merken, wie sich dieser im Verhältniß auf seine wichtigste Angelegenheit durch die mächtigsten Strebungen und unglaublichsten Verirrungen gebildet hat. Nirgends läßt sich auch das Fortschreiten des menschlichen Geistes mit allen Retrogradationen und Verirrungen so beurkunden als hier, nirgends die Farbe besser bemerken, welche er vom Klima, von der besondern Verfassung, in welcher er sich entwickeln mußte, und andern äussern Umständen annahm. Wo haben sich überdieß je die verschiedenen Schattirungen und Mischungen des Irrthums und des Lasters, die mannigfaltigsten Proben des wechselsweisen Einflusses des Verstandes und des Herzens deutlicher gezeigt, als in der Geschichte der Christlichen Kirche? Der Vor-

rath von Nachrichten erlaubt hier, so ganz ins Einzelne zu gehen, und gerade hieraus entspringt der sicherste Unterricht.

Man kann zwar in mancher Rücksicht mit Recht sagen, daß Kirchengeschichte von dieser Seite betrachtet nichts anders sey, als ein langes Klaglied über Schwäche und Verderbtheit des menschlichen Geistes: aber der Unglaubige und Aberglaubige des siebzehnten Jahrhunderts handelt doch ganz anders als sein Namensbruder im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, und wie undankbar würde es seyn, die großen Fortschritte nicht bemerken zu wollen, welche die Menschheit wirklich auch hierinn gethan hat.

§. 4.

Die Christliche Kirchengeschichte ist eine Art von Universalhistorie. Ihr Gegenstand sind Nationen von den verschiedensten Sprachen und Verfassungen, welche einander vielleicht sonst kaum in einem andern Gesichtspunkte berühren als in der Historie der Christlichen Kirche. Der Begriff einer Universalhistorie bringt es aber schon mit sich, nicht mit einer gewissen Vorliebe eine oder die andere Nation gleichsam zur herrschenden zu machen. Man wird sich also in der Geschichte des mittlern Zeitalters sehr hüten müssen, die Kirchengeschichte nicht in eine bloße Geschichte der Päbste und ihrer Mißhandlungen Teutschlands zu verwandlen. Zwar wird, ohne Schaden für das Ganze, die Geschichte von Teutschland, Frankreich und Italien meistens als der Mittelpunkt betrachtet werden können; aber oft doch nur wegen des größern Interesse des einheimischen und wegen leichterer Erinnerung der Begebenheiten, welche am besten in eine sonst schon bekannte Geschichte eingeflochten werden. Die schwerste Kunst des pragmatischen Kirchengeschichtschreibers ist, die Abwechslung

Seite

Vorbereitung.

§. 1.

Es gehört selbst zu den Lehren der Christlichen Religion, daß sich ihre Bekenner zu einer gewissen äussern Gesellschaft vereinigen sollen; und wenn auch die ersten Lehrer derselben nicht so sehr darauf gedrungen hätten, so trug doch wie zur Bildung, so auch überhaupt zur Existenz einer solchen äussern Gesellschaft schon die Art der ersten Ausbreitung dieser neuen Religionslehren sehr viel bei, und es ist in beidem eine der sichtbarsten Spuren des Jüdischen Ursprungs der Christlichen Kirche.

Die Schicksale dieser Gesellschaft, zum Bekenntniß gewisser Religionslehren vereinigt, ihre abwechselnden äussern Verhältnisse und ihre wandelbare innere Verfassung, nebst den verschiedenen Umformungen dessen, was sie bekannte — soll die Christliche Kirchengeschichte schildern.

§. 2.

Bei keiner Art von Geschichte ist es so nothwendig als hier, vorläufig den Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem sie betrachtet werden muß, und sich mit einigen Regeln der Vorsicht genau bekannt zu machen, ohne deren Beobachtung keine zuverläßige und brauchbare Kenntniß möglich ist. Nirgends wird man mit einer Menge von Begebenheiten so überhäuft als hier. Keinen Theil der Geschichte hat frommer und ruchloser Partiegeist so zerrüttet als diesen; beide holen noch immer von dorther Beweise, welche oft nicht blos auf Verdrehung einzelner Stellen der Alten, sondern auf den künstlichsten Verschiebungen des Zusammenhangs der Geschichte

Vorbereitung.

§. 1.

Es gehört selbst zu den Lehren der Christlichen Religion, daß sich ihre Bekenner zu einer gewissen äussern Gesellschaft vereinigen sollen; und, wenn auch die ersten Lehrer derselben nicht so sehr darauf gedrungen hätten, so trug doch wie zur Bildung, so auch überhaupt zur Existenz einer solchen äussern Gesellschaft schon die Art der ersten Ausbreitung dieser neuen Religionslehren sehr viel bei, und es ist in beidem eine der sichtbarsten Spuren des Jüdischen Ursprungs der Christlichen Kirche.

Die Schicksale dieser Gesellschaft, zum Bekenntniß gewisser Religionslehren vereinigt, ihre abwechselnden äussern Verhältnisse und ihre wandelbare innere Verfassung, nebst den verschiedenen Umformungen dessen, was sie bekannte — soll die Christliche Kirchengeschichte schildern.

§. 2.

Bei keiner Art von Geschichte ist es so nothwendig als hier, vorläufig den Gesichtspunkt festzusetzen, aus welchem sie betrachtet werden muß, und sich mit einigen Regeln der Vorsicht genau bekannt zu machen, ohne deren Beobachtung keine zuverläßige und brauchbare Kenntniß möglich ist. Nirgends wird man mit einer Menge von Begebenheiten so überhäuft als hier. Keinen Theil der Geschichte hat frommer und ruchloser Partiegeist so zerrüttet als diesen; beide holen noch immer von dorther Beweise, welche oft nicht blos auf Verdrehung einzelner Stellen der Alten, sondern auf den künstlichsten Verschiebungen des Zusammenhangs der Geschichte

noch einzelne besondere Abschnitte erfordert, weil man ohne diese bei dem großen Reichthum der verschiedensten Materien weder pragmatischen Zusammenhang noch glückliche Uebersicht des Ganzen behalten kann. Folgende Hauptabschnitte bei jeder Periode schienen mir ganz aus der Natur der Sache selbst zu fließen.

Geschichte der Ausbreitung. Man kann die verschiedenen Ebben und Fluthen eines Stroms bemerken, ohne noch Rücksicht auf die Bestandtheile seines Wassers zu nehmen.

Geschichte der Kirche, noch bloß als Gesellschaft betrachtet. Ihre innere Constitution und ihre äußere Verhältnisse, wie beide durch die abwechslendsten Schicksale gebildet wurden.

Geschichte dieser Gesellschaft als religiosen Gesellschaft, unter welcher also gewisse Lehrmeinungen, die sich von Zeit zu Zeit änderten, gangbar sind.

Unstreitig haben diese drei hier abgesondert betrachteten Puncte sehr stark auf einander gewirkt, aber durch alle unsere Eintheilungen muß doch immer etwas verloren gehen, weil wir das Continuum unmöglich so darstellen können, wie es sich, in der Natur selbst, als Phänomen zusammentreffender tausendfältiger Ursachen zeigt. Bei obigen drei Abschnitten schien mir der Verlust der Wahrheit der möglich geringste.

Perioden und Plan
der
Kirchengeschichte.

I. Zeiten der Unterdrückung und daher manchmal frommer Mythologie bis auf Constantin den Großen. Gränzpunct Synode zu Nicäa, 325.

Die Kirche dieses Zeitalters hat alle Fehler und alle Tugenden eines Proselyten. Ihre Verfassung wird nach und nach aristokratisch.

Ihr *Lehrbegriff*, so fern allmählich etwas dieser Art entsteht, keimt vorzüglich im Orient fast ganz aus *versuchten* Ideen von der Person Jesu; noch hinzugenommen, was von Meinungen und Lehren aus dem Widerspruch gegen Juden und Heiden und aus der Lage eines verfolgten entspringen mußte.

Apostel. Origenes. Athanasius.

II. Zeiten theologischer Streitigkeiten. Von Constantin dem Großen bis zum Anfang des siebenten Jahrhunderts oder bis Muhämmed kam. Dreihundert Jahre.

Der Unterdrückte wird Herr. *Vier* große Prälaten des Römischen Reichs, die sich nach und nach in den Rang der *Oligarchen* emporschwangen, zanken sich um Vorzüge, suchen ihren theologischen Sprachgebrauch einander aufzudrängen. Die Hauptscenen des Kriegs und Signale zu immer steigenden Unruhen sind allezeit *Synoden*. Bald triumphirt der eine, bald wird der andere

chologischen Blick geschrieben, wie Plank's classische Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs, würde nicht nur alles, was bisher geleistet worden, weit übertreffen, sondern auch keinen weitern Wunsch übrig lassen.

§. 10.

Sowohl in Bearbeitung einzelner Materien als in Umfassung des Ganzen sind uns Schriftsteller der reformirten und katholischen Kirche, wenn man die neueste Periode ausnimmt, weit vorgelaufen. Wenn schon der polemische Zuschnitt den Nutzen der Werke der Daille *) Claude **) und Blondell ***) ein wenig schwächt, so sind doch durch sie manche wichtige kritische Resultate gewonnen worden.

Joh. Henr. Hottinger's Kirchengeschichte ****) wird an Reichthum, und auch an Brauchbarkeit für den Polemiker gegen die katholische Kirche, von Fr. Spanheim †) übertroffen; diese begreift aber ein Jahrhundert weniger, nehmlich das Reformationsseculum.

---

*) Die wichtigsten Werke desselben sind: De usu Patrum, Genev. 1656, 4.
De cultibus religiosis Latinorum, Genevae 1672, 4.
De pseudepigraphis apostolicis, Harderv. 1653, 8.

**) Er war der vornehmste der reformirten Theologen des vorigen Jahrhunderts, welche die Perpetuité de la foi catholique touchant l'Eucharistie mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn widerlegten.

***) Turrianus vapulans.
Disquisitio de Iohanna Papissa, Amst. 1657, 8.

****) Lateinisch in 9. Oct. B. Zürich 1655.

†) Am vollständigsten im ersten Tomus seiner Werke, Lugd. 1711. fol.

und das Verderben bloß theologisch ist, so leiden es die Könige geduldig; wie aber die Päbste zu begierig den Unterthanen das Geld nehmen, und wie es bald der Päbste mehrere giebt, so fängt man an Versuche zu machen, ob die Fesseln nicht abgeworfen werden können.

Gratian. Innocenz III. Johann XXI. (XXII.) Synode von Costnitz.

V. Von Luther bis auf Stiftung der Universität Halle, 1694. Zwei Jahrhunderte.

Ein Sächsischer Augustiner-Mönch bringt mit Gottes Hülfe zu Stande, was Kaiser und Könige nicht auszurichten vermochten. Wenn sich doch nur seine Partie nicht gleich wieder entzweiet, und mehr die Fehler der alten Partie abzulegen gelernt hätte als oft nur die Namen der Fehler. Die Synode von Trient soll die Wunden der alten Partie heilen, der Schaden wird aber dadurch nur krebsartiger. Auch unsere Bergische Vereinigungsformel wird ein Signal mehr als hundertjähriger Unruhen, und die Reformirte Kirche unterdrückt durch ihre Dordrechter Synode noch mehrere der edelsten Keime.

VI. Von Stiftung der Universität Halle bis auf unsere Zeiten.

Christian Thomasius, zwar ähnlichen Temperaments aber nicht ähnlichen Charakters mit Luther, ein Mann vollkommen wie man einen haben mußte, um unsere Kirche aus tiefem Schlaf zu wecken.

Der Saame, welchen Bayle ausgestreut hatte, trägt nach und nach gute und böse Früchte. Bei den aufmerksam gemachten Vertheidigern der Christlichen Religion blüht allmählig Geschichtkunde und Philologie immer mehr auf,

weil man nach vielen Schwierigkeiten gewahr wird, daß Wolfische Philosophie, so glückliche Revolutionen sie auch im Ganzen gemacht haben mag, doch nicht biblische Theologie ist. Letztere gewinnt bis jetzt noch am meisten durch die genauere Kunde, was historischer Stil des Alterthums sey, und wie die Menschen in gewissen Zeitaltern von der Vorsehung hätten behandelt werden müssen.

Erste Periode
von
Christi Geburt bis Constantin den Großen.

Gränzpunct Synode von Nicäa, im Jahr 325.

Quellen dieser Geschichte.

Aechte und unächte Schriften der Apostel, vereinigt mit Philo und Josephus, nebst dem wenigeren, was sich bei Lateinern findet.

Die Apologeten, unter welchen Justinus, Tertullian und Origenes vorzüglich merkwürdig sind.

Von Geschichtschreibern Eusebius.

Ruinarti acta primorum martyrum sincera et selecta. Verona 1731. fol. sind noch das Beste dieser Art.

Codex Theodosianus (Ed. Ritteri) ist auch für die Geschichte dieser Periode eine noch lang nicht genug benützte Quelle.

Für die Geschichte der Glaubenslehre

Rösler's Lehrbegriff, und

Auszüge aus den Vornicäischen Kirchenvätern, 4 OctavB. Leipzig 1776.

§. 1.

Geschichte des Stifters der Christlichen Religion.

Die Welt hat noch nie eine solche Revolution erfahren, die in ihren ersten Veranlassungen so unscheinbar, und in ihren letzten ausgebreitetsten Folgen so höchst merkwürdig war, als diejenige ist, welche ein vor achtzehn hundert Jahren geborner Jude, Namens Jesus, in wenigen Jahren sei-

nes Lebens machte. Höchstens eigentlich nur dritthalb Jahre lebte er für die Geschichte; denn so ausgezeichnet merkwürdig manche Umstände seiner Geburt waren, und besonders vielleicht für einen Juden seyn mußten, welchen die Versicherungen seiner Propheten schon seit langem her mit großen Hoffnungen einer sehr glücklichen Zukunft belebt hatten: so wurde doch diese erst erregte Aufmerksamkeit durch das nachfolgende Leben gar nicht unterhalten.

Er erschien erst wieder im dreißigsten Jahr seines Alters, aber itzt schon mit einem so ausgebildeten Charakter, unter so allgemeinem Aufsehen, so unermüdet wirksam und gerade auch unter so treffenden Umständen, daß man schon damals einer wichtigen Veränderung entgegen sehen mußte. Die Religion seiner Nation, in deren Verbesserung eines seiner Hauptgeschäfte bestund, war als Religion betrachtet fast zur bloßen äußeren Ceremonie geworden, und hatte für das Volk, wie für die Vornehmeren, fast alle moralische Wirkung verloren. Als Theologie betrachtet war sie ein Gegenstand des Gezänkes vorzüglich dreier Partien, Pharisäer, Sadducäer und Essäer, welche in den wesentlichsten Religionsgrundsätzen von einander abgiengen, und nur in dem Wunsche übereinstimmten, ihre Nation von dem drückenden Joche der Römer und von den Idumäischen Tyrannen endlich befreit zu sehen.

Zu keiner Partie schlug sich der neue Lehrer; wenn er diese strafte, so schonte er jener nicht. Er hatte auch solcher äußeren Partienhülfe gar nicht nöthig, denn seinen moralischen Ermahnungen gab Wahrheit und eigenes unsträfliches Beispiel den rührendsten Nachdruck; und zu seinen Behauptungen von der hohen göttlichen Würde seiner Person

legitimirte er sich durch Wunder, die selbst auch durch ihre verschiedenste Mannichfaltigkeit theils Nachdenken theils Glauben erregen mußten. Creditive dieser Art schienen wirklich auch von ihm gefordert werden zu können, da er nicht bloß Reformator der Jüdischen Religion werden, sondern nun als Hauptperson die neue Periode eröffnen wollte, in welcher ohne irgend einigen Nationenunterschied Gottes allgemeine Vaterliebe allen Menschen versichert werden sollte.

Der Haß besonders der Pharisäischen Partie, der durch den beleidigten Nationalstolz immer mehr gereizt wurde, gieng endlich so weit, daß sie den größten wohlthätigsten Mann, den je die Welt sah, zum schmählichen Tod brachten. Er starb den Tod der Missethäter am Kreutze, aber mit einer Freiwilligkeit, mit der außer ihm kein Mensch sterben könnte, und die Vorsehung erreichte durch seinen Tod Absichten, welche das größte Glück für das ganze Menschengeschlecht waren.

Am dritten Tage nach seinem Tode kam er wieder lebendig aus dem Grabe hervor. Er erschien öfters einer großen Anzahl seiner Freunde und Schüler, er stärkte ihre Muthlosigkeit, und gab ihnen, ehe er sich ihren Augen völlig entzog, wiederholte Anweisungen, wie sie sich in Zukunft verhalten sollten. An diesen seinen Freunden lag ihm am meisten, denn er war ein sehr zärtlich gesinnter Mann, und sie auch waren's vorzüglich, die den großen Entwurf der allgemeinen Religionsbesserung vollenden sollten, zu welchem er während seines Lebens auf Erden nur die Anlage gemacht hatte.

Worin die Lehre bestanden habe, welche seine Schüler auf seinen Befehl der Welt verkündigen sollten, darüber streitet man sich nun bald achtzehn Jahrhunderte, und dieses

Meister, bald keiner von allen vieren, weil sich alle vier nach kaiserlichen Cabinetsordren bequemen müssen. Indeß diese Bischöfe fast einzig noch nur durch ihren Verfolgungsgeist Ausbreitung der Christlichen Religion außer den Gränzen des Römischen Reichs befördern, indeß diese Religion selbst das unkennbarste Gewebe elender Spitzfindigkeiten und abergläubischer Gebräuche wird, so erscheint mit dem unerwartet-glücklichsten Erfolge der Schwärmer aus Mecca.

Athanasius. Augustin. Justinian.

III. Von Muhämmed bis auf Gregor VII. Fünfthalb Jahrhunderte.

Der Bischof von Rom, weil seine Nebenbuhler durch Muhämmeds Glück fast ganz entkräftet sind, wächst, und steigt ununterbrochen höher, theils unter dem Schutze der Pipin'schen Usurpatorsfamilie, theils auch von Zufällen begünstigt, welche gewiß nicht das Werk seiner Politik waren. So wie überdieß durch Mönche und Aufklärung genauerer Zusammenhang unter den verschiedenen Europäischen Reichen entsteht, so bekommt er seine Wirkungssphäre, und nicht an der innern Kraft, bloß an den Communicationslinien hatte es ihm bisher gefehlt.

Muhämmed. Bonifacius, Apostel der Thüringer und Sachsen. Pseud Isidor. Römisches Damenregiment. Gregor VII.

IV. Von Gregor VII. bis Luther. Vier Jahrhunderte.

Der Hauptschauplatz der Begebenheiten verengt sich immer mehr auf den Occident. Voller Mittag der päbstlichen Hoheit und Macht: es fängt aber auch schon an, wieder Abend zu werden. So lange es bloß dem Dogma gilt,

und das Verderben bloß theologisch ist, so leiden es die Könige geduldig; wie aber die Päbste zu begierig den Unterthanen das Geld nehmen, und wie es bald der Päbste mehrere giebt, so fängt man an Versuche zu machen, ob die Fesseln nicht abgeworfen werden können.

Gratian. Innocenz III. Johann XXI. (XXII.) Synode von Costnitz.

V. Von Luther bis auf Stiftung der Universität Halle, 1694. Zwei Jahrhunderte.

Ein Sächsischer Augustiner Mönch bringt mit Gottes Hülfe zu Stande, was Kaiser und Könige nicht auszurichten vermochten. Wenn sich doch nur seine Partie nicht gleich wieder entzweiet, und mehr die Fehler der alten Partie abzulegen gelernt hätte als oft nur die Namen der Fehler. Die Synode von Trient soll die Wunden der alten Partie heilen, der Schaden wird aber dadurch nur krebsartiger. Auch unsere Bergische Vereinigungsformel wird ein Signal mehr als hundertjähriger Unruhen, und die Reformirte Kirche unterdrückt durch ihre Dordrechter Synode noch mehrere der edelsten Keime.

VI. Von Stiftung der Universität Halle bis auf unsere Zeiten.

Christian Thomasius, zwar ähnlichen Temperaments aber nicht ähnlichen Charakters mit Luther, ein Mann vollkommen wie man einen haben mußte, um unsere Kirche aus tiefem Schlaf zu wecken.

Der Saame, welchen Bayle ausgestreut hatte, trägt nach und nach gute und böse Früchte. Bei den aufmerksam gemachten Vertheidigern der Christlichen Religion blüht allmählig Geschichtkunde und Philologie immer mehr auf,

weil man nach vielen Schwierigkeiten gewahr wird, daß Wolfische Philosophie, so glückliche Revolutionen sie auch im Ganzen gemacht haben mag, doch nicht biblische Theologie ist. Letztere gewinnt bis jetzt noch am meisten durch die genauere Kunde, was historischer Stil des Alterthums sey, und wie die Menschen in gewissen Zeitaltern von der Vorsehung hätten behandelt werden müssen.

Erste Periode
von
Christi Geburt bis Constantin den Großen.
Gränzpunct Synode von Nicäa, im Jahr 325.

Quellen dieser Geschichte.

Aechte und unächte Schriften der Apostel, vereinigt mit Philo und Josephus, nebst dem wenigeren, was sich bei Lateinern findet.

Die Apologeten, unter welchen Justinus, Tertullian und Origenes vorzüglich merkwürdig sind.

Von Geschichtschreibern Eusebius.

Ruinarti acta primorum martyrum sincera et selecta. Verona 1731. fol. sind noch das Beste dieser Art.

Codex Theodosianus (Ed. Ritteri) ist auch für die Geschichte dieser Periode eine noch lang nicht genug benützte Quelle.

Für die Geschichte der Glaubenslehre

Rösler's Lehrbegriff, und

Auszüge aus den Vornicäischen Kirchenvätern, 4 OctavB. Leipzig 1776.

§. 1.

Geschichte des Stifters der Christlichen Religion.

Die Welt hat noch nie eine solche Revolution erfahren, die in ihren ersten Veranlassungen so unscheinbar, und in ihren letzten ausgebreitetsten Folgen so höchst merkwürdig war, als diejenige ist, welche ein vor achtzehn hundert Jahren geborner Jude, Namens Jesus, in wenigen Jahren sei-

nes Lebens machte. Höchstens eigentlich nur dritthalb Jahre lebte er für die Geschichte; denn so ausgezeichnet merkwürdig manche Umstände seiner Geburt waren, und besonders vielleicht für einen Juden seyn mußten, welchen die Versicherungen seiner Propheten schon seit langem her mit großen Hoffnungen einer sehr glücklichen Zukunft belebt hatten: so wurde doch diese erst erregte Aufmerksamkeit durch das nachfolgende Leben gar nicht unterhalten.

Er erschien erst wieder im dreißigsten Jahr seines Alters, aber itzt schon mit einem so ausgebildeten Charakter, unter so allgemeinem Aufsehen, so unermüdet wirksam und gerade auch unter so treffenden Umständen, daß man schon damals einer wichtigen Veränderung entgegen sehen mußte. Die Religion seiner Nation, in deren Verbesserung eines seiner Hauptgeschäfte bestund, war als Religion betrachtet fast zur bloßen äußeren Ceremonie geworden, und hatte für das Volk, wie für die Vornehmeren, fast alle moralische Wirkung verloren. Als Theologie betrachtet war sie ein Gegenstand des Gezänkes vorzüglich dreier Partien, Pharisäer, Sadducäer und Essäer, welche in den wesentlichsten Religionsgrundsätzen von einander abgiengen, und nur in dem Wunsche übereinstimmten, ihre Nation von dem drückenden Joche der Römer und von den Idumäischen Tyrannen endlich befreit zu sehen.

Zu keiner Partie schlug sich der neue Lehrer; wenn er diese strafte, so schonte er jener nicht. Er hatte auch solcher äußeren Partienhülfe gar nicht nöthig, denn seinen moralischen Ermahnungen gab Wahrheit und eigenes unsträfliches Beispiel den rührendsten Nachdruck; und zu seinen Behauptungen von der hohen göttlichen Würde seiner Person

legitimirte er sich durch Wunder, die selbst auch durch ihre verschiedenste Mannichfaltigkeit theils Nachdenken theils Glauben erregen mußten. Creditive dieser Art schienen wirklich auch von ihm gefordert werden zu können, da er nicht bloß Reformator der Jüdischen Religion werden, sondern nun als Hauptperson die neue Periode eröffnen wollte, in welcher ohne irgend einigen Nationenunterschied Gottes allgemeine Vaterliebe allen Menschen versichert werden sollte.

Der Haß besonders der Pharisäischen Partie, der durch den beleidigten Nationalstolz immer mehr gereizt wurde, gieng endlich so weit, daß sie den größten wohlthätigsten Mann, den je die Welt sah, zum schmählichen Tod brachten. Er starb den Tod der Missethäter am Kreutze, aber mit einer Freiwilligkeit, mit der außer ihm kein Mensch sterben konnte, und die Vorsehung erreichte durch seinen Tod Absichten, welche das größte Glück für das ganze Menschengeschlecht waren.

Am dritten Tage nach seinem Tode kam er wieder lebendig aus dem Grabe hervor. Er erschien öfters einer großen Anzahl seiner Freunde und Schüler, er stärkte ihre Muthlosigkeit, und gab ihnen, ehe er sich ihren Augen völlig entzog, wiederholte Anweisungen, wie sie sich in Zukunft verhalten sollten. An diesen seinen Freunden lag ihm am meisten, denn er war ein sehr zärtlich gesinnter Mann, und sie auch waren's vorzüglich, die den großen Entwurf der allgemeinen Religionsbesserung vollenden sollten, zu welchem er während seines Lebens auf Erden nur die Anlage gemacht hatte.

Worin die Lehre bestanden habe, welche seine Schüler auf seinen Befehl der Welt verkündigen sollten, darüber streitet man sich nun bald achtzehn Jahrhunderte, und dieses

Streiten macht einen wichtigen Theil der nachfolgenden Erzählung aus. Der Historiker darf also hier um so weniger seine Ueberzeugungen als Geschichte angeben, da das Buch, aus dessen Nachrichten die ganze Sache beurtheilt werden muß, in Jedermanns Händen ist, und von Jedem eigene Untersuchung fordert, der nicht gegen die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen ganz gleichgültig bleibt.

§. 2.

Geschichte der ersten Schüler und Apostel desselben.

Den größten Theil der drittehalb Jahre, welche Jesus öffentlich zum Wohl der Welt verwandt hat, widmete er besonders der Bildung zwölf junger Männer, die er in seinen vertrautesten Umgang nahm, und welche er sich recht eigentlich für die Absicht erziehen zu wollen schien, um durch sie das, was er selbst kaum anzufangen Zeit hatte, vollkommen auszuführen. Diese Zwölfe — Apostel heissen sie von dieser ihrer Bestimmung — waren Zuhörer der wichtigsten seiner Unterredungen, Zuschauer seiner entscheidendsten Thaten, zum Theil auch Zeugen feierlicher Erklärungen, welche Gott selbst vom Himmel herab seinem Sohne gegeben hatte. Sie blieben freilich bei allem, was auch drittehalbjähriger Umgang mit Jesu zu Aufklärung und Besserung ihrer wahrhaftig redlichen Seelen beitragen konnte, immer doch noch Menschen und Juden. Trotzig und verzagt, voll Nationalvorurtheile, durch welche auch sie verhindert wurden, den Vortrag Jesu nur recht zu fassen, und noch mehr entsprangen aus dieser Quelle beständige innere Zwistigkeiten unter ihnen selbst.

Es schien eine schlimme Aussicht für die Zukunft zu seyn, wenn diese Männer die wichtigsten Religionswahrhei-

ten, welche Jesus entweder ganz neu ans Licht gebracht oder wenigstens in einem neuen Glanze dargestellt hatte, nun überall verkündigen sollten, und doch selbst dieselbe nicht recht gefaßt hatten. Gelehrte waren sie ohnedieß nicht, welche sich durch eigenes Nachdenken hätten helfen können, und bei allem Nachdenken derselben hätte man alsdenn doch besorgen müssen, nicht Jesu Lehre zu bekommen, sondern das, was etwa ein aufmerksamer Mann für Jesu Lehre gehalten hätte.

Doch schon während seines Wandels auf Erden hatte ihnen ihr Lehrer die Versicherung gegeben, sie durch Mittheilung eines göttlichen Geistes auf den Fall, wenn sie einmal seine mündliche Unterweisungen würden entbehren müssen, gegen allen Irrthum sicher zu stellen. Nicht lange nach seiner Himmelfahrt geschah die Erfüllung dieses Versprechens so feierlich, daß ganz Jerusalem, wo sich diese Apostel Jesu bisher noch aufhielten, in große Bewegung kam. Es war als ob Gott im Wetter kommen wollte: wie ein Feuermeer ergoß sich über die ganze Versammlung, und — ein sichtbarer Beweis, daß Gottes Geist aller ihrer Seelenkräfte sich bemächtigte — sie fiengen an Loblieder in Sprachen zu singen, welche sie nie gelernt hatten.

Von dem Tage an waren sie umgeschaffene Menschen. Sie erfüllten die ganze Stadt mit der feierlichen Versicherung, der unlängst gekreuzigte Jesus sey wieder von dem Tode erstanden, habe sich zwar, nachdem er sich ihnen öfters gezeigt, nun den Augen der Menschen entzogen, aber itzt in der innigsten Gemeinschaft mit Gott das allgemeine Weltregiment übernommen, und sie hätten von ihm den ernstlichen Auftrag, allen Menschen ohne Unterschied der Nationen kund zu thun, daß Gott ihr gnädiger Vater seyn wolle, wenn

sie sich nur entschlössen, sich künftighin zu bessern, und einzig von diesem Jesu ihre ganze Glückseligkeit zu erwarten.

Mit dem Schmachten eines schon längst Dürstenden eilten sogleich ganze Mengen herbei, sich zu dieser Lehre zu bekennen. Der liebenswürdig fromme Charakter dieser Männer, die häufigen Wunder, welche von den Aposteln verrichtet wurden, waren äussere Veranlassungen genug, immer mehrere herbeizuziehen, und die Verfolgung, welche der hohe Rath zu Jerusalem gegen sie verhängte, machte die Sache nur ruchtbarer, und nöthigte die Freunde der neuen Lehre, nicht bloß zu Jerusalem beisammen zu bleiben, sondern die Verehrung Jesu auch in andere Länder zu verbreiten. Wie wichtig war es nicht überdieß, daß eine solche Verfolgung die Bekehrung des Paulus veranlaßte, dem, so viel uns die Geschichte bekannt ist, die Christliche Religion mehr Ausbreitung zu verdanken hat, als allen übrigen Aposteln!

§. 3.

Die Vorsehung hatte sich für die große Revolution, welche jetzt bewirkt werden sollte, einen Zeitpunct gewählt, der nach allen seinen Umständen äusserst vortheilhaft war. Bei den Juden war alles voll Erwartung, daß sich der Gott Abraham's einmal seines Volks annehmen werde. Selbst unter den Samaritern war die Hoffnung nach Dem sehr rege, der endlich so viele Religionszweifel auflösen, und die heissen Wünsche einer langen Sehnsucht erfüllen sollte. Die Edlerdenkenden des Volks waren mit den herrschenden Pharisäischen und noch mehr mit den Sadducäischen Religionsmeinungen gar nicht zufrieden. Die Priester, von welchen die Unterdrückung der neuen Lehre am meisten zu besorgen stund, waren nicht mehr ganz unabhängige Herren, sondern mußten sich vor dem Römischen Statthalter fürchten.

Doch wie es zu Jerusalem stand, daran lag bald nicht mehr viel, weil Jerusalem gar nicht einziger Schauplatz oder auch nur Mittelpunct der neuen Kirche seyn sollte. Aber auch in der übrigen Welt trafen sie alles vorbereitet an. Seit den Zeiten der Syrischen Könige hatten sich die Juden durch die ganze policirte Welt zerstreut. Wo also die Prediger der neuen Lehre in irgend eine berühmte Stadt kamen, fanden sie alte Glaubensgenossen und Landsleute, an welche sie sich anschliessen konnten, und da es schon längst Sitte war, daß die Jüdische Synagoge auch von frommen Heiden besucht wurde, so konnten auch die Heiden eine Lehre hören, welche man in der Synagoge vortrug.

Ueberhaupt fand auch die neue Religion in der heidnischen Welt nicht sogleich den heftigsten Widerstand. Eine neue Religion oder Verehrung eines neuen Gottes einzuführen, war für den Polytheisten nichts auffallendes, denn er bedachte nicht sogleich, daß Christliche Religion nicht bloß neue Religion, sondern eine solche neue Religion sey, welche auf den Umsturz aller alten gegründet werden mußte. Man hielt Christen lange Zeit nur für Jüdische Sectirer: sollten also Juden geduldet werden, warum nicht auch eine einzelne Jüdische Secte? Die alten heidnischen Religionen waren längst das Gespötte der Klügern und die sorglose Verachtung selbst des Pöbels geworden, besonders seitdem auch die Caligulas Anspruch auf göttliche Ehre machten. Vielleicht war für die Christliche Lehre in den allerersten Zeiten ihrer Ausbreitung selbst auch dieses ein Glück, daß lauter sorglose, um Staat und Religion unbekümmerte Regenten das Römische Reich beherrschten. Erst alsdenn, da sich diese neue Partie schon allzuweit ausgebreitet hatte, fieng man an wahrzunehmen, daß alle übrige von ihr verdrängt würden.

Durch Handel und andere politische Verbindungen waren alle Theile der damals für gesittet gehaltenen Welt, in so beständiger wechselsweisen Mittheilung, daß es nur Berührung eines Puncts im Cirkel bedurfte, um den ganzen Cirkel in Feuer zu setzen, und wenn itzt der Missionarius erst mühsam verschiedene Sprachen der Völker lernen muß, so konnte der Apostel damals allein durch sein Griechisch vom Euphrat an bis an den Ebro allen verständlich werden.

§. 4.

Erste Ausbreitungen und Schicksale des Christenthums.

Man hat keine zuverlässige Nachrichten, durch deren Hülfe man bestimmen könnte, wie weit sich die Christliche Lehre durch die Apostel selbst, oder durch andere ihnen gleichzeitige Lehrer verbreitet habe. Ein großer Theil der Länder jenseits des Euphrats, Syrien, Aegypten, Kleinasien, das Europäische Griechenland und Italien empfiengen ganz gewiß den ersten Unterricht von den Aposteln selbst. Aber Franzosen und Spanier möchten auch gerne unmittelbare Schüler eines Apostels seyn, und manche der morgenländischen Christen tragen sich mit Nachrichten von Aposteln, als ihren ersten Lehrern.

Weit historisch genauer läßt sich zeigen, wie sich aus dem, was anfangs bloß Jüdische Secte zu seyn schien, eine eigene für sich bestehende Gesellschaft gebildet habe. Jesus selbst hatte noch keine Kirche gestiftet. Auch die Apostel giengen sehr langsam dabei zu Werk, und sie ließen die Kirche mehr sich selbst bilden, als daß sie den Gang ihrer Entwicklung beschleunigt hätten. Es fiel ihnen selbst schwer, von ihren alten Glaubensgenossen sich ganz loszureissen, und vielleicht wäre das Band zwischen dieser so genannten Christensecte und zwischen der Jüdischen Kirche nicht einmal so früh aufgelöst worden, wenn nicht die eigene Gewaltthätigkeit der

ten, welche Jesus entweder ganz neu ans Licht gebracht oder wenigstens in einem neuen Glanze dargestellt hatte, nun überall verkündigen sollten, und doch selbst dieselbe nicht recht gefaßt hatten. Gelehrte waren sie ohnedieß nicht, welche sich durch eigenes Nachdenken hätten helfen können, und bei allem Nachdenken derselben hätte man alsdenn doch besorgen müssen, nicht Jesu Lehre zu bekommen, sondern das, was etwa ein aufmerksamer Mann für Jesu Lehre gehalten hätte.

Doch schon während seines Wandels auf Erden hatte ihnen ihr Lehrer die Versicherung gegeben, sie durch Mittheilung eines göttlichen Geistes auf den Fall, wenn sie einmal seine mündliche Unterweisungen würden entbehren müssen, gegen allen Irrthum sicher zu stellen. Nicht lange nach seiner Himmelfahrt geschah die Erfüllung dieses Versprechens so feierlich, daß ganz Jerusalem, wo sich diese Apostel Jesu bisher noch aufhielten, in große Bewegung kam. Es war als ob Gott im Wetter kommen wollte: wie ein Feuermeer ergoß sich über die ganze Versammlung, und — ein sichtbarer Beweis, daß Gottes Geist aller ihrer Seelenkräfte sich bemächtigte — sie fiengen an Loblieder in Sprachen zu singen, welche sie nie gelernt hatten.

Von dem Tage an waren sie umgeschaffene Menschen. Sie erfüllten die ganze Stadt mit der feierlichen Versicherung, der unlängst gekreuzigte Jesus sey wieder von dem Tode erstanden, habe sich zwar, nachdem er sich ihnen öfters gezeigt, nun den Augen der Menschen entzogen, aber itzt in der innigsten Gemeinschaft mit Gott das allgemeine Weltregiment übernommen, und sie hätten von ihm den ernstlichen Auftrag, allen Menschen ohne Unterschied der Nationen kund zu thun, daß Gott ihr gnädiger Vater seyn wolle, wenn

sie sich nur entschlossen, sich künftighin zu bessern, und einzig von diesem Jesu ihre ganze Glückseligkeit zu erwarten.

Mit dem Schmachten eines schon längst Dürstenden eilten sogleich ganze Mengen herbei, sich zu dieser Lehre zu bekennen. Der liebenswürdig fromme Charakter dieser Männer, die häufigen Wunder, welche von den Aposteln verrichtet wurden, waren äussere Veranlassungen genug, immer mehrere herbeizuziehen, und die Verfolgung, welche der hohe Rath zu Jerusalem gegen sie verhängte, machte die Sache nur ruchtbarer, und nöthigte die Freunde der neuen Lehre, nicht bloß zu Jerusalem beisammen zu bleiben, sondern die Verehrung Jesu auch in andere Länder zu verbreiten. Wie wichtig war es nicht überdieß, daß eine solche Verfolgung die Bekehrung des Paulus veranlaßte, dem, so viel uns die Geschichte bekannt ist, die Christliche Religion mehr Ausbreitung zu verdanken hat, als allen übrigen Aposteln!

§. 3.

Die Vorsehung hatte sich für die große Revolution, welche jetzt bewirkt werden sollte, einen Zeitpunct gewählt, der nach allen seinen Umständen äußerst vortheilhaft war. Bei den Juden war alles voll Erwartung, daß sich der Gott Abraham's einmal seines Volks annehmen werde. Selbst unter den Samaritern war die Hoffnung nach Dem sehr rege, der endlich so viele Religionszweifel auflösen, und die heissen Wünsche einer langen Sehnsucht erfüllen sollte. Die Edlerdenkenden des Volks waren mit den herrschenden Pharisäischen und noch mehr mit den Sadducäischen Religionsmeinungen gar nicht zufrieden. Die Priester, von welchen die Unterdrückung der neuen Lehre am meisten zu besorgen stund, waren nicht mehr ganz unabhängige Herren, sondern mußten sich vor dem Römischen Statthalter fürchten.

Doch wie es zu Jerusalem stand, daran lag bald nicht mehr viel, weil Jerusalem gar nicht einziger Schauplatz oder auch nur Mittelpunct der neuen Kirche seyn sollte. Aber auch in der übrigen Welt trafen sie alles vorbereitet an. Seit den Zeiten der Syrischen Könige hatten sich die Juden durch die ganze policirte Welt zerstreut. Wo also die Prediger der neuen Lehre in irgend eine berühmte Stadt kamen, fanden sie alte Glaubensgenossen und Landsleute, an welche sie sich anschliessen konnten, und da es schon längst Sitte war, daß die Jüdische Synagoge auch von frommen Heiden besucht wurde, so konnten auch die Heiden eine Lehre hören, welche man in der Synagoge vortrug.

Ueberhaupt fand auch die neue Religion in der heidnischen Welt nicht sogleich den heftigsten Widerstand. Eine neue Religion oder Verehrung eines neuen Gottes einzuführen, war für den Polytheisten nichts auffallendes, denn er bedachte nicht sogleich, daß Christliche Religion nicht bloß neue Religion, sondern eine solche neue Religion sey, welche auf den Umsturz aller alten gegründet werden mußte. Man hielt Christen lange Zeit nur für Jüdische Sectirer: sollten also Juden geduldet werden, warum nicht auch eine einzelne Jüdische Secte? Die alten heidnischen Religionen waren längst das Gespötte der Klügern und die sorglose Verachtung selbst des Pöbels geworden, besonders seitdem auch die Caligulas Anspruch auf göttliche Ehre machten. Vielleicht war für die Christliche Lehre in den allerersten Zeiten ihrer Ausbreitung selbst auch dieses ein Glück, daß lauter sorglose, um Staat und Religion unbekümmerte Regenten das Römische Reich beherrschten. Erst alsdenn, da sich diese neue Partie schon allzuweit ausgebreitet hatte, fieng man an wahrzunehmen, daß alle übrige von ihr verdrängt würden.

Durch Handel und andere politische Verbindungen waren alle Theile der damals für gesittet gehaltenen Welt, in so beständiger wechselsweisen Mittheilung, daß es nur Berührung eines Puncts im Cirkel bedurfte, um den ganzen Cirkel in Feuer zu setzen, und wenn itzt der Missionarius erst mühsam verschiedene Sprachen der Völker lernen muß, so konnte der Apostel damals allein durch sein Griechisch vom Euphrat an bis an den Ebro allen verständlich werden.

§. 4.

Erste Ausbreitungen und Schicksale des Christenthums.

Man hat keine zuverlässige Nachrichten, durch deren Hülfe man bestimmen könnte, wie weit sich die Christliche Lehre durch die Apostel selbst, oder durch andere ihnen gleichzeitige Lehrer verbreitet habe. Ein großer Theil der Länder jenseits des Euphrats, Syrien, Aegypten, Kleinasien, das Europäische Griechenland und Italien empfiengen ganz gewiß den ersten Unterricht von den Aposteln selbst. Aber Franzosen und Spanier möchten auch gerne unmittelbare Schüler eines Apostels seyn, und manche der morgenländischen Christen tragen sich mit Nachrichten von Aposteln, als ihren ersten Lehrern.

Weit historisch genauer läßt sich zeigen, wie sich aus dem, was anfangs bloß Jüdische Secte zu seyn schien, eine eigene für sich bestehende Gesellschaft gebildet habe. Jesus selbst hatte noch keine Kirche gestiftet. Auch die Apostel giengen sehr langsam dabei zu Werk, und sie ließen die Kirche mehr sich selbst bilden, als daß sie den Gang ihrer Entwicklung beschleunigt hätten. Es fiel ihnen selbst schwer, von ihren alten Glaubensgenossen sich ganz loszureissen, und vielleicht wäre das Band zwischen dieser so genannten Christensecte und zwischen der Jüdischen Kirche nicht einmal so früh aufgelöst worden, wenn nicht die eigene Gewaltthätigkeit der

Juden dasselbe abgerissen hätte, und die Christen durch die traurigen Schicksale ihrer Halbbrüder genöthigt worden wären, sich schneller von ihnen abzusondern.

Sobald die Christen eine eigene für sich bestehende Kirche ausmachten, so erfuhren sie die Verfolgungen, nicht nur der Juden sondern auch der Heiden. Eine Partie, die so gedrückt war, wie die Juden nach völliger Zerstörung ihres Staats gedrückt wurden, konnte nicht mehr viel ausrichten, und auch die Wuth des Barcochbas, der sich im zweiten Jahrhundert für einen Messias ausgab, dauerte nur kurze Zeit. Anhaltender und nachtheiliger waren die Verfolgungen der Heiden, weil sie großentheils selbst auf Befehl der Obrigkeit veranstaltet wurden, und oft nicht nur auf einzelne Städte und Provinzen sich erstreckten.

Nero war der erste, der die Christen durch Gesetze verfolgte. Er hatte Rom anzünden lassen, und mußte doch einen Schuldigen haben, dem er sein Verbrechen aufbürden konnte. Die Christen, ohnedieß Gegenstand des allgemeinsten Hasses, schienen die geschicktesten dazu zu seyn.

Wahrscheinlich erstreckte sich diese Verfolgung nicht über die Provinzen, sondern vorzüglich nur über die Römischen Christen. Vielleicht würde auch ein solcher einzelner Befehl den Christen nicht so großen Schaden gethan haben, wenn nicht ohnedieß die heidnischen Priester so sehr erbittert gewesen wären, daß ihnen durch die verminderte Anzahl der Götzendiener viel von ihrem Einkommen entzogen worden, und wenn nicht auch schon die bloße Standhaftigkeit, unter so despotischen Regierungen, als die Regierung der damaligen Kaiser war, ein Verbrechen hätte seyn müssen, besonders da dießmal die Ehre der Regenten so sehr darunter Noth litt,

denn die Christen weigerten sich, den Bildsäulen des Kaisers zu opfern und Weihrauch zu streuen.

Durch eine Menge verläumderischer Gerüchte, die oft ganz falsch waren, oft auf mißverstandene Nachrichten sich gründeten, wurde die Erbitterung noch allgemeiner gemacht: die Christen sollten Menschenfleisch in ihren geheimen Versammlungen genießen; wie schändlich war doch hier die Lehre vom Abendmahl verstellt! Besonders ihre nächtlichen Morgenzusammenkünfte sollten eine Zeit der schändlichsten Unzucht seyn: und doch fand sich's bei den Untersuchungen, daß sie bloß zusammenkamen, um Gott und Christo Loblieder zu singen, daß sie sich bloß in den wechselsweisen Versprechungen vereinigten, Bruderliebe zu üben, und Missethaten nicht zu begehen, die oft kaum die Moral der heidnischen Philosophen als unrecht erkannte. Man sagt, die Christen sollen sich wohl etwa auch manchmal nicht zum ruhigsten verhalten haben, sollen sich durch fanatische Hoffnungen getäuscht, wenn sie einen Nero oder Domitian für den Antichrist hielten, in aufrührerischen Ausdrücken und Handlungen vergessen haben. Wer will aber auch fordern, daß bei so vielen verschiedenst gesinnten Menschen, die durch alle Provinzen des Römischen Reichs zerstreut waren, und bei dem höchsten Grade der Tyrannei, die sie erdulden mußten, die Geduld immer unüberwindlich bleiben soll?

§. 5.

Verfolgungen der Christen.

Verfolgungen können die Ausbreitung einer neuen Religionspartie selten hindern, und so viele Beispiele der standhaftesten Tugend, als man hier an den Christen wahrnahm, mußten Manchen zur Nacheiferung reizen. Ein selbst durch die härtesten Schicksale gereizter Enthusiasmus befördert so oft

die Ausbreitung der Lüge, warum nicht auch die Ausbreitung der Wahrheit? Schon zu Ende des ersten Jahrhunderts standen in Kleinasien die Götzentempel verödet, zum Opferfleisch wollte sich kein Käufer mehr finden. Trajan will zwar die Christen nicht aufgesucht wissen, aber man soll sie doch strafen, wenn sie rechtmäßig angebracht würden. Wenn auch einer der nachfolgenden Kaiser keine eigentlichen Strafgesetze gegen die Christen gab, so wurden doch die vorigen nie ganz aufgehoben, und die neuen etwa mildernden Verordnungen hatten fast immer eine Zweideutigkeit, welche den Verfolger der Christen nicht zu sehr einschränkte. Es stand also bei jedem Statthalter der Provinz, wenn er die alten Gesetze wieder in Gang bringen wollte, und an Vorwand fehlte es nie, einer so verhaßten und verläumdeten Partie recht wehe zu thun, da sie ohnedieß selbst auch nach Verhältniß ihrer weiteren Ausbreitung, unvermeidlich hie und da scheinbare Gelegenheit geben mußte.

Indeß scheinen die Schicksale der Christlichen Religion nur im Römischen Reiche so fortdaurend hart gewesen zu seyn. Mit dem Anfange des dritten Jahrhunderts regierte zu Edessa ein Christlicher König, und auch jenseits des Euphrats genossen die Bekenner der neuen Lehre eine Ruhe, welche besonders in Persien fast den Untergang der alten Nationalreligion fürchten ließ.

Die letzteren Stürme, welche die Christen unter der Regierung der Kaiser aushalten mußten, waren bei weitem die heftigsten. Maximin's Verfolgung dauerte zwar nur kurz, 235
aber Decius wüthete wie ein Tyrann, und auf die etwas 249
gelindere Verfolgungen des Gallus und Valerian, kam die
Diocletianische, bei der es nicht nur den Personen der Christen, sondern vorzüglich auch der Bibel galt. Galerius, vor- 303

her einer der ergimmtesten Gegner der Christen, sch
311 nen endlich zuerst die Ruhe durch ein Edict, und C
313 tin vollendete ihre Freude.

§. 6.

Mildernde Umstände dieser Verfolgungen.

Indeß die Kirche manche solcher Erschütterung mußte, und unter diesen drückenden Umständen vi und Böses in derselben sich entwickelte, so gewann immer zugleich an Ausdehnung, und selbst manche mischen Kaiser waren gnädiger gegen dieselbe gesi man hätte erwarten sollen.

Wo Römische Legionen hinkamen, da kamen sten hin. Spanien hatte gewiß schon im zweiten dert seine Kirche. Von Gallien ist's noch erwiese wer kennt nicht den Bischof Irenäus von Lyon? das Vaterland Constantin's, ist nicht viel jüngere Christenthums als Gallien, und wenn die Kirchen tullian und Irenäus ihre Worte genau abgewogen gab es auch schon bei uns Deutschen im zweiten dert Christliche Kirchen *).

Manches Vorurtheil gegen die Christliche Re sich verloren haben, nachdem sie bekannter gewo besonders durch allgemeinere Bekanntwerdung der Leben ihres Stifters in seiner ganzen Vortrefflic

*) Die Gothen, welche im dritten Jahrhundert in M Thracien wohnten, erhielten die Christliche Religion fall. Sie führten einige Geistliche aus Kleinasien gene hinweg, und diese machten ihrer Religion un Barbaren so viel Ehre, daß sich hier eine eigene Kirche bildete.

Iren. adv. haer. I. 10. Tertull. adv. Iud. C.

urde. War es gerade nothwendig ein Christ zu seyn, stum für einen großen Mann zu halten? Wie der Epikur's die großen Vertheidiger der stoischen Grund- aller Verschiedenheit der Gesinnungen doch der vor- en Hochachtung würdigte, so konnte mancher Hei- ildsäule Christi unter den großen Männern seines Jahr- haben. Tiberius war deswegen kein Christ, noch Christum für einen Gott, wenn er verbot die Chri- erfolgen, und eine Religionspartie dieses Namens an- *).

tonin's Toleranz ist einer der schönsten Züge in der te seiner Regierung: von den duldenden Gesinnun- cher nachfolgenden Kaiser kann man nicht so gut ur- War sie nie durch das Geld der Christen erkauft? nie litik des schwachen Regenten, der eine Partie durch die verderben wollte? Noch unrichtiger ist, einen Kaiser, vorzügliche Neigung für die Christen bezeugte, oder mehr vom Christenthum hören wollte, als andere, so- selbst zum Christen machen.

ngefähr in dritthalb Jahrhunderten hatte sich diese neue ionspartie nun so emporgearbeitet, daß ihre Menge die ichere und angesehenere auch im Römischen Staat war. bare Gewalt der Gesetze hatte sie zu unterdrücken gesucht, m der Regenten und Wuth des Pöbels war oft fast auf's ste gestiegen, und die Vertheidigungsschriften, welche von t zu Zeit von verschiedenen Schriftstellern verfaßt wurden, ten dagegen wenig Nutzen: wer weiß, ob sie der Kaiser er- lt, ob sie seine Minister lasen? Die Witzlinge lachten dieser

*) So läßt sich noch am besten Tertullian's Erzählung (Apologet. c. 5.) vertheidigen, sie mag auf Tiberius oder auf einen andern August gehen.

her einer der ergrimmtesten Gegner der Christen, schenkte ih-
311 nen endlich zuerst die Ruhe durch ein Edict, und Constan-
313 tin vollendete ihre Freude.

§. 6.

Mildernde Umstände dieser Verfolgungen.

Indeß die Kirche manche solcher Erschütterungen leiden mußte, und unter diesen drückenden Umständen viel Gutes und Böses in derselben sich entwickelte, so gewann sie doch immer zugleich an Ausdehnung, und selbst manche der Römischen Kaiser waren gnädiger gegen dieselbe gesinnt, *als* man hätte erwarten sollen.

Wo Römische Legionen hinkamen, da kamen auch Christen hin. Spanien hatte gewiß schon im zweiten Jahrhundert seine Kirche. Von Gallien ist's noch erwiesener, denn wer kennt nicht den Bischof Irenäus von Lyon? Britannien, das Vaterland Constantin's, ist nicht viel jüngere Tochter des Christenthums als Gallien, und wenn die Kirchenväter Tertullian und Irenäus ihre Worte genau abgewogen haben, so gab es auch schon bei uns Deutschen im zweiten Jahrhundert Christliche Kirchen *).

Manches Vorurtheil gegen die Christliche Religion muß sich verloren haben, nachdem sie bekannter geworden, und besonders durch allgemeinere Bekanntwerdung der Bibel das Leben ihres Stifters in seiner ganzen Vortrefflichkeit aner-

*) Die Gothen, welche im dritten Jahrhundert in Mösien und Thracien wohnten, erhielten die Christliche Religion durch Zufall. Sie führten einige Geistliche aus Kleinasien als Gefangene hinweg, und diese machten ihrer Religion unter diesen Barbaren so viel Ehre, daß sich hier eine eigene Christliche Kirche bildete.

Iren. adv. haer. I. 10. Tertull. adv. Iud. C. VII.

kannt wurde. War es gerade nothwendig ein Christ zu seyn, um Christum für einen großen Mann zu halten? Wie der Schüler Epikur's die großen Vertheidiger der stoischen Grundsätze bei aller Verschiedenheit der Gesinnungen doch der vorzüglichsten Hochachtung würdigte, so konnte mancher Heide die Bildsäule Christi unter den großen Männern seines Jahrhunderts haben. Tiberius war deswegen kein Christ, noch hielt er Christum für einen Gott, wenn er verbot die Christen zu verfolgen, und eine Religionspartie dieses Namens anerkannte *).

Antonin's Toleranz ist einer der schönsten Züge in der Geschichte seiner Regierung: von den duldenden Gesinnungen mancher nachfolgenden Kaiser kann man nicht so gut urtheilen. War sie nie durch das Geld der Christen erkauft? nie bloß Politik des schwachen Regenten, der eine Partie durch die andere verderben wollte? Noch unrichtiger ist, einen Kaiser, der etwa vorzügliche Neigung für die Christen bezeugte, oder etwas mehr vom Christenthum hören wollte, als andere, sogleich selbst zum Christen machen.

Ungefähr in dritthalb Jahrhunderten hatte sich diese neue Religiospartie nun so emporgearbeitet, daß ihre Menge die zahlreichere und angesehenere auch im Römischen Staat war. Offenbare Gewalt der Gesetze hatte sie zu unterdrücken gesucht, Grimm der Regenten und Wuth des Pöbels war oft fast auf's höchste gestiegen, und die Vertheidigungsschriften, welche von Zeit zu Zeit von verschiedenen Schriftstellern verfaßt wurden, hatten dagegen wenig Nutzen: wer weiß, ob sie der Kaiser erhielt, ob sie seine Minister lasen? Die Witzlinge lachten dieser

*) So läßt sich noch am besten Tertullian's Erzählung (Apologet. c. 5.) vertheidigen, sie mag auf Tiberius oder auf einen andern August gehen.

neuen Sonderlinge, und wie die Neigung für das Christenthum allzu allgemein wurde, so fieng man auch im Ernst an, dasselbe zu widerlegen.

Das Christenthum triumphirte über alle Hindernisse: Gottes Hand war sichtbar in der Geschichte seiner allerersten Ausbreitung, aber leider haben die Menschen Gottes Hand frühe nachgemacht. Bei aller Freiwilligkeit für die größten Verläugnungen scheinen die moralischen Begriffe dieses Zeitalters noch nicht so aufgeklärt gewesen zu seyn, daß nicht manches von der Art, wie sie oft Christliche Religion auszubreiten suchten, anstößig scheinen sollte. Vieles wird sich genauer zeigen, wenn wir nun die innere Verfassung und Umstände dieser neuen Partie sehen.

§. 7.

Innere Verfassung der Christlichen Kirche der drei ersten Jahrhunderte nur als Gesellschaft betrachtet. Entstehung des Klerus.

Es war große Mühe, so viele verschieden gesinnte Köpfe, die seit den ersten Jahren ihrer Erziehung durch National- und Religionshaß getrennt waren, in einer Gesellschaft zu vereinigen, und so viel auch der unintereſſirte, nachgiebige Charakter der Apostel dazu beitrug, so konnt' es doch nicht ohne manchen wechselsweisen Stoß geschehen, da die Apostel selbst von sehr verschiedenem Temperament und Denkungsart, auch an Seelenkräften einander sehr ungleich waren. Die Scheidung zwischen Proselyten aus dem Juden- und Heidenthum verlor sich wohl erst zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, unterdeß waren die ersteren immer die angesehenere Partie, bei welcher sich auch die meisten Kenntnisse fanden.

Man vermuthet nicht ganz richtig, daß es in allen solchen neu entstandenen Gesellschaften eben so wie zu Jerusa-

salem ausgesehen habe, und stellt sich vielleicht auch nicht ganz richtig vor, daß es zu Jerusalem immer so geblieben sey, wie es im ersten Anfang aussah.

Das erste natürlichste Bedürfniß einer solchen neuen Gesellschaft war immer ein Lehrer, der in der Versammlung das Wort führen, was vorgelesen wurde, erklären konnte. Die Apostel selbst setzten an vielen Orten solche Männer ein. An andern Orten wählte die Gemeine den verständigsten aus ihren Mitgliedern, einen Mann guten Leumunds und kluger Sitten.

Zum Befehlen war nun ein solcher gewiß nicht da, aber er hatte Auctorität, und konnte besonders in Gesellschaft mit manchen durch Alter und Erfahrung ehrwürdig gewordenen Mitgliedern, auch bei Sachen, die nicht zunächst das Lehramt betrafen, ein gültiges Urtheil sprechen. Bei den gewöhnlichen Obrigkeiten konnten nehmlich die Christen nicht viel Recht hoffen, sie wandten sich also oft lieber an ihn, zu dem sie ohnedieß das größte Zutrauen hatten.

Er war auch Verwalter der gemeinschaftlichen Gelder, und bestritt daraus die Versorgung der Armen, der Wittwen und Waisen und besonders auch derer, so um der Religion willen Noth litten. Zwar vorzüglich ihm gebührte das Recht in der Gemeine zu sprechen, aber die anderen Mitglieder waren deswegen nicht ausgeschlossen. Er war nur älterer Bruder mehrerer Geschwistrige, nur das Bedürfniß mehrerer schwächeren Mitglieder der Gemeine machte ihn nothwendig. Da er ohne alle weitere Vorbereitung von Studium unter den übrigen als der verständigste gewählt worden war, so hatte er doch immer unter der Gemeine mehrere seines gleichen.

Lange konnte aber eine solche unschuldige Einrichtung in ihrer Unschuld nicht bleiben. Persönliche Auctorität mußt

sehr frühe Amtsauctorität werden. Der Lehrer einer Gemeine in einer großen Stadt mußte bald mancherlei Gehülfen haben, und je ausgebreiteter die Gemeine wurde, desto leichter veranläßte es Unordnung, wenn auch Laien in der Versammlung das Wort nahmen, oder wenn sich nicht überhaupt in der Gemeine eine bestimmte Regierung bildete. So wurde der Lehrer nach und nach Herr der Gesellschaft, und wo ihm auch anfangs seine eigenen persönlichen Verhältnisse nicht dazu geholfen hätten, da würkte das Beispiel anderer Gemeinen. Er führte mit den Lehrern anderer Gemeinen den gemeinschäftlichen Namen Bischof, er wollte also auch seyn, was man sich zuletzt gewöhnlich unter dem Namen eines Bischofs dachte.

§. 8.

Entstehung des Subordinationssystems bei dem Klerus.

Ursprünglich sollte der Lehrer der Christlichen Gemeine zu Rom um nichts vornehmer seyn, als der Lehrer eines Phrygischen Dorfs, keiner sollte dem andern zu befehlen haben, und wenn es auf Amtserinnerungen ankam, so war das Recht sie zu geben, vollkommen wechselsweis. Aber apostolischer Ursprung einer Gemeine, Größe und Reichthum der Stadt, Sitz des Statthalters, der sich etwa gerade da befand — das alles mit noch mehrern in einzelnen Fällen ganz individuellen Umständen, traf bald so zusammen, daß sich unter den Lehrern der verschiedenen Gemeinen selbst, eine Aristokratie bildete, welche gleich anfangs, selbst nach den Veranlassungen ihres Ursprungs, die größte Aehnlichkeit mit den politischen Eintheilungen des Römischen Reichs erhalten mußte.

Aus der übrigen großen Menge hoben sich ungefähr zehen derselben hervor, auf deren Wort vorzüglich viel ankam,

großmüthig dasselbe sich unter einander ohne weitere Kirchenbuße verziehen.

Wie durch ein Lauffeuer entzündete sich die Streitigkeit in allen Afrikanischen Kirchen. Die Donatisten (so heißt die Gegenpartie des Cäcilian von einem ihrer Hauptanführer) bringen ihre Klagen vor Constantin, und erbitten sich Gallische Bischöfe zu Commissarien der Untersuchung. Die niedergesetzte Commission, bei welcher Constantin den Römischen Bischof Melchiades zum ersten Commissar machte, spricht den Cäcilian von den vorgeworfenen Verbrechen völlig frei, und manche der Beschuldigungen fallen auf Häupter der Donatisten zurück. Auch bei der zweiten Untersuchung, welche Constantin, weil die Donatisten noch nicht ruhten, dem Proconsul von Afrika übertrug, erscheint Cäcilian's Sache als Sache der Unschuld. Doch um den Klägern selbst ihre wichtigsten Einwürfe zu entreissen, ruft Constantin etlich und dreißig Bischöfe aus verschiedenen seiner Provinzen nach Arles. Auch 314
sie können nicht anders als wieder gegen die Donatisten sprechen: und das einzige, was den Unruhigen jetzt noch übrig blieb, war, den Kaiser selbst zum Richter aufzufordern. Es war leicht voraus zu sehen, was sich auch wirklich ereignete, daß sie auch bei dem eignen Urtheil des Kaisers, wenn es gegen sie ausfallen sollte, Partheilichkeit finden würden. Die weiteren Folgen und die schröcklichen Scenen dieser Bewegungen gehören zur folgenden Periode.

§. 11.

Veränderungen der Kirchenzucht und dadurch veranlaßter Novatianismus.

Wenn man an die Einrichtung und den Geist der Kirchenzucht dieser drei ersten Jahrhunderte denkt, so findet man solche heftige Unruhen in ihren Veranlassungen weniger außer-

geändert hatten. Es war seit langem eine Ungleichförmigkeit zwischen der Römischen und Kleinasiatischen Kirche in Haltung des Passa. Dem Beispiel Christi getreu aßen die Christen in Kleinasien das Osterlamm am vierzehnten nach dem Neumond, und am siebzehnten feierten sie das Wiedergedächtniß der Auferstehung Jesu. So wurde also die große Fasten unterbrochen, welche bis auf den Tag der Auferstehung unverletzt sollte gehandelt werden; man aß das Osterlamm zu gleicher Zeit mit den Juden, und das Fest der Auferstehung fiel nicht immer auf den Sonntag.

Drei Puncte, die der Römische Bischof unerträglich fand, der in seiner Kirche die Gewohnheit hatte, das Passa in der Nacht unmittelbar vor dem Auferstehungsfest zu essen, und das Fest selbst immer nur an einem Sonntage zu halten. Man traktirte einige Zeit mit einander wegen dieser Zwistigkeit, ohne einstimmig werden zu können. Der Römische Bischof Victor wurde endlich so heftig, daß er die Kleinasiater nicht mehr als Brüder erkennen wollte. Der gebieterische Ton eines solchen, der im Grund nichts weiter war als vornehmerer College, kam aber damals noch so sehr zu frühe, daß alle über den Stolz des Bischofs aufgebracht wurden. Unterdeß fangen doch nun seit dieser Zeit hierarchische Zänkereien in ununterbrochener Reihe an, sie haben den wichtigsten Einfluß auf die Bildung der Dogmatik, und zeigen diesen selbst schon in der gegenwärtigen Periode. Einen wichtigen Abschnitt dieser Geschichte machen die Märtyrer und Confessoren.

§. 9.

Würkung der Märtyrer und Confessoren auf die Hierarchie.

Man glaubte dem Manne, der für das Bekenntniß der Christlichen Religion weder Leben noch Aufopferung aller Güter theuer achtete, nicht Ehre genug erweisen zu können.

Was der Märtyrer vielleicht noch im Gefängniß, vielleicht in seiner Todesstunde gesagt hatte, wurde wie ein Orakel befolgt, und mancher, der wegen Abfalls oder irgend eines andern Verbrechens von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen war, fand den bequemsten Weg zur Wiederaufnahme, wenn er beweisen konnte, daß ihn ein Märtyrer als Bruder erkannt habe. Das war Zerstörung aller Kirchenzucht, deren Behauptung damals desto wichtiger war, da bei so vielen aufmerksamen Feinden der Fehler eines einzelnen Mitglieds sehr leicht der ganzen Gesellschaft hätte können zum Verbrechen gemacht werden. Aber auch Ansehen der Geistlichkeit mußte darunter sehr Noth leiden, denn das Wort des Märtyrers und Confessors galt mehr als das Wort des Bischofs, und der Märtyrer nahm sich wohl manchmal die Freiheit, selbst den Bischof zu bestrafen. Man tritt der Ehre dieser unerschrocknen Bekenner des Christenthums gar nicht zu nahe, wenn man zweifelt, ob sie immer auch aufgeklärte und moralisch gut gebildete Menschen waren, und beides müßten sie doch gewesen seyn, wenn von ihrer Entscheidung der Wohlstand der ganzen Kirchendisciplin und die Verfassung mancher einzelnen Kirche, hätte abhangen sollen. Es war dem Bischof nicht möglich, völliger Herr von seiner Gemeine zu werden, so lange ein solcher Laie bei den wichtigsten Angelegenheiten derselben so viel zu sagen hatte, und wenn oft der Märtyrer und Confessor für sich selbst gegen den Bischof nicht übel gesinnt gewesen wäre, so wurde er von andern in der Gemeine aufgereizt. Der Bischof mußte den Märtyrer und Confessor aus der Armencasse versorgen, aber manche der vornehmen Frauen in der Gemeine schickte reichlicher aus ihrem eigenen, als der Bischof aus der öffentlichen Casse, und so wurde die Ruhe einer ganzen Kirche bisweilen der Intrigue eines einzigen Weibes preisgegeben.

ordentlich, die Gefahr abentzeigt sich um so grösser, welche von denselben zu befürchten war. Die Kirchenzucht beruhte in diesem Zeitalter fast einzig auf den verschiedenen Gesetzen oder Gewohnheiten, welche die Ausschließung oder Wiederaufnahme solcher Personen betrafen, die sich gewisser Verbrechen schuldig gemacht hatten. Es mußte bei jeder Kirche festgesetzt seyn, welche Vergehen als so groß angesehen werden sollten, und in den ersten Zeiten war Strenge sehr nothwendig. Wie viel Vorwand hätten sonst Juden und Heiden bei ihrer Verfolgung gehabt, wenn nicht die Christen einer vollkommenen Unsträflichkeit ihrer Gesellschaft sich beflissen hätten.

Todtschlag, Ehebruch und Abfall zum Götzendienst waren die drei Verbrechen, bei welchen keine Hoffnung zur völligen Wiederaufnahme war, und am wenigsten für den Geistlichen, an welchem jedes Verbrechen immer doppelter Strafe werth geachtet wurde. Manches hielt man dabei für eine Art des Abfalls vom Christenthum, was doch vielleicht nur erster Schritt zu demselben, oder mehr augenblickliche Verläugnung als Apostasie war. Auf solche Gattungen von Verbrechen war also immer eine vorzügliche Strafe gesetzt.

Mancher Christ, um seiner Verfolger los zu werden, kaufte sich von seinem Statthalter oder Richter einen Schein, daß er den Göttern geopfert habe, er glaubte weniger zu sündigen, wenn er gesündigt zu haben vorgab. Mancher glaubte, den Göttern wenigstens Weihrauch streuen zu dürfen, wenn er nur nicht Christliche Religion feierlich verläugne, oder lieferte er zwar den Verfolgern die Bibel und heilige Gefäße aus, aber er ließ sich nicht weiter treiben. Dem Bischof wurde es schon sehr übel gedeutet, wenn er bei entstandener Verfolgung seiner Gemeine sich nur entzog.

Sobald nun der erste Sturm der Verfolgung ein we=

nig vorüber war, und sobald man Musse bekam, das Betragen einzelner Mitglieder zu untersuchen, so wartete auf alle diese furchtsamen Seelen eine sehr strenge Bestrafung. Es war nicht möglich, daß diese Strenge auch bei vermehrterer Anzahl der Gefallenen noch lange fortdauren konnte. Die Bischöfe, welche die höchste Reinigkeit der Kirchenzucht behaupten sollten, waren größtentheils auch durch eigenes Interesse genöthigt nachzulassen. Aber eben dieses Nachlassen gab oft in den Gemeinen immer die heftigsten Bewegungen; denn diejenige, welche in den Verfolgungen ausgehalten hatten, wollten nicht den übrigen gleich gehalten seyn. Ueberhaupt glaubten die Eiferer, bei der geringsten Gelindigkeit sey es um alle Kirchenzucht geschehen, und ganz eingenommen für die alten Zeiten konnten sie nicht begreifen, wie sich Kirchenzucht immer nach dem veränderten Tone des Zeitalters richten müsse. In manchen Kirchen waren solche Bewegungen nur vorübergehend; in der Afrikanischen wurden sie, wie wir so eben sahen, von Arglist und Bosheit benutzt; noch früher aber entstanden solche Gährungen in der Römischen Kirche.

Es war nach Bischof Fabian's Tod ein neuer Bischof zu 250
wählen. Unter den Wählenden herrschten zwei Partien, eine hatte Novatian an ihrer Spitze, einen Mann von sehr strengen Grundsätzen in Ansehung der Gefallenen. Die andere, Cornelius war ihr Haupt, behauptete schon lang gelindere Meinungen. Die meisten Wahlstimmen fielen auf Cornelius, und die bisherige Gelassenheit der Eifererpartie verwandelte sich itzt in den heftigsten Haß, der durch die Aufmunterungen einiger Karthagischen Geistlichen, welche sich gerade damals zu Rom aufhielten, noch mehr entzündet wurde. Sie erkennen den Cornelius nicht als ihren Bischof, Novatian soll

sehr frühe Amtsauctorität werden. Der Lehrer einer Gemeine in einer großen Stadt mußte bald mancherlei Gehülfen haben, und je ausgebreiteter die Gemeine wurde, desto leichter veranläßte es Unordnung, wenn auch Laien in der Versammlung das Wort nahmen, oder wenn sich nicht überhaupt in der Gemeine eine bestimmte Regierung bildete. So wurde der Lehrer nach und nach Herr der Gesellschaft, und wo ihm auch anfangs seine eigenen persönlichen Verhältnisse nicht dazu geholfen hätten, da würkte das Beispiel anderer Gemeinen. Er führte mit den Lehrern anderer Gemeinen den gemeinschaftlichen Namen Bischof, er wollte also auch seyn, was man sich zuletzt gewöhnlich unter dem Namen eines Bischofs dachte.

§. 8.

Entstehung des Subordinationssystems bei dem Klerus.

Ursprünglich sollte der Lehrer der Christlichen Gemeine zu Rom um nichts vornehmer seyn, als der Lehrer eines Phrygischen Dorfs, keiner sollte dem andern zu befehlen haben, und wenn es auf Amtserinnerungen ankam, so war das Recht sie zu geben, vollkommen wechselsweis. Aber apostolischer Ursprung einer Gemeine, Größe und Reichthum der Stadt, Sitz des Statthalters, der sich etwa gerade da befand — das alles mit noch mehrern in einzelnen Fällen ganz individuellen Umständen, traf bald so zusammen, daß sich unter den Lehrern der verschiedenen Gemeinen selbst, eine Aristokratie bildete, welche gleich anfangs, selbst nach den Veranlassungen ihres Ursprungs, die größte Aehnlichkeit mit den politischen Eintheilungen des Römischen Reichs erhalten mußte.

Aus der übrigen großen Menge hoben sich ungefähr zehen derselben hervor, auf deren Wort vorzüglich viel ankam.

aber von diesen zehen hatte keiner dem andern etwas zu befehlen, und selbst auch diese zehen waren weit noch nicht gesetzmäßige Herrn ihrer Mitbrüder, alle ihre Rechte waren nur Observanz.

Diese hierarchische Eidgenossenschaft aber würde sich schwerlich so gebildet haben, wenn nicht äußerer Drang die Christen gleich anfangs zum Zusammenhalten genöthigt hätte, und wenn nicht dieser Geist der Consociation, zu dessen Nährung die damalige Dogmatik sehr viel beitrug, durch das Synodenhalten geleitet worden wäre.

Man findet nehmlich seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts, daß die Bischöfe, sobald irgend etwas von gemeinschaftlicher Wichtigkeit zu entscheiden war, aus der ganzen Nachbarschaft zusammen kamen, und gemeinschaftlich sich darüber besprachen. Man machte Verordnungen wegen der Kirchengebräuche, verglich auch Streitigkeiten einzelner Gemeinen gegen einander, sprach mit einander vom Glauben, und von diesem und jenem, der mit einer neuen Lehre oder mit einem neuen Wort zum Vorschein gekommen war. Durch diese öftere Versammlungen die wahrscheinlich zuerst in Kleinasien eine gewisse rechtliche Form erhielten, bekamen gewisse Bischöfe in kurzem eine sichtbare Ueberlegenheit über die andere, und so wenig diese Synoden gleich seit ihrem Ursprung zu Wiederherstellung des öffentlichen Wohls und Kirchenfriedens beitrugen, vielmehr mit jedem Jahrhundert immer schlimmere Folgen hatten, so blieb man doch auf der einmal betretenen Bahn. In der nachfolgenden Periode konnte man alsdenn noch deutlicher sehen, wie sehr durch sie die Entwicklung der Hierarchie beschleunigt wurde.

Schon aber zu Ende des zweiten Jahrhunderts zeigte sich ein auffallendes Beispiel, wie sehr sich die alten Zeiten

Geschichte der Lehre, nach beiden Beziehungen als Religion und Theologie betrachtet.

§. 14.

Lehre der Apostel.

Der erste Unterricht der Apostel war äußerst einfach. Es war ihnen darum zu thun, gute fromme Menschen zu bilden, dem Juden seinen Nationalstolz, dem Heiden seine Laster abzugewöhnen. Dazu brauchte es nun nichts als herzliche väterliche Ermahnungen, verstärkt durch das Beispiel Christi und anschaulich gemacht durch mannichfaltige Gründe aus der Natur der Sache selbst und aus ihrer unmittelbaren Lage. Ihr ganzer Vortrag richtete sich immer nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Zuhörer, war also anders gegen den Juden, anders gegen den Heiden, weil man bei dem Juden manches voraussetzen konnte, wovon Heiden keine Kenntniß oder keine Ueberzeugung hatten.

Die besondere Denkungsart eines jeden Apostels trug auch dazu bei, daß einer vor dem andern einen gewissen Artikel in helleres Licht zu stellen suchte. Wie hoch schlug nicht das Herz des sanften Johannes, wenn er göttliche Würde seines innigst geliebten Jesus behauptete! Wie eiferte nicht Paulus gegen jeden Ueberrest des Judenthums; wie verschieden scheint sich Jakobus auszudrücken. Man sieht aber doch durch alle diese Verschiedenheiten hindurch, daß es ihnen darum zu thun ist, die Nachrichten von der Person und Würde Jesu zu einem der Hauptbeziehungspuncte ihres Vortrags zu machen, Gottes allgemeine Vaterliebe besonders aus der Geschichte Christi zu zeigen, und die zweifelsvolle Ungewißheit zu heben, womit bisher Juden und Heiden in Ansehung des Zustandes nach dem Tode gepeinigt wurden.

Es war für die Behauptung der Reinigkeit der Lehre in diesen ersten Christlichen Gemeinen sehr wichtig, daß die Apostel Schriften hinterließen, worin theils die Geschichte Jesu glaubwürdig erzählt, theils die Hauptpuncte ihres Vortrags gelegenheitlich ausgeführt oder wenigstens berührt waren. Es sind zwar eigentlich nur Localschriften; denn es sind größtentheils Briefe, also nicht Abhandlungen über gewisse Gegenstände. Wie es sich in einem Briefe giebt, bald Antwort auf eine vorgelegte Frage, bald Digression aus Gelegenheit eines neuesten Vorfalls, bald Ermahnung wegen einer bevorstehenden Sache. Aber gerade dieses Locale und Individuelvertrauliche gab solchen Schriften für jenes erste Zeitalter das höchste Interesse und ein unverkennbares Siegel von Authenticität.

Man hat nicht alles, was die Apostel geschrieben haben, und man weiß auch nicht, wie es kam, daß gerade diese Schriften gesammelt wurden, welche wir gegenwärtig noch haben. Sie scheinen schon zu Ende des ersten Jahrhunderts gesammelt gewesen zu seyn. Ob sogleich alle auf einmal, läßt sich wieder nicht entscheiden. An der Aechtheit einiger derselben zweifelte man zu Ende des zweiten und vorzüglich im dritten Jahrhundert. Unter diesen bezweifelten ist die Offenbarung Johannis das merkwürdigste; denn weil sie ein prophetisches Buch ist, bekam sie besonders in Aegypten starke Partie und Gegenpartie; Leute, die sich mit Deutungen abgaben, mißbrauchten das Buch, und Leute, welche diese Deutungen widerlegen wollten, schienen den Mißbrauch dem Buche selbst angerechnet zu haben.

§. 15.

Ketzereien. Gnostiker.

Die Apostel haben es noch selbst erlebt, daß man ihre

Lehre zu verkehren suchte, nicht nur daß Juden ihr Judenthum, so verdorben als es damals auch war, mit dem Christenthum zu verbinden suchten, sondern auch, daß Leute, welche nach dem damaligen Tone Gelehrte und Philosophen waren, ihr Christenthum an ihre philosophische Meinungen und diese an jenes anknüpfen wollten.

Längst nehmlich vor der Erscheinung der Christlichen Religion war besonders in den Morgenländern eine Philosophie sehr herrschend geworden, welche bald die Materie als Quelle alles Bösen angab, bald auch das große Vernunfträthsel vom Ursprung alles Bösen durch Emanationshypothesen und Aeonengenealogien zu lösen suchte, und durch diese zwei Vereinigungs-Versuche sowohl in die Dogmatik als in die Moral manches unrichtige brachte. Viele dieser Philosophen wurden nun auch Christen, und die Art der verschiedenen Verbindungen, welche sie zwischen ihren alten und neuen Ideen auf Kosten der einen und der andern zu machen suchten, brachte die verschiedensten so genannten ketzerischen Systeme hervor.

Schon Paulus eiferte gegen einen Hymenäus und Philetus, welche behaupteten, die Auferstehung sey schon geschehen. Haben sie wohl die ganze Lehre bloß allegorisch von der Bekehrung erklärt? Johannes widerlegt Leute, welche leugneten, daß Jesus wahrhafter Mensch gewesen sey, und unter den Benennungen Logos, Sohn Gottes ganz verkehrte Begriffe dachten. Er erlebte noch einen Hauptanführer dieser philosophirenden Christen, Cerinthus. Dieser suchte Gnosticismus, Jüdische und Christliche Lehre in eins zu verbinden. Der Gnostiker, weil er einmal die Materie nur als Quelle alles Bösen ansah, sprach gewöhnlich vom Weltschöpfer nicht zum rühmlichsten, überhaupt war ihm der Gott

Mosis nicht transscendentel genug. Cerinth aber nahm an, daß der Weltschöpfer zwar nicht der höchste Gott sey, aber doch einer der erhabensten guten Engel (Aeonen), nur sey er nach und nach schlimm geworden. Deswegen habe Gott einen andern der höchsten guten Aeonen gesandt, der sich auf den Sohn Josephs und Mariens bei der Taufe herabgelassen, und denselben der Ausführung seiner großen Thaten fähig gemacht. Verleitet durch den bösen Geist, den Weltschöpfer, (Demiurgus) hätten die Juden Jesum gekreuzigt, und bei der Kreuzigung sey Christus hinweggeflogen.

Es paßt gar nicht mit dem übrigen System des Cerinthus zusammen, daß er geglaubt haben solle, Christus werde einmal auf die Erde wiederkommen, und mit seinen Glaubigen im höchsten Genuß sinnlicher Wollüste tausend Jahre auf Erden regieren. Ist hier das Unzusammenhängende Grund genug, an der Richtigkeit der patristischen Nachrichten zu zweifeln?

So ungefähr dachte einer der Hauptanführer einer gnostischen Partie. Es ist aber unnütze, die weitere Mannichfaltigkeit der ausschweifenden Einbildungskraft dieser Schwärmer aufzusuchen. Einer dachte sich mehrere, ein anderer wenigere, Aeonen, jeder ordnete sie verschieden, mancher hatte wohl gar kein System. Das große Räthsel vom Ursprung alles Bösen, wie es sich mit Gottes weiser Güte vereinigen lasse, beschäftigte sie alle, und alle suchten sich dadurch zu helfen, daß sie eine mit Gott ewig coexistirende, von ihm unabhängige Materie annahmen, die entweder ihren besondern Herrn hatte, der sich dem höchsten Gott widersetze, oder welche ein abgefallener Geist als das Mittel brauche, Gottes wohlthätige Absichten zu zernichten. Manchen haben die Kirchenväter unter die gnostischen Ketzer gezählt, der als aufgeklärter Kopf bloß

Versuche machte, die gewöhnlichen Vorstellungsarten zu verfeinern.

§. 16.

Manichäer.

Eine Abart oder vielleicht ein Zweig des Gnosticismus waren die Manichäer. Manes, ein Persischer Magier, glaubte zwischen seiner Persischen Philosophie und der Christlichen Religion Uebereinstimmung zu finden, und was noch nicht übereinstimmend war, glaubte er dazu machen zu können. Die Lehre seiner Väter von zwei gleich ewigen Grundwesen einem guten und bösen, (Licht und Finsterniß) wurde zum Grund gelegt.

Der Herr des Lichts sey der seligste Geist, voll des thätigsten Wohlwollens, der Herr der Finsterniß voll bittern Hasses und böser Lüste. Diese beiden Herren seyen mit einander im Krieg, und der Fürst der Finsterniß habe verschiedene kleine Vortheile gewonnen. Wir Menschen, über welche von beiden Partien viel gestritten wird, tragen einen Leib, der aus der bösen Materie entsprungen ist, und von den zwei Seelen, die wir haben, kommt eine vom Fürsten der Finsterniß und die andere vom Fürsten des Lichts her. Christus wurde in der Absicht von Gott erzeugt, um denen in Leibern eingeschlossenen Seelen zu helfen. Er nahm deswegen einen Scheinkörper an, und Manes ist der Paraklet (Lehrer), der itzt durch Predigung einer vollkommeneren Sittenlehre als die Sittenlehre Christus war, das angefangene Werk vollenden soll. Welche Seele sich reinigen will, muß den Dienst des Judengottes verlassen, dem Gesetz Christi und des Manes durch Bestreitung seiner Lüste gehorchen. Zwar wird sie in diesem Leben nie ganz rein, sondern erst noch nach dem Tode hat sie verschiedene Läuterungen auszudauren. Aber wenn sie sich doch nun hier gar nicht reinigen lassen will, so wird sie nach diesem Leben von

dem Leib eines Thiers, in den eines andern kommen, und den härtesten Peinigungen unterworfen seyn.

Eine Partie, welche dieses System hat, konnte nicht viel Gutes von der Bibel halten. Das alte Testament war nach ihrer Idee ein Werk des Judengottes, also des Herrn der Finsterniß, und vom neuen Testament konnte auch nicht viel bleiben, sie glaubten wenigstens, dasselbe sey größtentheils so mit Fabeln vermengt, daß man das Richtige vom Unrichtigen nicht mehr unterscheiden könne. Man sollte dem ersten Anblick nach glauben, Hypothesen, wie die Manichäischen sind, seyen viel zu sehr gegen allen Menschenverstand, als daß sie viele Anhänger bekommen könnten: aber man weiß aus der Geschichte ganz zuverlässig, daß sie außerordentlichen Beifall erhielten, und daß es sehr schwer hielt, ihre allgemeine Ausbreitung zu hindern.

Ihre strenge Lebensart und gute Moral, welche wenigstens den damals gewöhnlichen Begriffen von moralischer Güte sehr entsprach, mag wohl viel dazu beigetragen haben; aber man macht doch überhaupt durch die ganze Kirchenhistorie hindurch die traurige Bemerkung, daß Sätze, die dem aufgeklärtern und durch Abstraction geübten Menschenverstand als höchst ungereimt auffallen, oft schnelle den ganzen Beifall des weniger gebildeten und sich selbst überlassenen Menschen erhalten.

§. 17.

Montanisten.

Einer solchen Art gelehrter Schwärmerei aber als die Gnostiker trieben, war, wie leicht zu erachten, ein großer Theil gar nicht fähig, ihre Einbildungskraft weidete sich an viel sinnlicheren Ideen, dachte sich alles viel materieller und überließ sich, wie bei einer solchen Gattung von Schwärmer

Lehre zu verkehren suchte, nicht nur daß Juden ihr Judenthum, so verdorben als es damals auch war, mit dem Christenthum zu verbinden suchten, sondern auch, daß Leute, welche nach dem damaligen Tone Gelehrte und Philosophen waren, ihr Christenthum an ihre philosophische Meinungen und diese an jenes anknüpfen wollten.

Längst nehmlich vor der Erscheinung der Christlichen Religion war besonders in den Morgenländern eine Philosophie sehr herrschend geworden, welche bald die Materie als Quelle alles Bösen angab, bald auch das große Vernunfträthsel vom Ursprung alles Bösen durch Emanationshypothesen und Aeonengenealogien zu lösen suchte, und durch diese zwei Vereinigungs-Versuche sowohl in die Dogmatik als in die Moral manches unrichtige brachte. Viele dieser Philosophen wurden nun auch Christen, und die Art der verschiedenen Verbindungen, welche sie zwischen ihren alten und neuen Ideen auf Kosten der einen und der andern zu machen suchten, brachte die verschiedensten so genannten ketzerischen Systeme hervor.

Schon Paulus eiferte gegen einen Hymenäus und Philetus, welche behaupteten, die Auferstehung sey schon geschehen. Haben sie wohl die ganze Lehre bloß allegorisch von der Bekehrung erklärt? Johannes widerlegt Leute, welche leugneten, daß Jesus wahrhafter Mensch gewesen sey, und unter den Benennungen Logos, Sohn Gottes ganz verkehrte Begriffe dachten. Er erlebte noch einen Hauptanführer dieser philosophirenden Christen, Cerinthus. Dieser suchte Gnosticismus, Jüdische und Christliche Lehre in eins zu verbinden. Der Gnostiker, weil er einmal die Materie nur als Quelle alles Bösen ansah, sprach gewöhnlich vom Weltschöpfer nicht zum rühmlichsten, überhaupt war ihm der Gott

Mosis nicht transscendentel genug. Cerinth aber nahm an, daß der Weltschöpfer zwar nicht der höchste Gott sey, aber doch einer der erhabensten guten Engel (Aeonen), nur sey er nach und nach schlimm geworden. Deswegen habe Gott einen andern der höchsten guten Aeonen gesandt, der sich auf den Sohn Josephs und Mariens bei der Taufe herabgelassen, und denselben der Ausführung seiner großen Thaten fähig gemacht. Verleitet durch den bösen Geist, den Weltschöpfer, (Demiurgus) hätten die Juden Jesum gekreuzigt, und bei der Kreuzigung sey Christus hinweggeflogen.

Es paßt gar nicht mit dem übrigen System des Cerinthus zusammen, daß er geglaubt haben solle, Christus werde einmal auf die Erde wiederkommen, und mit seinen Glaubigen im höchsten Genuß sinnlicher Wollüste tausend Jahre auf Erden regieren. Ist hier das Unzusammenhängende Grund genug, an der Richtigkeit der patristischen Nachrichten zu zweifeln?

So ungefähr dachte einer der Hauptanführer einer gnostischen Partie. Es ist aber unnütze, die weitere Mannichfaltigkeit der ausschweifenden Einbildungskraft dieser Schwärmer aufzusuchen. Einer dachte sich mehrere, ein anderer wenigere, Aeonen, jeder ordnete sie verschieden, mancher hatte wohl gar kein System. Das große Räthsel vom Ursprung alles Bösen, wie es sich mit Gottes weiser Güte vereinigen lasse, beschäftigte sie alle, und alle suchten sich dadurch zu helfen, daß sie eine mit Gott ewig coexistirende, von ihm unabhängige Materie annahmen, die entweder ihren besondern Herrn hatte, der sich dem höchsten Gott widersetze, oder welche ein abgefallener Geist als das Mittel brauche, Gottes wohlthätige Absichten zu zernichten. Manchen haben die Kirchenväter unter die gnostischen Ketzer gezählt, der als aufgeklärter Kopf bloß

Versuche machte, die gewöhnlichen Vorstellungsarten zu verfeinern.

§. 16.

Manichäer.

Eine Abart oder vielleicht ein Zweig des Gnosticismus waren die Manichäer. Manes, ein Persischer Magier, glaubte zwischen seiner Persischen Philosophie und der Christlichen Religion Uebereinstimmung zu finden, und was noch nicht übereinstimmend war, glaubte er dazu machen zu können. Die Lehre seiner Väter von zwei gleich ewigen Grundwesen einem guten und bösen, (Licht und Finsterniß) wurde zum Grund gelegt.

Der Herr des Lichts sey der seligste Geist, voll des thätigsten Wohlwollens, der Herr der Finsterniß voll bittern Hasses und böser Lüste. Diese beiden Herren seyen mit einander im Krieg, und der Fürst der Finsterniß habe verschiedene kleine Vortheile gewonnen. Wir Menschen, über welche von beiden Partien viel gestritten wird, tragen einen Leib, der aus der bösen Materie entsprungen ist, und von den zwei Seelen, die wir haben, kommt eine vom Fürsten der Finsterniß und die andere vom Fürsten des Lichts her. Christus wurde in der Absicht von Gott erzeugt, um denen in Leibern eingeschlossenen Seelen zu helfen. Er nahm deswegen einen Scheinkörper an, und Manes ist der Paraklet (Lehrer), der itzt durch Predigung einer vollkommeneren Sittenlehre als die Sittenlehre Christus war, das angefangene Werk vollenden soll. Welche Seele sich reinigen will, muß den Dienst des Judengottes verlassen, dem Gesetz Christi und des Manes durch Bestreitung seiner Lüste gehorchen. Zwar wird sie in diesem Leben nie ganz rein, sondern erst noch nach dem Tode hat sie verschiedene Läuterungen auszudauren. Aber wenn sie sich doch nun hier gar nicht reinigen lassen will, so wird sie nach diesem Leben von

dem Leib eines Thiers, in den eines andern kommen, und den härtesten Peinigungen unterworfen seyn.

Eine Partie, welche dieses System hat, konnte nicht viel Gutes von der Bibel halten. Das alte Testament war nach ihrer Idee ein Werk des Judengottes, also des Herrn der Finsterniß, und vom neuen Testament konnte auch nicht viel bleiben, sie glaubten wenigstens, dasselbe sey größtentheils so mit Fabeln vermengt, daß man das Richtige vom Unrichtigen nicht mehr unterscheiden könne. Man sollte dem ersten Anblick nach glauben, Hypothesen, wie die Manichäischen sind, seyen viel zu sehr gegen allen Menschenverstand, als daß sie viele Anhänger bekommen könnten: aber man weiß aus der Geschichte ganz zuverlässig, daß sie außerordentlichen Beifall erhielten, und daß es sehr schwer hielt, ihre allgemeine Ausbreitung zu hindern.

Ihre strenge Lebensart und gute Moral, welche wenigstens den damals gewöhnlichen Begriffen von moralischer Güte sehr entsprach, mag wohl viel dazu beigetragen haben; aber man macht doch überhaupt durch die ganze Kirchenhistorie hindurch die traurige Bemerkung, daß Sätze, die dem aufgeklärtern und durch Abstraction geübten Menschenverstand als höchst ungereimt auffallen, oft schnelle den ganzen Beifall des weniger gebildeten und sich selbst überlassenen Menschen erhalten.

§. 17.

Montanisten.

Einer solchen Art gelehrter Schwärmerei aber als die Gnostiker trieben, war, wie leicht zu erachten, ein großer Theil gar nicht fähig, ihre Einbildungskraft weidete sich an viel sinnlicheren Ideen, dachte sich alles viel materieller und überließ sich, wie bei einer solchen Gattung von Schwärmer

rei gewöhnlich ist, recht ausschweifenden Hoffnungen der Zukunft. Niemand dieser Art wurde bekannter als die Montanisten in Phrygien.

Die außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes mögen ungefähr bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Kleinasien fortgedauert haben, weil nirgends länger Apostel gelebt haben als dorten, also eine Gabe, die nur durch Auflegung apostolischer Hände ertheilt wurde, eben daselbst am längsten sich gezeigt haben mag. Da endlich aber nach und nach alle unmittelbare Zöglinge von Johannes hinwegstarben; so regte sich Nachahmungssucht und Begierde, die erlöschenden Wunderkräfte fortdaurend zu erhalten. In einem unbekannten Phrygischen Flecken fieng Montanus, ein sonst ziemlich unwissender Mann an, für einen Propheten, für den Paraklet, sich auszugeben, dessen Sendung Christus so oft verheissen habe. Er versicherte, daß der Kirche noch gar viel mangele, das alte Testament sey Zeit der Kindheit gewesen. Christus und die Apostel hätten den Menschen zwar zur jugendlichen Größe erzogen, doch der Schwachheit des Fleisches in vielem noch schonen müssen, durch ihn und seine Gehülfen aber sollte die Christliche Tugend in ihrem völligen männlichen Glanz hergestellt werden.

In Rücksicht auf alle damals kirchlich bestimmte Lehren waren die Montanisten orthodox. Ihr Reformationsgeist betraf vorzüglich nur die Sittenlehre, und diese wurde von ihnen nach allen Eingebungen eines schwarzen melancholischen Temperaments überspannt, oder sie erhoben vielmehr zur allgemeinen Sittenlehre, was damals der größere Theil bloß zur höheren Ascetik rechnete. Montanus empfahl die Fasten außerordentlich, wollte alle Wissenschaften aus der Kirche verbannt wissen, eiferte vorzüglich gegen die zweite Ehe, denn

jede eheliche Verbindung überhaupt schien ihm schon menschliche Schwäche, und drang endlich auf eine viel strengere Kirchenzucht als damals gewöhnlich zu werden anfieng. Die ganze Partie gab sich sehr mit Visionen und Prophezeihungen ab, und man hat ihr viel apokryphische Schriften zu danken.

Niemand machte diese Partie berühmter, als der bekannte Afrikanische Kirchenschriftsteller Tertullian, ein Mann der bei seinem feurigen Genie und bei seinen ausgebreiteten Kenntnissen sehr viel hätte leisten können, wenn er seinem Temperament weniger Einfluß auf seine Theologie gelassen, und mehr genau gedacht als lebhaft empfunden hätte. Bei einer schwärmerischen Partie ist es wohl am wenigsten zu verwundern, wen sie sich schnell von Provinz zu Provinz ausbreitete.

§. 18.

Ketzereien im Artikel von der Person Christi.

Man sieht aus dem Bisherigen, daß die Speculationen der philosophirenden Partie unter den ersten Christen auf die Lehre von der Person Christi gefallen sind, und welche Lehre lag ihnen auch näher als diese, da es damals noch so unverkennbar war, daß sie einer der ersten Hauptpuncte des Vortrags der Apostel gewesen. Aber es waren auch nicht allein diese philosophirenden Partien, welche damals in den Vorstellungsarten dieser Lehre von einander abgiengen, sondern es gab noch manche andere Secten, die einen ganz andern Begriff behaupteten als der herrschende war, und es war fast keine Provinz der damaligen Christenheit, wo nicht Verschiedenheit der Vorstellungsart dieser Lehre große Unruhen erweckte.

Zänkereien über die Frage, wer Christus gewesen sey, zogen sich nothwendig auch in den Artikel von der Dreiei=

nigkeit. Die Taufformel erhielt ohne dieß die drei bezeichnenden Namen in beständigem Angedenken, und der Streit mit den Heiden über die Einheit Gottes gab Veranlassung zu vielen Versuchen, sich so auszudrücken, daß keine dreifache Gottheit herauskomme. Am schnellsten war der Knoten aufgehauen, wenn man Jesum für einen bloßen Menschen erklärte, der zwar der größte Prophet gewesen sey, aber doch seine ganze Würde einzig von seinem Prophetenamt gehabt habe. Es war deswegen noch nicht nothwendig, ihn für einen Sohn Josephs zu halten. Selbst aber auch das Wunder seiner Geburt wurde von einer Partie armer Judenchristen in Palästina geläugnet: wie wann es auch so lang noch nach Jesu Tod zutreffen sollte, daß der Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterland gelte.

Viel stärker als diese Partie war wohl jene, welche Jesum für einen Menschen ansah, mit welchem sich eine besondere göttliche Kraft vereinigt habe, und ebenso auch den heiligen Geist bloß für eine besondere Kraft Gottes hielt, welche von einer gewissen Wirkung diesen Namen habe.

Kein Weg ist unversucht geblieben, um die Lehre von der Person Christi passender zu machen; denn einige glaubten sich sogar damit zu helfen, wenn sie annehmen würden, daß sich der Vater selbst mit dem Menschen Jesu persönlich vereinigt habe. Wie war's anders möglich, als daß gute und böse, alternde und neuernde Köpfe, wenn sie sich in dieser ewig unaufklärbaren Sache damals bestimmt und weitläufig ausdrücken wollten, auf ungeschickte Worte verfallen, schrift- und vernunftwidrige Vorstellungsarten manchmal als Wahrheit ergreifen mußten. Die Sprache hatte sich für solche Abstractionen gar nicht gebildet, als nothwendig sind, wenn man nicht bei bloßen Schriftausdrücken bleiben will.

Exegese in der Genauigkeit, wie sie hier erfordert wird, konnte eben so wenig statt haben, denn die Kunst ein Buch so zu lesen, daß man den ganzen Sinn des Verfassers ergreift, setzt noch weit mehrere Kenntnisse und Erfahrungen voraus, besonders wenn man von Jugend auf gewöhnt worden ist, gewissen Worten und Stellen einen bestimmten Sinn beizulegen.

§. 19.

Lehrbegriff der [illegible] Periode. Origenes. Hauptepoche in demselben.

Streitigkeiten und erfundene Unterscheidungen waren es zwar meist von jeher, welche der Theologie nach und nach ihr gelehrtes Ansehen gaben, aber oft ereignet es sich doch, daß ein einziger Mann nach und nach seinem Zeitalter einen gewissen Untersuchungsgeist mittheilt, oder dasselbe zu einer gewissen Methode gewöhnt, durch welche alles allmählig verfeinert oder wenigstens in andere Formen gebracht wird. Dieß war auch Schicksal der Theologie und Religion der drei ersten Jahrhunderte. Ungeachtet aller Zänkereien mit den Gnostikern behielt doch diese und jene wenigstens in den Artikeln, welche nicht gerade zunächst streitig waren, ein sehr einfaches unschuldvolles Aussehen: es ließ sich kurz und kunstlos sagen, was die Christen glaubten.

Es ist Ein Gott, dieser einzige ist Vater, Sohn und Geist. Unterschieden sind zwar diese drei Namen: das ist, sie bezeichnen nicht einen und ebendenselben, es sind nicht bloß drei Namen eines und ebendesselben, aber wir wissen doch nicht, wie sie unterschieden sind. Anbetung gebühret dieser Dreiheit. Wir sind durch unsere Sünden elend, dem Teufel und dem Tod unterworfen. Uns davon zu erretten, wurde Christus wahrhaftiger Mensch, befreite uns nicht nur durch seinen [illegible] von der

und hat diese neue Gesellschaft selbst auch für diejenige manches gute gestiftet, welche nicht in dieselbe eintraten?

Bei dem lebhaftesten Angedenken der grossen und vielen Fehler, welche wir an den ersten Christen noch wahrnehmen, ist hier aber doch gewiss unläugbar, daß die grossen Grundwahrheiten von einem Gott, von seiner Vorsehung, vom Leben nach dem Tode nun in eine viel allgemeinere Circulation kamen, als jemals vorher, daß sie besonders auch dem niedrigsten Pöbel und Kindern bekannt wurden, an deren Aufklärung und Besserung kein Philosoph je gearbeitet hatte, und gerade in der Verbindung mit andern positiven Lehren des Christenthums nothwendig viel tiefern Eindruck machen konnten, als wenn sie bloß als natürliche Religion gepredigt worden wären. Mußten nun nicht solche Wahrheiten, allgemein unter ein Volk gebracht, nicht als Raisonnement sondern als positive Lehre unter dasselbe gebracht, grosse Wirkungen hervorbringen? War es deshalb gerade nothwendig, daß der Vortrag der Kirchenväter völlig unvermischt wahr und metaphysischgenau sey? Ist es gerade metaphysischgenau bestimmte Wahrheit, welche auf das Volk wirkt? Vorher war beinahe gar nichts da, was wirken konnte, selbst Stoische Philosophie rettete nur einen ganz kleinen Haufen aus der allgemeinen Fluth des moralischen Verderbens. Nun aber hatte die Welt eine Religion erhalten, die auch allein schon deswegen, weil sich alles bei ihr auf Geschichte gründete, alles aus Geschichte herfloß, den entscheidensten Einfluß auf die Gesinnungen des unbefangenern grossen Haufens haben mußte.

Selbst noch auch dieses darf in diesen ersten Zeiten nicht ganz übersehen werden, welch' ausserordentlicher Vortheil für die Cultur der Nationen es war, daß sich diese neue Religion

auf ein Buch gründete, das bei öffentlichem Gottesdienst beständig gebraucht, und von jedem Christen gekannt seyn wollte. Wo also das Christenthum zu einer Nation kam, welche noch keine Schrift kannte, da mußte auch Alphabet-Schrift sogleich eingeführt, und so viel damals möglich war, allgemein ausgebreitet werden. So beschleunigte die Christliche Religion bei mancher Nation den ersten wichtigsten Schritt zu ihrer Aufklärung, und welche Philosophen sind jemals, um diesen Aufklärungskeim fortzupflanzen, mit so regem Eifer von Nation zu Nation geeilt, haben ihre Meinungen so emsig zu verbreiten gesucht, als die Christen dieses ersten Jahrhunderts?

Doch wer wird auch überhaupt so partheiisch seyn, zu verkennen, daß der Zustand dieser neuen Gesellschaften sehr viel besser gewesen als der Zustand der alten, und daß einzelne Menschen, bei allen kennbaren Spuren ihres vorigen Zustandes, durch Verbindung mit derselben trefflich veredelt worden seyen. Selbst ihre Feinde gaben ihnen dieß Zeugniß, und Beyspiele von Wohlthätigkeit, bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, Selbstverläugnung und Vergegenwärtigung des Unsichtbaren sind wirklich in ihrer Geschichte recht rührend häufig.

Je mehr sich aber die Kirche ausbreitete, je länger sie stand, desto weniger konnte immer gleicher Eifer für Moralität bleiben. Die Christliche Kirche bestand im dritten Jahrhundert großentheils aus geborenen Christen. Läßt sich bei einem großen Theil von diesen ein gleich starker Eifer erwarten als bei ihren Vätern? Ueberdieß wurden die schönen Beispiele von Tugend, welche vorher bei verengterem Schauplatze viel deutlicher in die Augen fielen, jetzt nicht mehr so bekannt, nachdem sich die Christliche Kirche durch alle drei Welttheile verbreitet hatte. Je zahlreicher auch die Gesellschaft war, je mehr Einfluß sie auf

nigkeit. Die Tauffomel erhielt ohne dieß die drei bezeichnenden Namen in beständigem Angedenken, und der Streit mit den Heiden über die Einheit Gottes gab Veranlassung zu vielen Versuchen, sich so auszudrücken, daß keine dreifache Gottheit herauskomme. Am schnellsten war der Knoten aufgehauen, wenn man Jesum für einen bloßen Menschen erklärte, der zwar der größte Prophet gewesen sey, aber doch seine ganze Würde einzig von seinem Prophetenamt gehabt habe. Es war deswegen noch nicht nothwendig, ihn für einen Sohn Josephs zu halten. Selbst aber auch das Wunder seiner Geburt wurde von einer Partie armer Judenchristen in Palästina geläugnet; wie wann es auch so lang noch nach Jesu Tod zutreffen sollte, daß der Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterland gelte.

Viel stärker als diese Partie war wohl jene, welche Jesum für einen Menschen ansah, mit welchem sich eine besondere göttliche Kraft vereinigt habe, und ebenso auch den heiligen Geist bloß für eine besondere Kraft Gottes hielt, welche von einer gewissen Wirkung diesen Namen habe.

Kein Weg ist unversucht geblieben, um die Lehre von der Person Christi passender zu machen; denn einige glaubten sich sogar damit zu helfen, wenn sie annehmen würden, daß sich der Vater selbst mit dem Menschen Jesu persönlich vereinigt habe. Wie war's anders möglich, als daß gute und böse, alternde und neuernde Köpfe, wenn sie sich in dieser ewig unaufklärbaren Sache damals bestimmt und weitläufig ausdrücken wollten, auf ungeschickte Worte verfallen, schrift- und vernunftwidrige Vorstellungsarten manchmal als Wahrheit ergreifen mußten. Die Sprache hatte sich für solche Abstractionen gar nicht gebildet, als nothwendig sind, wenn man nicht bei bloßen Schriftausdrücken bleiben will.

Exegese in der Genauigkeit, wie sie hier erfordert wird, konnte eben so wenig statt haben, denn die Kunst, ein Buch so zu lesen, daß man den ganzen Sinn des Verfassers ergreift, setzt noch weit mehrere Kenntnisse und Erfahrungen voraus, besonders wenn man von Jugend auf gewöhnt worden ist, gewissen Worten und Stellen einen bestimmten Sinn beizulegen. [illegible]

[illegible]

§. 19.

Lehrbegriff [illegible] Periode. Origenes. Hauptepoche [illegible] in demselben.

Streitigkeiten und erfundene Unterscheidungen waren es zwar meist von jeher, welche der Theologie nach und nach ihr gelehrtes Ansehen gaben, aber oft ereignete es sich doch, daß ein einziger Mann nach und nach seinem Zeitalter einen gewissen Untersuchungsgeist mittheilt, oder dasselbe zu einer gewissen Methode gewöhnt, durch welche alles allmählig verfeinert oder wenigstens in andere Formen gebracht wird. Dieß war auch Schicksal der Theologie und Religion der drei ersten Jahrhunderte. Ungeachtet aller Zänkereien mit den Gnostikern behielt doch diese und jene wenigstens in den Artikeln, welche nicht gerade zunächst streitig waren, ein sehr einfaches unschuldvolles Aussehen: es ließ sich kurz und kunstlos sagen, was die Christen glaubten.

Es ist e i n Gott, dieser einzige ist Vater, Sohn und Geist. Unterschieden sind zwar diese drei Namen: das ist sie bezeichnen nicht einen und ebendenselben, es sind nicht bloß drei Namen eines und ebendesselben, aber wir wissen es doch nicht, w i e sie unterschieden sind. Anbetung gebührt diesen Dreien. Wir sind durch unsere Sünden elend, dem Teufel und dem Tod unterworfen. Uns davon zu erretten, wurde Christus wahrhaftiger Mensch, befreite uns nicht nur durch seinen [illegible] von den

nigkeit. Die Taufformel erhielt ohne dieß die drei bezeichnenden Namen in beständigem Angedenken, und der Streit mit den Heiden über die Einheit Gottes gab Veranlassung zu vielen Versuchen, sich so auszudrücken, daß keine dreifache Gottheit herauskomme. Am schnellsten war der Knoten aufgehauen, wenn man Jesum für einen bloßen Menschen erklärte, der zwar der größte Prophet gewesen sey, aber doch seine ganze Würde einzig von seinem Prophetenamt gehabt habe. Es war deswegen noch nicht nothwendig, ihn für einen Sohn Josephs zu halten. Selbst aber auch das Wunder seiner Geburt wurde von einer Partie armer Judenchristen in Palästina geläugnet; wie wann es auch so lang noch nach Jesu Tod zutreffen sollte, daß der Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterland gelte.

Viel stärker als diese Partie war wohl jene, welche Jesum für einen Menschen ansah, mit welchem sich eine besondere göttliche Kraft vereinigt habe, und ebenso auch den heiligen Geist bloß für eine besondere Kraft Gottes hielt, welche von einer gewissen Wirkung diesen Namen habe.

Kein Weg ist unversucht geblieben, um die Lehre von der Person Christi passender zu machen; denn einige glaubten sich sogar damit zu helfen, wenn sie annehmen würden, daß sich der Vater selbst mit dem Menschen Jesu persönlich vereinigt habe. Wie war's anders möglich, als daß gute und böse, alternde und neuernde Köpfe, wenn sie sich in dieser ewig unaufklärbaren Sache damals bestimmt und weitläufig ausdrücken wollten, auf ungeschickte Worte verfallen, schrift- und vernunftwidrige Vorstellungsarten manchmal als Wahrheit ergreifen mußten. Die Sprache hatte sich für solche Abstractionen gar nicht gebildet, als nothwendig sind, wenn man nicht bei bloßen Schriftausdrücken bleiben will.

Exegese in der Genauigkeit, wie sie hier erfordert wird, konnte eben so wenig statt haben, denn die Kunst, ein Buch so zu lesen, daß man den ganzen Sinn des Verfassers ergreift, setzt noch weit mehrere Kenntnisse und Erfahrungen voraus, besonders wenn man von Jugend auf gewöhnt worden ist, gewissen Worten und Stellen einen bestimmten Sinn beizulegen.

§. 19.

Lehrbegriff der Alexandrinischen Periode. Origenes. Hauptepoche in demselben.

Streitigkeiten und erfundene Unterscheidungen waren es zwar meist von jeher, welche der Theologie nach und nach ihr gelehrtes Ansehen gaben, aber oft ereignet es sich doch, daß ein einziger Mann auch und nach seinem Zeitalter einen gewissen Untersuchungsgeist mittheilt, oder dasselbe zu einer gewissen Methode gewöhnt, durch welche alles allmählig verfeinert oder wenigstens in andere Formen gebracht wird. Dieß war auch Schicksal der Theologie und Religion der drei ersten Jahrhunderte. Ungeachtet aller Zänkereien mit den Gnostikern behielt doch diese und jene wenigstens in den Artikeln, welche nicht gerade zunächst streitig waren, ein sehr einfaches unschuldvolles Aussehen: es ließ sich kurz und kunstlos sagen, was die Christen glaubten.

Es ist e i n Gott, dieser einzige ist Vater, Sohn und Geist. Unterschieden sind zwar diese drei Namen: das ist, sie bezeichnen nicht einen und ebendenselben, es sind nicht bloß drei Namen eines und ebendesselben, aber wir wissen es doch nicht, w i e sie unterschieden sind. Anbetung gebührt diesen Dreien. Wir sind durch unsere Sünden elend, dem Teufel und dem Tod unterworfen. Uns davon zu erretten, wurde Christus wahrhaftiger Mensch, befreite uns nicht nur durch seinen [illegible] von der

Tyrannei der Dämonen; sondern lehrte uns auch den Weg der Wahrheit und Tugend, und gab uns die bündigsten Versicherungen von dem Zustande nach dem Tode. Wir verdanken ja auch ihm allein unsere künftige Auferstehung; denn wäre er nicht gestorben, so würden unsere Leiber aus der Verwesung nicht mehr aufstehen. Es ist gewiß mit diesem Leben nicht alles aus. Wir werden alle vor einen Richter zu stehen kommen, durch dessen Urtheil unser Loos auf ewig entschieden wird. Sollte man nicht freudig durch die Taufe zu einer solchen Religion sich bekennen, durch den Genuß des Abendmahles in einer solchen brüderlichen Gemeinschaft bleiben? Diese Religion fordert ja nichts anders von uns, als daß wir hier fromm und gut leben sollen.

So einfach war die christliche Religion der zwei ersten Jahrhunderte, so wird sie von denen vorgestellt, welche sie in öffentlichen Schriften vertheidigten; aber Origenes kam, und er war zu scharfsinnig und zu philosophischgelehrt, um bei dem Unbestimmten mancher theologischen Sätze seines Zeitalters stehen bleiben zu können. Er machte sich selbst zwar auch vorzüglich um historisch-philologische Exegese verdient, doch der entscheidendere Hang zu philosophiren, und die Furcht für Nachreden der Heterodoxie verleiteten ihn nicht nur zu allegorisiren, sondern auch eine problematische Theologie aufzubringen, um vielleicht unter der Maske des Argumentirens für und gegen eine Sache, seine eigenen Meinungen desto sicherer anbringen zu können.

Ein großes Genie aber von Origenes Thätigkeit, und brennendem Eifer für das Christenthum machte nothwendig Partie. Es kam noch hinzu, daß er nicht nur durch seine Schriften auf sein Zeitalter wirkte, sondern auch durch mündlichen Unterricht bei der Katechetenschule zu Alexandria eine

Menge angesehener Schüler zog. Von dieser Zeit an bemerkt man die große Trennung zwischen den gelehrten Theologen und zwischen den bloß populären und homiletischen Religionslehrern, die sich an sinnlichere Vorstellungsarten gewöhnt hätten; und zu Ende dieser Periode findet man fast keinen einzigen gelehrten Kirchenvater, der nicht Schüler des Origenes gewesen wäre, oder aus Origenes Schriften sich gebildet hätte.

Uebrigens ist in dieser ganzen Geschichte schon der ersten Entwicklung der Christlichen Lehre ein wichtiger Provincialunterschied unverkennbar. Die Dogmatik des Occidents entwickelte sich aus ganz andern Keimen als die des Orients, und selbst in der Orientalischen Kirche scheint Aegyptische Lehrart sehr frühe ihren eigenen Charakter zu gewinnen. Im Orient war Philosophie und Anwendung derselben auf die Christliche Lehre der erste Hauptkeim aller dogmatischen Veränderungen, im Occident erzeugten sie sich aus den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen in der Kirche, aus Streitigkeiten über Hierarchie und Kirchenzucht, und die Lehre von der Kirche ist bald für den Lateiner eben das geworden, was für den Griechen und Orientalen die Lehre vom Logos ward.

§. 20.

Letztes Resultat der Vornicäischen Geschichte in Ansehung des Ganzen der allgemeinen Cultur.

Nach allem diesem ist noch die schwerste Frage, wenn sie anders ganz Gegenstand möglicher historischer Untersuchung ist, was hat die Menschheit durch diese ganze Revolution gewonnen; wurden die Menschen, welche in diese neue Gesellschaft eintraten, so ganz vorzüglich besser, als vorher,

und hat diese neue Gesellschaft selbst auch für diejenige manches gute gestiftet, welche nicht in dieselbe eintraten?

Bei dem lebhaftesten Angedenken der grossen und vielen Fehler, welche wir an den ersten Christen noch wahrnehmen, ist hier aber doch gewiß unläugbar, daß die grossen Grundwahrheiten von einem Gott, von seiner Vorsehung, vom Leben nach dem Tode nun in eine viel allgemeinere Circulation kamen, als jemals vorher, daß sie besonders auch dem niedrigsten Pöbel und Kindern bekannt wurden, an deren Aufklärung und Besserung kein Philosoph je gearbeitet hatte, und gerade in der Verbindung mit andern positiven Lehren des Christenthums nothwendig viel tiefern Eindruck machen konnten, als wenn sie bloß als natürliche Religion gepredigt worden wären. Mußten nun nicht solche Wahrheiten, allgemein unter ein Volk gebracht, nicht als Raisonnement sondern als positive Lehre unter dasselbe gebracht, große Wirkungen hervorbringen? War es deßhalb gerade nothwendig, daß der Vortrag der Kirchenväter völlig unvermischt wahr und metaphysischgenau sey? Ist es gerade metaphysischgenau bestimmte Wahrheit, welche auf das Volk wirkt? Vorher war beinahe gar nichts da, was wirken konnte, selbst Stoische Philosophie rettete nur einen ganz kleinen Haufen aus der allgemeinen Fluth des moralischen Verderbens. Nun aber hatte die Welt eine Religion erhalten, die auch allein schon deswegen, weil sich alles bei ihr auf Geschichte gründete, alles aus Geschichte herfloß, den entscheidensten Einfluß auf die Gesinnungen des unbefangenern großen Haufens haben mußte.

Selbst noch auch dieses darf in diesen ersten Zeiten nicht ganz übersehen werden, welch' außerordentlicher Vortheil für die Cultur der Nationen es war, daß sich diese neue Religion

auf ein Buch gründete, das bei öffentlichem Gottesdienst beständig gebraucht, und von jedem Christen gekannt seyn wollte. Wo also das Christenthum zu einer Nation kam, welche noch keine Schrift kannte, da mußte auch Alphabet-Schrift sogleich eingeführt, und so viel damals möglich war, allgemein ausgebreitet werden. So beschleunigte die Christliche Religion bei mancher Nation den ersten wichtigsten Schritt zu ihrer Aufklärung, und welche Philosophen sind jemals, um diesen Aufklärungskeim fortzupflanzen, mit so regem Eifer von Nation zu Nation geeilt, haben ihre Meinungen so emsig zu verbreiten gesucht, als die Christen dieser ersten Jahrhunderte?

Doch wer wird auch überhaupt so partheiisch seyn, zu verkennen, daß der Zustand dieser neuen Gesellschaften sehr viel besser gewesen als der Zustand der alten, und daß einzelne Menschen, bei allen kennbaren Spuren ihres vorigen Zustandes, durch Verbindung mit denselben trefflich veredelt worden seyen. Selbst ihre Feinde gaben ihnen dieß Zeugniß, und Beyspiele von Wohlthätigkeit, bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, Selbstverläugnung und Vergegenwärtigung des Unsichtbaren sind wirklich in ihrer Geschichte recht rührend häufig.

Je mehr sich aber die Kirche ausbreitete, je länger sie stand, desto weniger konnte immer gleicher Eifer für Moralität bleiben. Die Christliche Kirche bestand im dritten Jahrhundert großentheils aus geborenen Christen. Läßt sich bei einem großen Theil von diesen ein gleich starker Eifer erwarten als bei ihren Vätern? Ueberdieß wurden die schönen Beyspiele von Tugend, welche vorher bei verengterem Schauplatze viel deutlicher in die Augen fielen, jetzt nicht mehr so bekannt, nachdem sich die Christliche Kirche durch alle drei Welttheile verbreitet hatte. Je zahlreicher auch die Gesellschaft war, je mehr Einfluß sie auf

den Staat bekam; desto vielfältiger zeigten sich auch die Gelegenheiten, wo Ehrgeiz und Ungeduld der Menschen gereizt werden konnte. Ist es also ein Wunder, wenn die Christen des dritten Jahrhunderts nicht mehr die nehmlichen zu seyn scheinen mit denen des ersten Jahrhunderts?

Eine sehr früh verkehrte Sittenlehre der Kirchenväter trug noch mehr zu der schnell reissenden Verschlimmerung bei. Indeß diese den klugen Mann machen wollten, der die Wahrheiten auf eine Art vertheidigt, welche den Vorurtheilen des Gegners nicht allzusehr zuwider ist, so vergaben sie die Rechte der Wahrheit. Sie liessen jeden Schein von Wahrheit als Wahrheit gelten, sie sahen der Fortsetzung heidnischer Gebräuche nach, wenn sie nur mit einer kleinen Wendung einen Anstrich von Christenthum erhielten, und, unkundig der grossen gemeinnützigen Zwecke der Christlichen Religion, setzten sie auf willkührliche Selbstverläugnungen, Asceten- und Mönchstugenden einen Werth, auf welchen bloß Syrer und Aegyptier zuerst fallen konnten.

So vereinigte sich freilich in Kurzem sehr vieles, daß die Christliche Religion das nicht zu leisten schien, was man nach ihrer ganzen Anlage und nach dem ersten Anfang hätte erwarten sollen; aber die Vorsehung hatte sie nicht bloß zu einer Wirkung für drei Jahrhunderte bestimmt. Sie liebt den Weg der allmähligen Entwicklung, und selbst die grossen Staatsrevolutionen des Römischen Reichs, auf welche Christliche Religion damals endlich nothwendig führte, mußten erst vorangehen, der ganze allgemeine gesellschaftliche Zustand mußte sich erst ändern, ehe Christliche Religion die schönsten Blüthen ihrer Wirkungen zeigen konnte.

N. C.
Geb.

35 Zwei Jahre nach Christus Tode wird Paulus ein Christ.

50-65 In diese Zeit fällt der größte Theil der Paulinischen Briefe.

64 Zwei Jahre vor dem Anfang des Jüdischen Kriegs entsteht Neros Verfolgung.

70 Jerusalems Zerstörung. Weder Petrus noch Paulus haben dieselbe mehr erlebt, sie starben drei Jahre vorher.

95 Wenn der Apostel Johannes seine Apokalypse unter Domitian schrieb, so gehört sie ungefähr in dieses Jahr.

140 Justins erstere Apologie. Damals gab es schon viele, besonders gnostische Secten und Partien unter den Christen.

172 Montanisten.

177 Verfolgung der Christen zu Lyon und Vienne. Der Schüler Polykarps Irenäus ist gleich darauf Bischof zu Lyon geworden.

180 Aufblühen der Christlichen Alexandrinischen Schule. Die Folge ihrer Vorsteher von dieser Zeit an. Pantänus. Clemens von Alexandrien. Origenes. Dionys B. von Alexandrien. Pierius. Diese Männer gaben den Ton ihres Zeitalters an.

195 Indeß Clemens zu Alexandrien seine Philosophie mit der Christlichen Religion vermengt, so hängt Tertullian Montanistischen Visionen nach, und der Bischof von Rom Victor will zu großem Aergerniß des Irenäus keinen für seinen Mitchristen halten, der nicht das Osterlamm mit ihm zu gleicher Zeit esse.

nigkeit. Die Tauffornel erhielt ohne dieß die drei bezeichnenden Namen in beständigem Angedenken, und der Streit mit den Heiden über die Einheit Gottes gab Veranlassung zu vielen Versuchen, sich so auszudrücken, daß keine dreifache Gottheit herauskomme. Am schnellsten war der Knoten aufgehauen, wenn man Jesum für einen bloßen Menschen erklärte, der zwar der größte Prophet gewesen sey, aber doch seine ganze Würde einzig von seinem Prophetenamt gehabt habe. Es war deswegen noch nicht nothwendig, ihn für einen Sohn Josephs zu halten. Selbst aber auch das Wunder seiner Geburt wurde von einer Partie armer Judenchristen in Palästina geläugnet; wie wann es auch so lang noch nach Jesu Tod zutreffen sollte, daß der Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterland gelte.

Viel stärker als diese Partie war wohl jene, welche Jesum für einen Menschen ansah, mit welchem sich eine besondere göttliche Kraft vereinigt habe, und ebenso auch den heiligen Geist bloß für eine besondere Kraft Gottes hielt, welche von einer gewissen Wirkung diesen Namen habe.

Kein Weg ist unversucht geblieben, um die Lehre von der Person Christi passender zu machen; denn einige glaubten sich sogar damit zu helfen, wenn sie annehmen würden, daß sich der Vater selbst mit dem Menschen Jesu persönlich vereinigt habe. Wie war's anders möglich, als daß gute und böse, alternde und neuernde Köpfe, wenn sie sich in dieser ewig unaufklärbaren Sache damals bestimmt und weitläuftig ausdrücken wollten, auf ungeschickte Worte verfallen, schrift- und vernunftwidrige Vorstellungsarten manchmal als Wahrheit ergreifen mußten. Die Sprache hatte sich für solche Abstractionen gar nicht gebildet, als nothwendig sind, wenn man nicht bei bloßen Schriftausdrücken bleiben will.

Exegese in der Genauigkeit, wie sie hier erfordert wird, konnte eben so wenig statt haben, denn die Kunst, ein Buch so zu lesen, daß man den ganzen Sinn des Verfassers ergreift, setzt noch weit mehrere Kenntnisse und Erfahrungen voraus, besonders wenn man von Jugend auf gewöhnt worden ist, gewissen Worten und Stellen einen bestimmten Sinn beizulegen.

§. 19.

Lehrbegriff der [illegible] Periode. Origenes. Hauptepoche in demselben.

Streitigkeiten und erfundene Unterscheidungen waren es zwar meist von jeher, welche der Theologie nach und nach ihr gelehrtes Ansehen gaben, aber oft ereignet es sich doch, daß ein einziger Mann nach und nach seinem Zeitalter einen gewissen Untersuchungsgeist mittheilt, oder dasselbe zu einer gewissen Methode gewöhnt, durch welche alles allmählig verfeinert oder wenigstens in andere Formen gebracht wird. Dieß war auch Schicksal der Theologie und Religion der drei ersten Jahrhunderte. Ungeachtet aller Zänkereien mit den Gnostikern behielt doch diese und jene wenigstens in den Artikeln, welche nicht gerade zunächst streitig waren, ein sehr einfaches unschuldvolles Aussehen: es ließ sich kurz und kunstlos sagen, was die Christen glaubten.

Es ist ein Gott, dieser einzige ist Vater, Sohn und Geist. Unterschieden sind zwar diese drei Namen: das ist sie bezeichnen nicht einen und ebendenselben, es sind nicht bloß drei Namen eines und ebendesselben, aber wir wissen es doch nicht, wie sie unterschieden sind. Anbetung gebührt diesen Dreien. Wir sind durch unsere Sünden elend, dem Teufel und dem Tod unterworfen. Uns davon zu erretten, wurde Christus wahrhaftiger Mensch, befreite uns nicht nur durch seinen Tod von den

lange ihre Ruhe durch kein feierliches Edict des Kaisers
versichert war, so lange sie bei der damals getheilten Rö-
mischen Welt immer nur in dem Territorium eines oder
des andern Cäsars geschützt wurden, so hatte nicht nur ihre
ganze politische Existenz immer noch viel ungewisses und
mühseliges, sondern selbst auch ihre große Ausbreitung wur-
de der Reinigkeit der Lehre in dieser Lage immer mehr
schädlich. Alle Vortheile einer der Zahl nach zwar geschwäch-
ten, aber selbst durch den bevorstehenden Wechsel nur noch
gereizteren Religionspartie wandten sich immer mehr nach
und nach auf die Seite der Heiden, und selbst *Constan-
tin*, so entschieden er gleich anfangs für die Christen war,
wagte es doch nicht eher, bis er *allein* Herr des Römi-
324 schen Reichs wurde, diesen alle Vortheile einer herrschenden
306 Religion zuzusprechen. Sein erstes Toleranzprivilegium für
dieselben verschaffte den Christen Freiheit, nur durch Ge-
stattung einer *allgemeinen* Religionsduldung.

Ueber *Constantins* eigene Religionsgesinnungen
ist viel gestritten worden, ob er aus Politik oder Ueberzeu-
gung Christ geworden sey? Wer kann aber entwickeln, wie
diese zweierlei Beweggründe besonders in der Seele eines
Königs einander durchkreuzen, einander verstärken mögen?
Daß Constantin auch nach Annahme der Christlichen Re-
ligion immer doch noch grausam, falsch, herrschsüchtig ge-
wesen, beweist nicht, daß er sich nicht zur Christlichen Re-
ligion bekannt habe, daß er nicht aus Ueberzeugung Christ
geworden sey; wer weiß, was sich alles mit *seinem* Chri-
stenthum vertragen konnte? Die vermeinte Vision am Ta-
ge der Schlacht mit Maxentius vor Rom hat ihn gewiß
nicht bekehrt, wie fast schon allein die Chronologie beweist.

Es ist leicht zu vermuthen, wie schnell nach gesche-

benem Uebertritt des Regenten, bei Hof und in den Provinzen die Anzahl der Proselyten sich vermehrt haben muß, wie mächtig nun eigenes Interesse für die Annahme der Christlichen Religion wirkte, und was der ungehinderte Bekehrungseifer einzelner Bischöfe ausgerichtet haben kann. Doch gieng es für solche allgemeine Vermuthungen nicht schnell genug. Es zeigte sich deutlich, wie viel leichter es sey, eine Religionspartie von ihrer blühenden Höhe in einen Zustand dürftiger Existenz herabzudrängen, als gänzlich dieselbe auszurotten, und leider bekam die Thätigkeit der Bischöfe in Verfolgung der so genannten Ketzer und gesetzmäßiger Behauptung ihrer bisherigen Observanzrechte bald einen neuen Gegenstand, dessen Interesse noch stärker anzog als Ausbreitung der Christlichen Religion.

Wie rasch aber doch bei allen Religionspartien der Verfolgte zum Verfolger wird! Kaum volle achtzehn Jahre, 342
daß es keine Christliche Märtyrer mehr gab, so erschien ein Edict des Christlichen Kaisers, daß alle heidnische Tempel geschlossen werden, alle Opfer und alles Befragen der Orakel bei Confiscation der Güter und Lebensstrafe verboten seyn sollte, und den Statthaltern der Provinzen wurde eine Strafe angesetzt, wenn sie in Vollziehung dieses Gesetzes nachlässig seyn würden.

Ist's zu verwundern, wenn der unedle Julian, dem ohnedieß alle Anstalten der Familie Constantins äußerst zu- 362
wider waren, und Christliche Religion von vielen Seiten her verhaßt gemacht wurde, durch vergebliche anderthalbjährige Bemühungen die heidnische Religion wieder begünstigte? Sein schneller Tod versicherte den Christen auf's neue die Ruhe, und sein Nachfolger Jovian stellte nicht nur sogleich

alle Gesetze zum Vortheil der Christen wieder her, sondern nöthigte auch manche Verfolger derselben, die von ihnen zerstörten Kirchen auf ihre Kosten wieder aufzubauen. Theodos, der durch eine gewisse Art historischer Verjährung den Namen des Großen hat, gab geschärfte Strafgesetze gegen die heidnische Religion, und noch heftigere Verfolger waren
395 seine Söhne Arkadius und Honorius, unter welchen sich das Römische Reich für beständig in den Orient und Occident theilte.

§. 22.

Ausbreitung der Christlichen Religion außer dem Römischen Reich. Viertes Jahrhundert.

Indeß die Christliche Religion im Römischen Reich durch Gewalt und Gesetze immer herrschender wurde, so breitete sie sich auch außer demselben aus, und die Majestät des Römischen Reichs gab ihr einen Glanz, der auch barbarische Nationen herbeizog. Ohnedieß durfte, wie man in Armenien und Iberien sah, manches schon ehedem ausgestreute Saamkorn hie und da nur aufgehen. Fast ohne weitere Bemühungen, wie allein die Zeit zur Reife bringt, bildete sich da, wo anfangs bloß einzelne Christen waren, eine ganze Christliche Kirche, und der verfolgte Christliche Ketzer, welchen man im Römischen Reiche nicht mehr dulden wollte, war meist entweder erster Pflanzer oder Vollender dieser Kirche.

Selbst die Kaiser rechneten es schon zur Politik, keinem Volk Sitze im Römischen Reich einzuräumen, wenn es sich nicht zur Christlichen Religion wandte, und Valens gab den hervordrängenden Gothen unter keiner andern Bedingung Länder dißseits der Donau, als daß sie seiner Religion würden.

Verglichen mit einer solchen Ausbreitung war es nur vorübergehendes kleines Unglück, daß der König von Persien, Sapor II. dreimal eine blutige Verfolgung gegen die Christen verhängte, und aus Furcht wegen ihrer Correspondenz mit den Glaubensgenossen im Römischen Reich ihre Hierarchie und Kirchen zu zerstören suchte.

§. 23.

Ausbreitung der Christlichen Religion im Occident. Fünftes Jahrhundert.

Die große Katastrophe, welche das Occidentalische Kaiserthum im fünften Jahrhundert litt, wurde, wie im ganzen Zustande der Kirche so besonders auch in Ansehung ihrer erweiterten oder verengten Gränzen eine der wichtigsten Epochen. Nationen, welche entweder noch gar nichts oder wenigstens doch nur so viel vom Christenthum angenommen hatten, als sich mit dem roheren gesellschaftlichen Zustande derselben vereinigen ließ, theilten siegreich die Provinzen des Occidentalisch-Römischen Reichs unter sich, und gaben der alten Christlichen Landesreligion, auch wenn sie dieselbe endlich annahmen, einen solchen Zusatz von ihren Sitten und Meinungen, welchen kaum wieder die Bemühungen mehrerer Jahrhunderte hinwegscheiden konnten.

Alanen, vereinigt mit Vandalen und Sueven, giengen über den Rhein durch Gallien hindurch nach Spanien, ein Theil derselben setzte sich hier, der größte Theil der Vandalen eroberte Afrika, wo ihr neugestiftetes Reich nach Eroberung von Karthago fünf und neunzig Jahre lang blühte.

Gothen, deren ein Theil schon längst in der heutigen Moldau und Wallachei Sitze erhalten, wurden von den nachdrängenden Hunnen immer weiter getrieben, machten

N. Ch. Geb.	
250	Die Verfolgung des Decius giebt Veranlassung zum Novatianischen Schisma. Cyprian B. von Karthago zeichnet sich auch in dieser Geschichte aus.
256	Der R. B. Stephan hat nicht Recht, daß man die von Ketzern getaufte wieder taufen soll. Cyprian bewies ihm dieses mehrmals. Tertullian hätte diese Meinung des Karthagischen Bischofs nicht hören dürfen. Origenes starb ein paar Jahre vor Ausbruch dieser Streitigkeit.
269	Ein Decennium vorher, ehe Zenobiens Günstling Paul von Samosata wegen Irrlehren abgesetzt wird, hatte Sabellius in Aegypten geblüht.
277	Manichäer.
306	Constantin kommt nach dem Tode seines Vaters Constantius zur Regierung.
311	Eine Bischofwahl zu Karthago giebt Veranlassung zur Donatistenstreitigkeit.

Zweite Periode

von

der Nicäischen Synode bis auf Muhammed.

Drei Jahrhunderte.

Athanasius. Leo der Große. Justinian.

Fast die ganze pragmatische Geschichte dieser zweiten Periode steckt in den Concilienacten. Fuchs Bibliothek der Concilien als zweckmäßigbrauchbarer Auszug aus der Mansischen Sammlung, und Walch's Geschichte der Ketzereien, IV. — VIII. Theil, sind daher die zwei besten Schriften für denjenigen, der sich über die wichtigsten Verhältnisse und Begebenheiten dieser Periode mehr als bloß summarisch unterrichten will.

In der Geschichte der Hierarchie werden die Schriften schon brauchbar, in welchen die Pabstforderungen des Römischen Bischofs historisch untersucht sind. Als Sammlung von Excerpten fängt hier an brauchbar zu werden Thomassini de veteri ac nova Ecclesiae disciplina.

Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Kirche.

§. 21.

Ausbreitung im Römischen Reich. Viertes Jahrhundert.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts war die Partie der Christen im Römischen Reich schon so groß, daß sie die angesehensten Aemter begleiteten, bei Hof und bei der Armee nicht allein zahlreich, sondern auch bedeutend waren, und wenigstens in einigen Provinzen fast alle Vortheile einer im Staat geduldeten Gesellschaft genossen. Allein so

lange ihre Ruhe durch kein feierliches Edict des Kaisers versichert war, so lange sie bei der damals getheilten Römischen Welt immer nur in dem Territorium eines oder des andern Cäsars geschützt wurden, so hatte nicht nur ihre ganze politische Existenz immer noch viel ungewisses und mühseliges, sondern selbst auch ihre große Ausbreitung wurde der Reinigkeit der Lehre in dieser Lage immer mehr schädlich. Alle Vortheile einer der Zahl nach zwar geschwächten, aber selbst durch den bevorstehenden Wechsel nur noch gereizteren Religionspartie wandten sich immer mehr nach und nach auf die Seite der Heiden, und selbst Constantin, so entschieden er gleich anfangs für die Christen war, wagte es doch nicht eher, bis er allein Herr des Römi-
324 schen Reichs wurde, diesen alle Vortheile einer herrschenden
306 Religion zuzusprechen. Sein erstes Toleranzprivilegium für dieselben verschaffte den Christen Freiheit, nur durch Gestattung einer allgemeinen Religionsduldung.

Ueber Constantins eigene Religionsgesinnungen ist viel gestritten worden, ob er aus Politik oder Ueberzeugung Christ geworden sey? Wer kann aber entwickeln, wie diese zweierlei Beweggründe besonders in der Seele eines Königs einander durchkreuzen, einander verstärken mögen? Daß Constantin auch nach Annahme der Christlichen Religion immer doch noch grausam, falsch, herrschsüchtig gewesen, beweist nicht, daß er sich nicht zur Christlichen Religion bekannt habe, daß er nicht aus Ueberzeugung Christ geworden sey; wer weiß, was sich alles mit seinem Christenthum vertragen konnte? Die vermeinte Vision am Tage der Schlacht mit Maxentius vor Rom hat ihn gewiß nicht bekehrt, wie fast schon allein die Chronologie beweist.

Es ist leicht zu vermuthen, wie schnell nach gesche-

henem Uebertritt des Regenten, bei Hof und in den Provinzen die Anzahl der Proselyten sich vermehrt haben muß, wie mächtig nun eigenes Interesse für die Annahme der Christlichen Religion wirkte, und was der ungehinderte Bekehrungseifer einzelner Bischöfe ausgerichtet haben kann. Doch gieng es für solche allgemeine Vermuthungen nicht schnell genug. Es zeigte sich deutlich, wie viel leichter es sey, eine Religionspartie von ihrer blühenden Höhe in einen Zustand dürftiger Existenz herabzudrängen, als gänzlich dieselbe auszurotten, und leider bekam die Thätigkeit der Bischöfe in Verfolgung der so genannten Ketzer und gesetzmäßiger Behauptung ihrer bisherigen Observanzrechte bald einen neuen Gegenstand, dessen Interesse noch stärker anzog als Ausbreitung der Christlichen Religion.

Wie rasch aber doch bei allen Religionspartien der Verfolgte zum Verfolger wird! Kaum volle achtzehn Jahre, 342
daß es keine Christliche Märtyrer mehr gab, so erschien ein Edict des Christlichen Kaisers, daß alle heidnische Tempel geschlossen werden, alle Opfer und alles Befragen der Orakel bei Confiscation der Güter und Lebensstrafe verboten seyn sollte, und den Statthaltern der Provinzen wurde eine Strafe angesetzt, wenn sie in Vollziehung dieses Gesetzes nachlässig seyn würden.

Ist's zu verwundern, wenn der unedle Julian, dem
ohnedieß alle Anstalten der Familie Constantins äußerst zu- 362
wider waren, und Christliche Religion von vielen Seiten her verhaßt gemacht wurde, durch vergebliche anderthalbjährige Bemühungen die heidnische Religion wieder begünstigte? Sein schneller Tod versicherte den Christen auf's neue die Ruhe, und sein Nachfolger Jovian stellte nicht nur sogleich

alle Gesetze zum Vortheil der Christen wieder her, sondern nöthigte auch manche Verfolger derselben, die von ihnen zerstörten Kirchen auf ihre Kosten wieder aufzubauen. Theodos, der durch eine gewisse Art historischer Verjährung den Namen des Großen hat, gab geschärfte Strafgesetze gegen die heidnische Religion, und noch heftigere Verfolger waren
395 seine Söhne Arkadius und Honorius, unter welchen sich das Römische Reich für beständig in den Orient und Occident theilte.

§. 22.

Ausbreitung der Christlichen Religion außer dem Römischen Reich. Viertes Jahrhundert.

Indeß die Christliche Religion im Römischen Reich durch Gewalt und Gesetze immer herrschender wurde, so breitete sie sich auch außer demselben aus, und die Majestät des Römischen Reichs gab ihr einen Glanz, der auch barbarische Nationen herbeizog. Ohnedieß durfte, wie man in Armenien und Iberien sah, manches schon ehedem ausgestreute Saamkorn hie und da nur aufgehen. Fast ohne weitere Bemühungen, wie allein die Zeit zur Reife bringt, bildete sich da, wo anfangs bloß einzelne Christen waren, eine ganze Christliche Kirche, und der verfolgte Christliche Ketzer, welchen man im Römischen Reiche nicht mehr dulden wollte, war meist entweder erster Pflanzer oder Vollender dieser Kirche.

Selbst die Kaiser rechneten es schon zur Politik, keinem Volk Sitze im Römischen Reich einzuräumen, wenn es sich nicht zur Christlichen Religion wandte, und Valens gab den hervordrängenden Gothen unter keiner andern Bedingung Länder disseits der Donau, als daß sie seiner Religion würden.

Verglichen mit einer solchen Ausbreitung war es nur vorübergehendes kleines Unglück, daß der König von Persien, Sapor II. dreimal eine blutige Verfolgung gegen die Christen verhängte, und aus Furcht wegen ihrer Correspondenz mit den Glaubensgenossen im Römischen Reich ihre Hierarchie und Kirchen zu zerstören suchte.

§. 23.

Ausbreitung der Christlichen Religion im Occident. Fünftes Jahrhundert.

Die große Katastrophe, welche das Occidentalische Kaiserthum im fünften Jahrhundert litt, wurde, wie im ganzen Zustande der Kirche so besonders auch in Ansehung ihrer erweiterten oder verengten Gränzen eine der wichtigsten Epochen. Nationen, welche entweder noch gar nichts oder wenigstens doch nur so viel vom Christenthum angenommen hatten, als sich mit dem roheren gesellschaftlichen Zustande derselben vereinigen ließ, theilten siegreich die Provinzen des Occidentalisch-Römischen Reichs unter sich, und gaben der alten Christlichen Landesreligion, auch wenn sie dieselbe endlich annahmen, einen solchen Zusatz von ihren Sitten und Meinungen, welchen kaum wieder die Bemühungen mehrerer Jahrhunderte hinwegscheiden konnten.

Alanen, vereinigt mit Vandalen und Sueven, giengen über den Rhein durch Gallien hindurch nach Spanien, ein Theil derselben setzte sich hier, der größte Theil der Vandalen eroberte Afrika, wo ihr neugestiftetes Reich nach Eroberung von Karthago fünf und neunzig Jahre lang blühte.

Gothen, deren ein Theil schon längst in der heutigen Moldau und Wallachei Sitze erhalten, wurden von den nachdrängenden Hunnen immer weiter getrieben, machten

Versuche am Orientalischen und Occidentalischen Reiche, bis endlich ihr Alarich, dem treulosen Honorius die Ermordung des tapfern Stilico zu vergelten, in Italien einbrach, Rom
410 selbst seinen Grimm fühlen ließ. Doch blieben die Sieger nach Alarichs Tode nicht in Italien, sie giengen nach Gallien zurück, und stifteten ein Reich, dessen Gränzen Rhone und Ebro wurden.

Ihnen zunächst an der Rhone setzten sich Burgunder, eine Christlicharianische Nation wie ihre Nachbarn die West-Gothen, und lange behielt neben beiden in Gallien immer noch ein Römischer Statthalter Raum, dessen Entschlossenheit, vereinigt mit dem Muthe der West-Gothen, den
451 schröcklichen Einfall des Hunnischen Helden Attila hemmte, gegen welchen die Beredtsamkeit des Römischen Bischofs Leo Italien schwerlich zum zweitenmal gerettet haben würde.

Britannien war unglücklicher. Um gegen die Einfälle der wilden Bewohner des nördlichen Theils der Halbinsel den Schutz zu bekommen, welchen ehedem Römische Legionen gewährt hatten, rief der entnervte Britte Sachsen
449 und Angeln herbei. Die Seeräuber schützten ihn auf kurze Zeit, bis endlich gerade durch diese Beschützer der alte Einwohner mit seiner Christlichen Religion in die Walliser Gebürge zurückgetrieben wurde.

Italien selbst war kaum ein Jahr länger Römisch als Britannien. Barbarische Miethvölker, deren bezahlte Tapferkeit ohnedieß längst noch der einzige Schutz des alten
476 Einwohners gewesen, riefen einen ihrer Feldherren Odoacer zum Könige aus, und dieser behauptete sich siebzehn Jahre lang, bis der Ost-Gothe Theoderich seiner Herrschaft völlig ein Ende machte.

Dieser muthige Heerführer der Gothen, welche, nach

Abzuge der West-Gothen, in Mösien sich niedergelassen, hatte in Constantinopel Römische Kriegskunst und andere Römische Kenntnisse gelernt, und selbst ermuntert vom Byzantinischen Kaiser, der ihn aus seiner Nachbarschaft hinweg wünschte, gieng er nach Italien, und setzte sich innerhalb 490
drei Jahren in den Besitz desselben. 492

Indeß aber Italien durch Theoderichs Regentenklugheit das blühendste und mächtigste Reich würde, so vertilgte einer der Fränkischen Fürsten, Chlodowich, auch den letzten 486
Ueberrest der Römischen Oberherrschaft in Gallien, und gründete ein Königreich, das dauerhafter und eben so groß und angesehen war als Theoderichs Reich.

So hatte also der ganze Occident seine Herrn gleichsam gewechselt. Was noch im letzten Viertel des vierten Jahrhunderts unter einem Herrn stund, theilte sich ungefähr in fünf große Reiche. Italien gehörte den Ost-Gothen. An sie schloß sich disseits der Alpen das Reich der Franken und Burgunder an. Mächtiger als die letztere waren die West-Gothen, welche einen beträchtlichen Theil von Gallien und Spanien besaßen. Eine kleine Ecke des letztern war Suevisch, und Afrika seufzete unter der Regierung der Vandalen.

West- und Ost-Gothen waren zwar Christen, ehe jene Spanien und diese Italien eroberten, aber sie waren Arianer. Wenn also schon ihre Eroberung für die Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion nicht besonders wichtig scheint, so ist sie es doch in Rücksicht auf die innere Verfassung der Kirche. Burgunder wandten sich gleich beim Anfang ihrer Besitznehmung in Gallien zum Christenthum. Von Vandalen und Sueven ist's ungewiß, wie und wann sie Christen geworden, aber die Bekehrungsgeschichte von

Chlodowich ist eben so bekannt, als sie zugleich zum Beweise dient, wie Könige damals Christen wurden.

Das bloße Zureden seiner Christlichen Gemahlin, einer Burgundischen Prinzessinn, hätte auf den wilden Eroberer wenig gewirkt, wenn er nicht bei Zülpich, in der Schlacht gegen die Alemannen, erfahren zu haben geglaubt hätte, daß der Christengott der siegreichste Gott sey, und die
496 Eilfertigkeit der Bischöfe, ihn sogleich zu taufen, war auch für den größten Theil seiner Nation sehr einladend.

Die einzigen Irrländer sind in diesem Zeitalter durch ordentliche Missionen bekehrt worden, welche der Römische Bischof Cälestin schickte. Ihr Apostel hieß Patricius, aber er war Apostel, wie die meisten dieses Zeitalters. Er log Wunder, brauchte Drohungen und Versprechungen, predigte eine Christliche Religion, wie sie ungefähr solchen Völkern nicht ganz widrig scheinen mußte, und gewöhnlich war der erste Hauptnutzen einer solchen vermeinten Bekehrung nur dieser, daß eine Hierarchie errichtet wurde, deren fortdaurende Wirkung erst zur Humanisirung und endlich zur Christlichwerdung der Nation nicht wenig beitrug.

So hat also die Christliche Religion, durch die Eroberungen dieser so genannten barbarischen Völker, im Occident nichts an Ausdehnung ihres Gebiets verloren; sie gewann vielmehr, das einzige England ausgenommen.

§. 24.

Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion im sechsten Jahrhundert.

Sehr viel unbeträchtlicher ist die Geschichte der so genannten Bekehrung mancher Asiatischen Horden im fünften und sechsten Jahrhundert. Von Abasgern, Alanen, Lesgen hat man zwar Nachricht, daß sie größtentheils durch Justi=

nians Bemühung gewonnen wurden, aber ob sie nicht etwa sogleich wieder abfielen? ob vielleicht nicht bloß der König zur Christlichen Religion übertrat? ob ihre Bekehrung mehr war als Annahme gewisser Christlichen Gebräuche?

Im Occident ist vorzüglich die neue Blüthe der Christlichen Religion in England merkwürdig. Der Römische Bischof Gregor der Große, durch zufällige Umstände ermuntert, brannte vor Begierde die heidnischen Engländer zu bekehren, und da bei den Fränkischgallischen Bischöfen aller Missioneneifer erloschen war, so gewann er endlich an
einem Römischen Abt Augustin gerade den Mann, den 596
er haben mußte. Dieser zog mit ungefähr vierzig Benedictiner Mönchen nach England, ließ sich statt des Paniers ein silbernes Kreuz vortragen, und hielt mit großem Gepränge seinen Einzug. Der König war schon zum voraus durch seine Gemahlinn gewonnen, hörte ihn sehr geneigt, und wenn er ihm schon nicht die Zerstörung der Götzentempel erlaubte, so gestattete er doch, daß, statt der Götzen, Bilder der Heiligen in die Tempel gesetzt werden durften.

Augustin pflanzte eine neue Christliche Kirche in England, aber selbst die Ueberwindung des Angelsächsischen Heidenthums machte ihm nicht so viele Schwierigkeiten, als die Verähnlichung der alten Christen, welche er als Ueberrest der Brittischen Kirche fand. Diese wußten nichts von einem mächtigen Bischof in Rom, auf dessen Befehl sie ihre alten Kirchengebräuche zu ändern hätten. Diese kannten die Gattung von Mönchen nicht, von welcher Augustin war, und behaupteten mit der festesten Anhänglichkeit an Alterthum ihre Christlichorientalischen Sitten gegen den Römischen Missionarius.

§. 25.

In allen Europäischen Reichen, in welche sich der große Römische Occident getheilt hatte, entwickelte sich die Christliche Religion immer mehr und gewann immer mehrere Anhänger, so wie die Nation, welche sich in denselben festgesetzt hatte, nach und nach gebildeter wurde. Das einzige Italien hatte das Unglück, daß das Ostgothische Reich, dessen kluge Regierung dem verödeten Lande sehr nützlich war, nach einer ungefähr sechzigjährigen Dauer gestürzt wurde. Zwar waren anfangs Justinians Feldherren die Sieger, aber kaum waren diese ein paar Jahre Herren von Italien, so brachen die größtentheils heidnischen Longobarden in den oberen Theil ein, und wütheten anfangs mit unerhörter Grausamkeit gegen die Christen. Endlich wurde auch dieser ihr König gewonnen. Autharis ward zwar erst Arianer, aber schon seinen Nachfolger machte eine Vermählung mit einer Baierischen Prinzessinn vollends orthodox.

So glücklichschnell gieng die Verfolgung nicht vorüber, welche die Christen in Persien ausstehen mußten. Wenn es wahr ist, was Römische Schriftsteller von den Grausamkeiten des Königs Cosroes erzählen, so muß er einer der tobendsten Verfolger der Christen gewesen seyn, und den Grimm, welchen er über den siegreichen Justinian nicht ausgießen konnte, ganz über die Religionspartie desselben ausgeschüttet haben.

Beinah sechsthalb Jahrhunderte waren es nun, seitdem diese neue Lehre, aus einem kleinen Strich Landes an der Phönicischen Küste fast über die ganze damals gekannte Welt sich verbreitet hatte: schon in ihrem vierten Jahrhundert hatte sie fast in allen den Ländern einige Freunde, in welchen sie in der Mitte des sechsten Jahrhunderts herrschend

geworden. Ihr beständig weiterer Fortgang schien von allen Seiten gesichert zu seyn, da sich nun der größte Theil der Occidentalischen Könige zu derselben bekannte, auch im Orient nicht nur Christenthum sondern sein ausgesonnene Orthodoxie herrschte, und fast überall die Hierarchie in die ganze Staatsverfassung sich verflochten hatte.

Wie ein Ungewitter aber, das plötzlich am heitern Himmel heraufsteigt, brach Muhammed aus seiner Arabischen Wüste hervor. Es vergieng kein Jahrhundert der nachfolgenden Periode, so war der Christlichen Religion mehr als die Hälfte ihrer schönsten Besitzungen und fast unwiederbringlich entrissen. 622

Geschichte der äußern Verfassung der Kirche, vorzüglich der Hierarchie.

§. 26.

Römischer Patriarch.

Ungefähr acht bis zehn Bischöfe hatten sich am Ende der vorigen Periode über alle ihre Collegen so gehoben, daß diese in einer gewissen Subordination gegen sie stunden, deren Gränzen so ungewiß waren, als sie bei jeder durch individuelle Veranlassungen und Observanz entstandenen Verfassung zu seyn pflegen. Rom, Alexandrien und Antiochien waren die vornehmsten unter diesen zehn vornehmern Bischöfen, und gleich auf der ersten ökumenischen Synode zu Nicäa wurden ihnen ihre bisher genossenen Vorrechte 325
bestätigt; der Bischof von Jerusalem erhielt wenigstens ihren Rang.

Wie schon die Anstalt der Provinzialsynoden der ersten Entwicklung des hierarchischen Systems sehr förderlich gewesen, so wurde Vollendung desselben noch viel mehr durch

ökumenische Synoden beschleunigt; Synoden, welche der Kaiser selbst an alle Bischöfe seines Reichs theils unmittelbar theils mittelbar ausschrieb, bei deren Sitzungen entweder er selbst oder seine Minister gegenwärtig waren, deren Schlüsse durch sein Ansehen in Reichsgesetze verwandelt wurden.

Ueberhaupt war, seitdem selbst der Kaiser ein Christ geworden, der Christliche Bischof ein viel wichtigerer Mann als vorher, der Einfluß der Großen unter ihnen auf den ganzen Zustand der Regierung viel bedeutender, und bei diesen eben deswegen auch die Begierde viel reger, ihrer Kirchenverfassung die Form und Bestimmtheit der weltlichen Verfassungen zu geben, welche sie kannten. Der freie Zutritt zu der Person des Kaisers oder des Statthalters, die vermehrten Reichthümer ihrer Kirche, der große Haufen von Geistlichen, der nach und nach unter ihnen stand, die mannichfaltigen und oft so spitzfindigen Religionsstreitigkeiten, in welche sie verwickelt wurden, das alles nebst noch mehreren Umständen traf zusammen, ihnen in kurzem eine nach der ersten Kirchenverfassung fast unkennbare Oberherrschaft zu verschaffen.

Unerwartet bekamen diese drei vornehmsten an einem vierten, dem Bischof von Constantinopel, einen sehr mächtigen Nebenbuhler, der alle die Vortheile zum Theil noch reichlicher benutzen konnte, wodurch sie sich gehoben hatten, und gewiß unter allen am ehesten Pabst geworden wäre, wenn irgend ein Residenzbischof bis zum vollendeten Pabst nicht nur für sich emporsteigen, sondern seine ganze Würde erheben könnte.
381 Schon auf der Synode von Constantinopel wurde die Verordnung gemacht, daß der Bischof von Neurom sogleich nach
451 dem von Altrom den Rang haben solle, und auf der Synode zu Chalcedon wurde ihm endlich auch ein sehr ansehnlicher Spren-

gel durch Unterwerfung von Thracien, Kleinasien und Pontus bestimmt.

Die Geschichte der grossen Hierarchie ist während dieser Periode fast nichts als Geschichte der unauslöschlichen wechselsweisen Eifersucht dieser vier grossen Prälaten, ihrer glücklichen und unglücklichen Versuche, alleiniger Monarch zu werden und mit dem Ansehen eines Monarchen den dogmatischen Sprachgebrauch zu entscheiden.

Dem Bischof von Rom gelang es nur selten, er bekam in dieser Periode die empfindlichsten Stösse. Auf der Synode von Nicäa wurden zwar seine durch Observanz erhaltenen Vorrechte bestätigt. Er erhielt nachher noch bestimmter den Primat über diejenigen Kirchen, welche sonst in bürgerlichen Sachen der Jurisdiction des Vicarii Urbis unterworfen waren, aber damit war er nicht mehr geehrt als die Bischöfe von Alexandrien und Antiochien, welchen ein noch ausgedehnterer Primat zugestanden wurde. Sein ganzer Vorzug war bloß Rang vor den übrigen.

Bald hätte man zwar gern aus dem Rang ein gewisses Appellationsrecht hergeleitet, und die Zeiten schienen anfangs nicht ungünstig. Der Orient und besonders Alexandrien wurden von Meletianischen und Arianischen Streitigkeiten äusserst zerrüttet, wer war aber mehr bald gutmeinender, bald ehrgeiziger Freund und Retter der unterdrückten Partie als der Römische Bischof? Bischof Damasus erhielt schon im Jahr 378 ein kaiserliches Privilegium, auch Streitigkeiten schlichten zu dürfen, welche nicht gerade in seiner Diöcese vorfielen, Appellationen anzunehmen, wenn man mit der Sentenz eines andern Metropoliten nicht zufrieden war. Um sich nun die Kenntniß fremder Diöcesen zu erleichtern, um zu solchen Appellationen zu reizen, ernannten er und

seine Nachfolger oft in den entferntesten Provinzen Vicarien. Da auch bald ein wiederholtes Gesetz Kaiser Valentinians denselben aufs neue begünstigte, so gab Siricius die erste Decretale. Schreiben, wie seine Vorgänger öfters an Italiänische Bischöfe hatten ergehen lassen, schickte er an Bischöfe fremder Provinzen.

Wie die Arianischen Händel eine schöne Gelegenheit waren, den Bischof von Alexandrien in Verbindlichkeit zu setzen, so gab es bald ähnliche Veranlassungen in Rücksicht auf den Constantinoplischen Stuhl. Bischof Johann Chrysostomus, gegen den sich sein eigener Klerus, die beleidigte Gemahlinn des Kaisers, und der ungerechtargwöhnische Theophilus von Alexandrien verschworen, wo hätte er gegen alle diese Feinde Hülfe finden sollen, als bei dem Bischof zu Rom? In den Nestorianischen und Monophysitischen Unruhen wurde der Sieg erst über den Constantinoplischen, dann über den Alexandrinischen Bischof noch größer, und Leo der Große, der die Kunst sich am Hofe, selbst unter dem kaiserlichen Frauenzimmer, Verbindungen zu machen und zu erhalten vortrefflich verstand, genoß die Freude vollkommen, besonders durch Bestimmung einer Orthodoxievorschrift seine ehrgeizigen Absichten zu befriedigen. Doch gerade in eben demselben Zeitpunkt, da er über seinen furchtbarsten Gegner den Alexandriner triumphirte, wuchs ihm zum äußersten Aerger der Bischof von Constantinopel als Nebenbuhler herbei.

So ist in diesem ganzen Zeitalter die Geschichte des Römischen Bischofs ein beständiger Wechsel von Gelingen und Mißlingen, von Erhebungen und Demüthigungen, und unter den letzten sind manche feierliche Prostitutionen, zu welchen die Römischen Bischöfe sehr oft durch Ignoranz gebracht wurden. Sie sollten die spitzfindigen Streitfragen

entscheiden, die man im Orient über die Lehre von der Person Christi aufwarf, und verstanden doch gewöhnlich kein Griechisch, waren oft der Philosophie, des besondern philosophischen Sprachgebrauchs unkundig, welche zu einer solchen Streitfrage Gelegenheit gaben. Nicht selten war es auch menschliche Schwäche, welche den Römischen Bischof eben so fallen ließ, wie der Alexandrinische oder Constantinoplische fiel. So gieng Liberius zu den Semiarianern 358
über, weil er nicht Stärke der Seele genug hatte, bei der einmal ergriffenen Partie der Athanasianer zu bleiben. Aus Unwissenheit billigte Zosimus die Lehren der Pelagianer, 417
und erst nachdem er nähere Belehrung aus Afrika erhält, besann er sich eines bessern. Hormisdas, der die große Streitfrage der Orientaler mißverstand, ob einer aus der Dreieinigkeit gelitten habe, verlor durch seine Entscheidung den Ruhm der Orthodoxie selbst bei seinen Nachfolgern; und was that nicht Vigilius, da der unglücklichfriedfertige Justinian die Schriften dreier längst verstorbener und zu Chalcedon als orthodox erkannter Bischöfe für ketzerisch erklärte? In der einen Hälfte der Streitigkeit zeigte er Mangel an Kenntnissen, in der andern Mangel an Charakter; er wußte in der Angst nicht, was er thun sollte, und that gerade immer das Ungeschickteste.

So waren die Römischen Bischöfe vorzüglich unglücklich am Ende dieser Periode. Sie sollten durchaus für Wahrheit und Orthodoxie halten, was im kaiserlichen Cabinet zu Constantinopel für orthodox gehalten wurde, und dort war doch die Orthodoxie so wandelbar und so parteiisch, wie gewöhnlich Cabinetsorthodoxie zu seyn pflegt. Rom gehörte zum Exarchat, wenn also der Römische Bischof den Befehlen des Kaisers nicht gehorchen wollte, so hohlte man ihn

heiten, bei den ewig währenden Glaubenszänkereien besonders der Syrer und Aegyptier nach und nach ein richterliches Ansehen zu gewinnen, und Acacius war theils an weiser Liebe des Friedens, theils an schlauer Kunst, die Hofgesinnungen zu lenken, seinen Gegnern den Römischen Bischöfen weit überlegen. Doch da Justin und Justinian in Constantinopel zur Regierung kamen, so war bei der entschiedenen Partheilichkeit dieser beiden Regenten für den Römischen Bischof und bei ihrer eben so entschiedenen unlenkbaren Gewaltthätigkeit alles weitere Emporsteigen des Bischofs von Constantinopel unmöglich. Die Bischöfe von Rom sahen es zu Ende des sechsten Jahrhunderts als Beweis eines besondern Stolzes der Bischöfe von Constantinopel an, daß diese sich den Titel Episcopus oecumenicus geben ließen. Wie unbekannt doch ein gewöhnlicher Sprachgebrauch von Constantinopel zu Rom gewesen seyn muß!

Keiner aller Patriarchen aber zeigte sich diese ganze Periode hindurch gewaltthätiger als der von Alexandrien, und keiner war auch so unversöhnlicher Gegner gerade seines Byzantinischen Collegen als dieser. Ihn auch zunächst hatte der Vorzug gekränkt, welcher auf der Synode im Jahr 381 dem kaiserlichen Residenzbischof eingeräumt worden, und zwei solcher Männer, wie Bischof Theophilus und Bischof Cyrillus, welche fast volle sechzig Jahre (385 — 444) mit allem Eifer eines Familieninteresse und eines Partiegeists einem Plane treu blieben, konnten sich eine fast despotische Macht erwerben, die aber gerade weil sie eben so gewaltthätig behauptet als erworben wurde, schon unter dem Nachfolger Dioskurus fallen mußte. Dem Theophilus war es gelungen, den frommen Johann Chrysostomus zu stürzen, und sein Neffe, der Calenderheilige Cyrillus erhielt einen

och vollständigern Sieg über Nestorius. Aber Dioskurus
und an dem Römischen Bischof Leo einen Gegner, welchen
rste unglückliche Versuche nicht muthlos machten. Die Sy-
ode von Chalcedon setzte den Dioskurus ab, und das An-
hen des Alexandrinischen Stuhls, dessen Bischöfe seit Athanasi-
us sich immer behauptet hatten, litt hiebei mehr als in ei-
er Beziehung. Sie verloren nicht nur ihre bisherige Ueber-
genheit in öffentlichen Verhandlungen der morgenländischen
Kirche, sondern die Gemeine theilte sich auch in mehrere große
Partien, und wurde durch beständige innerliche Kriege ge-
schwächt, in welchen sich alle Grausamkeit der Religionskriege
und bürgerlichen Kriege vereinigte. Nie heilte diese Wunde
er Alexandrinischen Kirche. Die letzte Hälfte des fünften
nd das ganze sechste Jahrhundert verflossen unter halb und
anz mislungenen Friedensvereinigungen der verschiedenen
Partien. Jedes irenische Project veranlaßte immer nur eine
eue Partie. Durch anderthalbhundertjährige Zänkereien wa-
ren die Köpfe nicht kaltblütiger, sondern immer nur erhitzter
geworden, bis endlich die Araber Aegypten überschwemmten,
nd die Christliche Kirche dieser Provinz in die drückendste
Sklaverei gerieth.

Eben das Schicksal traf Antiochien. Nie hat zwar
ser Patriarch eine der ganz ersten Rollen unter seinen Col-
gen gespielt, wie der von Rom und Alexandrien; nie war
selbst, was Zufall gewesen seyn muß, ein Mann von aus-
eichneter Thätigkeit Bischof geworden, und immer sam-
lten sich doch auch hier die schismatischen Parteien der
xandrinischen Kirche ihre eigenen Haufen, bis endlich die
oberungen der Araber auch hier durch allgemeine Unter-
ückung ein Ende machten.

§. 28.

Mönchswesen, im Orient und Occident.

Schon seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts gab es auch **Christliche** Asceten und Christliche Eremiten, Christen, welche nach ächtem Syrischägyptischem Temperamente und Sitten die willkührlichsten Selbstverläugnungen wählten, und vielleicht selbst auch noch mehr durch die damals herrschenden Verfolgungen veranlaßt, losgerissen von aller menschlichen Gesellschaft in Einöden sich flüchteten. Der Mensch, den weise Abwechslung von Einsamkeit und Gesellschaft bildet, wird in der Einöde zum Thier, und diese Heiligen beschleunigten die Metamorphose, weil sie sich wenigstens den Teufel zum Gesellschafter in die Einöde mit nahmen.

305 **Antonius** brachte zuerst einige Milderung in diese traurige Kunst fromm zu werden. Er beschränkte die elende Mannigfaltigkeit ihrer frommen Uebungen durch gewisse Vorschriften. Er veranlaßte sie, ihre Wohnplätze in der Nähe unter einander aufzuschlagen, um wenigstens unter einander selbst in Gebetsübungen und Bedürfnissen dieses Lebens wechselsweis Hülfe geben zu können.

340 Ein anderer Aegyptier, **Pachomius**, errichtete gemeinschaftliche Gebäude, wo die Asceten unter Aufsicht zusammen leben sollten. Er schrieb ihnen eine bestimmte Lebensart vor, welche bei ihm doch noch größtentheils vernünftiger war, als bei manchen seiner Nachfolger. Religionsunterricht und Gewinnung ihres Lebensunterhalts waren ihre Hauptbeschäftigung; zu dem letzten brauchte es nicht viel Arbeit, weil Fasten, dessen die Natur in so heißen Gegenden vorzüglich fähig ist, eine ihrer angelegentlichsten Religionsübungen war.

In kurzem vermehrte sich ihre Anzahl so sehr, daß allein in Aegypten über fünfzig tausend sich befanden, theils Mönche

theils Nonnen; daß eine Wohnung solcher Cönobiten oft mehrere tausende faßte; und daß endlich nicht leicht ein Mann von Frömmigkeit, nicht leicht ein Bischof von Ansehen war, der nicht eine Zeitlang unter diesen frommen Laien gelebt, seine erste Erziehung bei ihnen genossen.

Niemand wurde nehmlich damals durch ein unwiderrufliches Gelübde an sein Klosterleben gebunden, niemand wurde auch, selbst so lange er Mönch seyn wollte, gerade an eine gewisse Regel gebunden. So viel strenger auch ihre Lebensart war, als in der Folge der Occidentalischen Mönche, so viel ungebundener war doch im Ganzen ihre Freiheit. Aegypten und Syrien und Pontus blieben beständig ihr Hauptwohnplatz. Schon in Kleinasien fanden sie weniger Beifall, und noch weniger in Europa. Das kältere Klima Italiens und Frankreichs war einem solchen Fanatismus zu wenig günstig, syrischägyptische Diät dort unmöglich, und vielleicht auch das Land im allgemeinen zu gleichförmig bevölkert.

Das Mönchswesen würde in Europa nie herrschend geworden seyn, wenn nicht Benedict von Nursia in der Mitte des sechsten Jahrhunderts demselben eine ganz andere Einrichtung gegeben hätte. Er hob die herumschweifende Lebensart der bisherigen Mönche auf. Er machte es zum Gesetz, daß man sich für seine Regel auf ewig verpflichten mußte, und wenn er schon in seinen Cönobien auch die Beobachtung der Orientalischen Mönchsregeln gestattete, so erlaubte er doch keinen Uebergang von seiner Regel zu diesen.

Handarbeit, Gebet und Studiren, wozu auch Unterweisung der Jugend gehörte, waren die drei Geschäfte, in welche er seinen Mönchen den Tag eintheilte, und die Handarbeit dieser Mönche war der ganzen damaligen Beschaffenheit der Occidentalischen Provinzen sehr nützlich, da sie verödete Länder ur-

bar zu machen, Moräste auszutrocknen, Wälder auszureuten suchten.

Monte Cassino war der erste Sitz dieses Wohlthäters seines Zeitalters, und noch in dieser Periode breitete sich dieser Orden besonders durch die Bemühungen des Römischen Bischofs Gregor nicht nur in Italien sondern auch in Frankreich und England aus.

Man kann bei der so sehr veränderten Einrichtung dieser neuen Mönchsorden leicht voraussehen, wie ihr Einfluß auf Staat und Kirche von demjenigen ganz verschieden seyn mußte, welchen die Orientalischen Mönche hatten. Diese waren nicht viel besser als ein Freicorps, das sich bald von diesem bald von einem andern brauchen ließ, das wie jede aufrührerische Partie vorzüglich durch seine Menge und Kühnheit bedeutend ist, und alsdenn fast allein auch dadurch dem Volk seinen Fanatismus mitzutheilen weiß.

Dem Benedictiner aber, der sich durch schwere Handarbeiten abmatten mußte, vergieng die Lust zu solchen schwärmerischen Projecten. Auch diejenigen, welche zum Studiren vorzüglich bestimmt waren, hatten keine Muße solchen Ideen nachzuhängen; denn auch ihr Studiren war zum Theil Handarbeit. Der Benedictiner schrieb Codices ab, wenn sich der Orientalische Mönch bloß in der Beschauung übte. Nicht nur Wissenschaften, sondern vorzüglich auch Künste und Handwerke blühten nirgends so sehr wie in Benedictiner Klöstern, und von hier aus verbreiteten sich die Kenntnisse für die Befriedigung der Bequemlichkeiten und Nothwendigkeiten des Lebens oft weit umher in ganzen Gegenden.

Sie waren bald die einzigen Männer von Kenntnissen, welche der Occident hatte. Sie wurden daher auch an die Höfe der Könige gezogen, wo sie als Canzler und Räthe in

theils Nonnen; daß eine Wohnung solcher Cönobiten oft mehrere tausende faßte; und daß endlich nicht leicht ein Mann von Frömmigkeit, nicht leicht ein Bischof von Ansehen war, der nicht eine Zeitlang unter diesen frommen Laien gelebt, seine erste Erziehung bei ihnen genossen.

Niemand wurde nehmlich damals durch ein unwiderrufliches Gelübde an sein Klosterleben gebunden, niemand wurde auch, selbst so lange er Mönch seyn wollte, gerade an eine gewisse Regel gebunden. So viel strenger auch ihre Lebensart war, als in der Folge der Occidentalischen Mönche, so viel ungebundener war doch im Ganzen ihre Freiheit. Aegypten und Syrien und Pontus blieben beständig ihr Hauptwohnplatz. Schon in Kleinasien fanden sie weniger Beifall, und noch weniger in Europa. Das kältere Klima Italiens und Frankreichs war einem solchen Fanatismus zu wenig günstig, syrischägyptische Diät dort unmöglich, und vielleicht auch das Land im allgemeinen zu gleichförmig bevölkert.

Das Mönchswesen würde in Europa nie herrschend geworden seyn, wenn nicht Benedict von Nursia in der Mitte des sechsten Jahrhunderts demselben eine ganz andere Einrichtung gegeben hätte. Er hob die herumschweifende Lebensart der bisherigen Mönche auf. Er machte es zum Gesetz, daß man sich für seine Regel auf ewig verpflichten mußte, und wenn er schon in seinen Cönobien auch die Beobachtung der Orientalischen Mönchsregeln gestattete, so erlaubte er doch keinen Uebergang von seiner Regel zu diesen.

Handarbeit, Gebet und Studiren, wozu auch Unterweisung der Jugend gehörte, waren die drei Geschäfte, in welche er seinen Mönchen den Tag eintheilte, und die Handarbeit dieser Mönche war der ganzen damaligen Beschaffenheit der Occidentalischen Provinzen sehr nützlich, da sie verödete Länder ur-

Geistlichen schriftlich ohne alle weitere Zeugen und ohne besonders bestimmte Worte vorgezeigt wurde.

Nichts war einer gewissen damals herrschenden Frömmigkeit mehr entgegen, als die Römischen Gesetze gegen die Ehlosigkeit; diese wurden also aufgehoben, so sehr auch ein wichtiger Theil des öffentlichen Wohls darauf beruhte.

Constantin selbst war Schmeichler und Despot der Bischöfe; nicht der einzige Fall in der Geschichte, daß beides in einem zusammentrifft. Die kurze unglückliche Periode aber, da ihnen Julian alle ihre Rechte wieder nahm, konnte kaum in einigen Betracht kommen. Die Kirche gewann nach dieser schnell vorüber eilenden Trübsal mehr Ehre als vorher. Die großen Bischöfe erhielten nach und nach völlig gleiche Vorrechte mit den großen Statthaltern; um so unvermeidlicher aber mengte sich der Kaiser in die Bischofswahlen, und die Besetzung der großen Stellen hieng endlich fast einzig von seiner Willkühr ab.

§. 30.

Besonderes politisches Verhältniß des Römischen Bischofs.

Im Occident aber ist besonders das Verhältniß des Römischen Bischofs zum Herrn von Rom und zum Könige von Italien sehr merkwürdig. Ungeachtet aller Ehre, welche der Römische Bischof bisweilen genoß, blieb er doch immer Unterthan. Seine Einwilligung, wenn eine ökumenische Synode zusammengerufen werden sollte, war nicht vorzüglicher nöthig, als die Einwilligung der übrigen Patriarchen, und es war nicht sowohl Einwilligung, die er gab, als Antwort auf eine geschehene höfliche Notification oder auf ein vorgängig abgefordertes Gutachten. Manchmal mußte der Römische Bischof noch lange bitten, bis der Kaiser endlich aus

allen seinen Provinzen seines Reichs eine Synode zusammenrief.

Dem Kaiser oder seinem Statthalter mußte er vor Gericht stehen, und wie jeder andere Minister zu Verschickungen und Untersuchungen sich brauchen lassen. Kann aber eine übertragene Commission als Beweis eigener Macht gelten?

Mancher von ihnen sprach oft wohl auch bei feierlichen Gelegenheiten mit einer solchen biblischen Phraseologie, als ob nichts auf Erden über ihm sey; und wenn sollte es wohl einem solchen frommen Stolz hie und da auch an Schmeichlern gefehlt haben? Aber es wäre unbillig gegen den Römischen Bischof, solchen einzelnen Aeußerungen mehr zu glauben als demjenigen, was aus dem ganzen Ton seines übrigen Betragens und aus der unverkennbarsten Harmonie aller Documente des ganzen Zeitalters erhellt.

Unter der Ostgothischen Regierung war der Römische Bischof fast noch weniger geachtet als unter der Römischen. Wie Belisars und Narses Waffen dem Morgenländischen Kaiser das Exarchat eroberten, so war er wieder nichts weiter als Unterthan von diesem, und Justinian übte besonders an Vigilius sein Regentenrecht auf eine sehr grausame Art aus. Ungefähr fünfzig Jahre, ehe Vigilius wie ein Delinquent zu Constantinopel mißhandelt wurde, soll zu Rom der Satz behauptet worden seyn, daß der Pabst außer Gott keinen Richter habe.

§. 31.

Staatsverhältniß der Kirche im Fränkischen Reich.

Im Fränkischen Reich schien sich in dieser Periode noch wenig zu zeigen, welchen Einfluß die Bischöfe auf den Staat hatten. Die Regierung Chlodowichs war gar zu sehr fast einzig militärisch, also Despotismus recht von der schlimm-

§. 28.

Mönchswesen, im Orient und Occident.

Schon seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts gab es auch Christliche Asceten und Christliche Eremiten, Christen, welche nach ächtem Syrischägyptischem Temperamente und Sitten die willkührlichsten Selbstverläugnungen wählten, und vielleicht selbst auch noch mehr durch die damals herrschenden Verfolgungen veranlaßt, losgerissen von aller menschlichen Gesellschaft in Einöden sich flüchteten. Der Mensch, den weise Abwechslung von Einsamkeit und Gesellschaft bildet, wird in der Einöde zum Thier, und diese Heiligen beschleunigten die Metamorphose, weil sie sich wenigstens den Teufel zum Gesellschafter in die Einöde mit nahmen.

305 Antonius brachte zuerst einige Milderung in diese traurige Kunst fromm zu werden. Er beschränkte die elende Mannigfaltigkeit ihrer frommen Uebungen durch gewisse Vorschriften. Er veranlaßte sie, ihre Wohnplätze in der Nähe unter einander aufzuschlagen, um wenigstens unter einander selbst in Gebetsübungen und Bedürfnissen dieses Lebens wechselsweis Hülfe geben zu können.

340 Ein anderer Aegyptier, Pachomius, errichtete gemeinschaftliche Gebäude, wo die Asceten unter Aufsicht zusammen leben sollten. Er schrieb ihnen eine bestimmte Lebensart vor, welche bei ihm doch noch größtentheils vernünftiger war, als bei manchen seiner Nachfolger. Religionsunterricht und Gewinnung ihres Lebensunterhalts waren ihre Hauptbeschäftigung; zu dem letzten brauchte es nicht viel Arbeit, weil Fasten, dessen die Natur in so heißen Gegenden vorzüglich fähig ist, eine ihrer angelegentlichsten Religionsübungen war.

In kurzem vermehrte sich ihre Anzahl so sehr, daß allein in Aegypten über fünfzig tausend sich befanden, theils Mönche

theils Nonnen; daß e i n e Wohnung solcher Cönobiten oft mehrere tausende faßte; und daß endlich nicht leicht ein Mann von Frömmigkeit, nicht leicht ein Bischof von Ansehen war, der nicht eine Zeitlang unter diesen frommen Laien gelebt, seine erste Erziehung bei ihnen genossen.

Niemand wurde nehmlich damals durch ein unwiderrufliches Gelübde an sein Klosterleben gebunden, niemand wurde auch, selbst so lange er Mönch seyn wollte, gerade an eine gewisse Regel gebunden. So viel strenger auch ihre Lebensart war, als in der Folge der Occidentalischen Mönche, so viel ungebundener war doch im Ganzen ihre Freiheit. Aegypten und Syrien und Pontus blieben beständig ihr Hauptwohnplatz. Schon in Kleinasien fanden sie weniger Beifall, und noch weniger in Europa. Das kältere Klima Italiens und Frankreichs war einem solchen Fanatismus zu wenig günstig, syrischägyptische Diät dort unmöglich, und vielleicht auch das Land im allgemeinen zu gleichförmig bevölkert.

Das Mönchswesen würde in Europa nie herrschend geworden seyn, wenn nicht B e n e d i c t v o n N u r s i a in der Mitte des sechsten Jahrhunderts demselben eine ganz andere Einrichtung gegeben hätte. Er hob die herumschweifende Lebensart der bisherigen Mönche auf. Er machte es zum Gesetz, daß man sich für s e i n e Regel auf ewig verpflichten mußte, und wenn er schon in seinen Cönobien auch die Beobachtung der Orientalischen Mönchsregeln gestattete, so erlaubte er doch keinen Uebergang von seiner Regel zu diesen.

Handarbeit, Gebet und Studiren, wozu auch Unterweisung der Jugend gehörte, waren die drei Geschäfte, in welche er seinen Mönchen den Tag eintheilte, und die Handarbeit dieser Mönche war der ganzen damaligen Beschaffenheit der Occidentalischen Provinzen sehr nützlich, da sie verödete Länder ur-

Geistlichen schriftlich ohne alle weitere Zeugen und ohne besonders bestimmte Worte vorgezeigt wurde.

Nichts war einer gewissen damals herrschenden Frömmigkeit mehr entgegen, als die Römischen Gesetze gegen die Ehlosigkeit; diese wurden also aufgehoben, so sehr auch ein wichtiger Theil des öffentlichen Wohls darauf beruhte.

Constantin selbst war Schmeichler und Despot der Bischöfe; nicht der einzige Fall in der Geschichte, daß beides in einem zusammentrifft. Die kurze unglückliche Periode aber, da ihnen Julian alle ihre Rechte wieder nahm, konnte kaum in einigen Betracht kommen. Die Kirche gewann nach dieser schnell vorüber eilenden Trübsal mehr Ehre als vorher. Die großen Bischöfe erhielten nach und nach völlig gleiche Vorrechte mit den großen Statthaltern; um so unvermeidlicher aber mengte sich der Kaiser in die Bischofswahlen, und die Besetzung der großen Stellen hieng endlich fast einzig von seiner Willkühr ab.

§. 30.

Besonderes politisches Verhältniß des Römischen Bischofs.

Im Occident aber ist besonders das Verhältniß des Römischen Bischofs zum Herrn von Rom und zum Könige von Italien sehr merkwürdig. Ungeachtet aller Ehre, welche der Römische Bischof bisweilen genoß, blieb er doch immer Unterthan. Seine Einwilligung, wenn eine ökumenische Synode zusammengerufen werden sollte, war nicht vorzüglicher nöthig, als die Einwilligung der übrigen Patriarchen, und es war nicht sowohl Einwilligung, die er gab, als Antwort auf eine geschehene höfliche Notification oder auf ein vorgängig abgefordertes Gutachten. Manchmal mußte der Römische Bischof noch lange bitten, bis der Kaiser endlich aus

allen seinen Provinzen seines Reichs eine Synode zusammenrief.

Dem Kaiser oder seinem Statthalter mußte er vor Gericht stehen, und wie jeder andere Minister zu Verschickungen und Untersuchungen sich brauchen lassen. Kann aber eine übertragene Commission als Beweis eigener Macht gelten?

Mancher von ihnen sprach oft wohl auch bei feierlichen Gelegenheiten mit einer solchen biblischen Phraseologie, als ob nichts auf Erden über ihm sey; und wenn sollte es wohl einem solchen frommen Stolz hie und da auch an Schmeichlern gefehlt haben? Aber es wäre unbillig gegen den Römischen Bischof, solchen einzelnen Aeußerungen mehr zu glauben als demjenigen, was aus dem ganzen Ton seines übrigen Betragens und aus der unverkennbarsten Harmonie aller Documente des ganzen Zeitalters erhellt.

Unter der Ostgothischen Regierung war der Römische Bischof fast noch weniger geachtet als unter der Römischen. Wie Belisars und Narses Waffen dem Morgenländischen Kaiser das Exarchat eroberten, so war er wieder nichts weiter als Unterthan von diesem, und Justinian übte besonders an Vigilius sein Regentenrecht auf eine sehr grausame Art aus. Ungefähr fünfzig Jahre, ehe Vigilius wie ein Delinquent zu Constantinopel mißhandelt wurde, soll zu Rom der Satz behauptet worden seyn, daß der Pabst außer Gott keinen Richter habe.

§. 31.

Staatsverhältniß der Kirche im Fränkischen Reich.

Im Fränkischen Reich schien sich in dieser Periode noch wenig zu zeigen, welchen Einfluß die Bischöfe auf den Staat hatten. Die Regierung Chlodowichs war gar zu sehr fast einzig militärisch, also Despotismus recht von der schlimm-

sten Gattung. Was der Bischof (Gottlob damals selbst noch nicht Soldat!) von dem König erhalten wollte, mußte er erschleichen oder durch Bitten gewinnen, und der Vortheil, daß die Bischöfe bald als erster Stand bei den Nationalversammlungen erschienen, wurde erst nach Zeit und Umständen bedeutend.

511 Auf der Synode zu Orleans handelte Chlodowich nach seiner ganzen königlichen Macht; er rief die Bischöfe zusammen, und schön der Inhalt der Kanonen zeigt, daß außer dem Klerus eine höhere Macht dabei gesprochen. Unter den beständigen Zwistigkeiten der mehreren Söhne und Nachfolger Chlodowichs, war wieder nicht der beste Zeitpunct, wo friedfertige Bischöfe aufkommen konnten. Sie erhielten zwar nach und nach manche kleine Vortheile. Ihre Einkünfte, die Güter der Kirche wurden gesicherter. Das öftere Synodenhalten gab Gelegenheit zu politischen Verabredungen, und hie und da stieg auch öfters ein einzelner Bischof zu vorzüglichem Ansehen. Aber alles dieses auch in seinen vereinigten Wirkungen betrachtet, konnte bei einem Volk, das noch so roher Sitten war, als damals die Franken, dem Geistlichen und den Gütern der Kirche kaum die nöthige äußere Sicherheit verschaffen.

Anders war es bei den West-Gothen in Spanien, weil dort die Nation nicht nur früher Cultur und festgeordnete Verfassung bekam, sondern auch zum Vortheil des Pfaffenregiments historische Veranlassungen zusammentrafen, wie man sie höchst selten beisammen findet. Nach einer hundert und siebzigjährigen Regierung Arianischer Könige kam Recared auf den Thron, der zur katholischen Religion übertrat,
589 und seinen Uebertritt durch Wohlthaten gegen den katholischen Klerus zu bewähren suchte. Sein Recht zur Krone war wie

das Recht mehrerer seiner Nachfolger zweideutig, also war bischöfliche Salbung und Krönung nothwendig, um vor den Augen des Volks als Gottgeweihte zu erscheinen. Der König demüthigte sich vor dem Klerus, um durch denselben die angesehensten Familien sich verbindlich zu machen, das Volk in Schranken zu halten. Seine Gesetze wurden auf den Synoden des Klerus verbessert, und oft warf sich der König vor der versammelten Geistlichkeit seines Reichs demüthigbittend zur Erde nieder. Selbst der Adel mußte endlich unter das Joch der Hierarchie, und das alles wurde ohne Rath oder Hülfe des Römischen Oberpriesters ausgeführt.

Wenn man die Geschichte des Verhältnisses der Kirche zum Staat in den verschiedenen neuen Reichen, welche sich in dieser Periode in Europa bildeten, mit einem Blick übersieht, so zeigt sich, daß die Bischöfe in denjenigen Staaten, wo Arianismus die herrschende Religion war, nie zu sehr großem Ansehen gelangten. Unter ihnen war nicht die Eintracht, nicht der rege Geist von Conföderation, der den katholischen Klerus beständig in Bewegung setzte; nicht das unaufhörliche Synodenhalten, durch welches der katholische Klerus allen einzelnen Angelegenheiten so sinnreich ein allgemeines Interesse gab; nicht der schlaue Correspondenzzusammenhang, wodurch sich der katholische Klerus bald aus der Nähe, bald aus der Ferne, bald von Rom, bald von Constantinopel her Hülfe zu verschaffen wußte.

Doch ist aber selbst der katholische Klerus in keinem Reiche recht allgewaltig geworden, wenn nicht die Könige selbst, anfangs aus eigenem Interesse, alle Gelegenheit dazu gegeben hätten. Das wenigste sind die Schenkungen an Kirchen und Klöster, denn diese waren bei aller ihrer Größe von weniger Bedeutung, weil nach der damaligen Ebbe und Fluth von Län-

Geschichte der Lehre, als Religion und Theologie b trachtet.

§. 32.

Geschichte des Arianismus.

Die Religion erschien im Ganzen genommen zu Anfang dieser Periode meist noch unschuldig und einfach. Man hatte sich zwar schon in der vorigen Periode über manche Punkte oft und viel gestritten, man hatte verschiedene Versuche gemacht, die Lehre vom Vater, Sohn und Geist bald philosophischer bald biblischer vorzustellen. Auch an den Ideen von der Person Christi hatte man gebildet, und diejenigen Artikel, welche auf Beschaffenheit der äußeren Consociation Einfluß hatten (Taufe und Buße), waren selbst unvermerkt anders geworden, nachdem sich die ganze Einrichtung der Gesellschaft bei weiterer Ausbreitung geändert hatte. Unter die eigentlich praktischen Fragen, wie denn der Mensch werde, waren noch nicht einmal zur ordentlichen Untersuchung gekommen, und manche Fragen waren noch nicht ein aufgeworfen worden, an die man dem Scheine nach hätte denken sollen.

Noch war auch keine Streitigkeit entstanden, welche gleichsam den ganzen Körper der Kirche in Erschütterung setzt. Alles war mehr local oder provinzial geblieben, selbst die Händel, welche in Afrika durch die Wahl des schofs Cäcilian von Karthago veranlaßt wurden, blieben in den Gränzen von Afrika. Die Dogmatik erhielt keine feierliche Bestimmung durch dieselben, als sie itzt durch unglückliche, in Aegypten entstandene Controvers erhielt.

Der Artikel von der Person Christi oder genauer,

äge, in welchen Ausdrücken man vom Logos sprechen solle,
ır noch nicht so ins Reine disputirt, daß nicht immer ver-
iedener Sprachgebrauch, verschiedene Vorstellungsart, und
bst besonders in Aegypten, damals dem eigentlichen Mut-
lande theologischer Forschung, statt gefunden hätte. Diese
on seit Origenes Zeiten geduldete Verschiedenheit wurde
rch Zufall zum gefährlichen Kirchenschisma.

Ein gelehrter Presbyter in Alexandrien, Arius, den
ter und Kenntnisse selbst zu bischöflichen Hoffnungen be-
htigten, gerieth mit seinem Bischof Alexander zufällig in
reit, ob dem Logos auch Ewigkeit zugeschrieben werden
ne. Nach den Neuplatonischen Ideen des Bischofs war
igkeit des Logos so gewiß, als Gott von Ewigkeit her
verständiges Wesen gedacht werden mußte, und Arius,
m Begriffe wahrscheinlich mehr von gnostischen Aeonen-
alogien herstammten, konnte sich den Gezeugten nicht
h ewig denken mit dem, der seines Daseyns Ursprung
. Da der Bischof mit Disputiren und Ermahnungen
hts ausrichtete, so wollte er seine Autorität gegen den
sbyter brauchen. Er hielt eine Synode, excommunicirte
Arius und verurtheilte ihn als einen Gotteslästerer. Ue-
diese Voreiligkeit waren manche andere angesehene Bi-
fe sehr aufgebracht. Sie hielten es nicht für so ganz gewiß,
wenn auch Arius unrecht habe, der Sprachgebrauch des
hofs untadelhaft sey, und niemand war mit Alexanders
drücken mehr unzufrieden als Eusebius von Nikodemien.
Der Schritt war einmal gethan. Jeder suchte sich Par-
zu machen, durch Correspondenz und andere Verbindungen
unde zu werben. Die friedlichen Ermahnungen Kaiser
nstantins wurden nicht gehört, und das einzige Mittel den
reit zu endigen, schien eine große Synode zu seyn. Bi-

schöfe aus allen Provinzen des Römischen Reichs versam-
325 melten sich auf kaiserlichen Befehl zu Nicäa, und wahrschein-
lich allein nur der betriebsame Athanasius nebst dem kaiser-
lichen Günstling Bischof Hosius von Corduba überwand
den Arius. Er wurde verurtheilt, und durch ein Synodal-
und Reichsgesetz befohlen, daß künftighin gesagt werden soll,
der Logos sey dem Vater Homousios.

Dieses Wort schien Vielen, die auch übrigens dem Arius nicht beitraten, recht beleidigend unschicklich. Sie glaubten, es führe auf grobe sinnliche Begriffe von der Zeugung des Sohnes Gottes. Denn es war ein Ausdruck, den man schon in ehemaligen Streitigkeiten für verdächtig gehalten. Aber die strengere Partie, welche sich ihres Funds nun einmal recht freute, machte mit einer Anhänglichkeit, welche schon allein die Dunkelheit ihrer Begriffe bewies, den Gebrauch gerade dieses Worts zum Merkzeichen der Orthodoxie; wer es nicht brauchen wollte, war als Freund des Arius verdächtig.

Der junge Diakonus von Alexandrien Athanasius, der schon selbst auf der Synode so betriebsam gewesen war, wurde im gleichfolgenden Jahr selbst Bischof von Alexandrien, und an ihm fand nun die katholische Partie einen Anführer, der bald mit stürmischem Jugendeifer, bald mit politischer Klugheit eines alten Weltmannes die Nicäischen Schlüsse in ihre volle Gültigkeit zu setzen suchte. Mit dem Anathem der Synode hatte Constantin bürgerliche Strafe verbunden, Arius Schriften wurden zum Feuer verurtheilt, die Auslieferung derselben bei Todesstrafe befohlen.

Diese Orthodoxie Constantins war aber kaum von vieljähriger Dauer, seine Schwester wußte ihn auf das neue für Arius zu gewinnen. Er erlaubte diesem aus dem Exil zurückzukommen, ließ sich durch ein orthodox scheinendes Glau-

nsbekenntniß täuschen, und da Athanasius unbeweglich da-
uf blieb, den Ketzer nicht in die Kirchengemeinschaft auf-
unehmen, so mußte er ins Elend, und Constantin befahl 336
em Bischof von Constantinopel, jenen in die Kirche einzu-
assen. Während der Einführungssolennität stirbt Arius
lötzlich.

Von den Prinzen Constantins war Constantius, unter
welchen der Orient zu stehen kam, vorzüglich auf der Seite
er Arianer, die Ungnade des Regenten galt also den Atha-
asianern, und wie Constantius nach dem Tode seines Bru-
ders auch Herr von Rom und Italien wurde, so stieg die
Drangsal der katholischen Partie auf das Höchste. Selbst
er Römische Bischof Liberius mußte jetzt die Arianische
Hoftheologie annehmen. Julians und Jovians Regierungen
waren zu kurz, als daß sich einer oder der andere Theil hätte
mächtig machen können. Unter Valentinian und Valens
schlug wie auf einer Brandstätte die Flamme unter der tiefen
Asche, mit neuer Gewalt wieder hervor. Valentinian im
Occident verfolgte die Arianer, oder vielmehr alle welche das
Nicäische Symbolum nicht unterschreiben wollten: Valens
im Orient handelte mit der Wuth eines Tyrannen gegen alle,
die sich nicht für den Arianismus erklärten. Menschenblut
wurde nicht geschont, die Bischöfe waren noch glücklich, wenn
sie bloß des Landes verwiesen wurden. Unter Theodosius
triumphirte endlich die Athanasianische Partie wieder vollkom-
men, und seitdem war ihr Sieg ununterbrochen gewiß. Der
Arianismus fand seine Schutzstätte bei den Gothen, Burgun-
dern, Vandalen, bei welchen er zum Theil bis zum Ende des
sechsten Jahrhunderts herrschend blieb.

Die Theologen theilten sich bei allen diesen Händeln im-
mer in drei große Partien:

1) entschiedene Arianer. Sie behaupteten, der Logos sey ein Geschöpf, nur das edelste aller Geschöpfe, und selbst schon darin von allen übrigen verschieden, daß er von Gott unmittelbar aus Nichts hervorgebracht sey. Sie läugneten Ewigkeit und Allwissenheit des Sohnes Gottes.

2) Solche, die auf dem Wort Homousios bestanden, das Ansehen des Nicäischen Symbolums mit allem Eifer verfochten, und die Wahrheit für verloren hielten, wenn man nicht bei diesem Wort bleibe.

3) Solche, die wie es schien in der Hauptsache ganz richtig von der Gottheit Christi dachten, aber den Nicäischen und Athanasiusischen Sprachgebrauch unschicklich fanden. Manchmal war wohl diese Mittelpartie, wie es bei allen Mittelpartien zu gehen pflegt, von allen Arianischen Begriffen nicht ganz frei, aber die Benennung Semiarianer ist doch eben so ungerecht als unschicklich.

Arianern und Athanasianern war eine um das Jahr 3[...] sich erhebende neue Partie gleich entgegen, welche den Bischof von Sirmium, Photinus, zum Anführer hatte. Dieser gieng so weit, zu behaupten, Christus sey bloßer Mensch, der erst angefangen habe zu existiren, da er von Maria geboren wurde. Mit diesem Manne Jesus habe sich eine besondere göttliche Kraft verbunden, und weil er sich der vollkommensten Tugend beflissen, so habe ihn Gott an Sohnes statt angenommen. Diese Meinung wich zu sehr von den damals allgemein angenommenen Begriffen ab, als daß sie ihr Glück hätte machen sollen: Photin wurde abgesetzt, und seine Meinung anathematisirt.

§. 33.

Macedonianer. Apollinaristen.

In der Lehre von der Gottheit des Sohnes wußte man och noch, was man gegen einander wollte; aber in Ansehung er Gottheit des heiligen Geistes hatten weder Vertheidiger noch Gegner bestimmte Begriffe. Arianer und so genannte Semiarianer waren ungewiß, ob sie den heiligen Geist bloß zu einer Kraft in Gott, oder zu einem Geschöpf machen sollten, nd die katholische Partie, wenn sie auch dem heiligen Geiste öttliche Ehre gab, zauderte doch mit dem Namen Gott. Die große Constantinoplische Synode vom Jahre 381 setzte endlich uch hierüber eine gewisse Kirchenorthodoxie fest, wozu gerade amals Macedonius, der Bischof zu Constantinopel war, Gelegenheit gegeben zu haben scheint.

Nie ist übrigens diese Partie des Macedonius fortdaurend ark geworden. Die Köpfe waren schon mit andern Fragen u sehr beschäftigt, Macedonius selbst scheint zu wenig Ehrgeiz gehabt zu haben, den Anführer einer Secte zu spielen, und die ganze Lehre vom heiligen Geist wurde immer mehr als Anhang er Lehre vom Logos, denn als eigenes Capitel betrachtet.

Während der größten Gährung der Arianischen Streitigkeiten aber erwachte in Syrien eine neue Controvers, zu welcher selbst einer der eifrigsten Vertheidiger der Nicäischen Synode Veranlassung gab. Apollinaris der jüngere, (wahrscheinlich) Bischof zu Laodicea in Syrien, einer der gelehrten und scharfsinnigsten Theologen seines Zeitalters, der aber mehr Philosophie als exegetische Kenntnisse besaß, gerieth auf en Einfall, sich die Vorstellung von der Person Christi dadurch zu erleichtern, daß er annahm, der Logos habe in dem Menschen Jesu die Stelle der vernünftigen Seele vertreten.

Eine animalische Seele oder Vegetationskraft habe der Mensch Jesus zwar gehabt, aber was in ihm gedacht, empfunden, gehandelt habe, sey einzig der Logos gewesen. Man schrieb mit Eifer gegen diese Meinung. Besonders die Syrischen Lehrer, in deren Kirchen die neue Hypothese vorzüglich beliebt zu werden schien, suchten immer recht deutlich von der ganzen Menschheit Jesu zu sprechen, unterschieden recht sorgfältig die menschliche Natur von der höheren damit verbundenen Natur des Logos. Aber eben dieses Bestreben der Syrischen Lehrer, recht sorgfältig zu unterscheiden, veranlaßte endlich einen theologischen Krieg, der noch viel gefährlicher wurde, als der Arianische, dessen Folgen noch bis *auf den* heutigen Tag nicht nur im dogmatischen Compendium, sondern selbst in der Geschichte fortdauren. Die Begebenheit ist nach ihrem ersten Ursprung folgende.

§. 34.

Geschichte der Nestorianischen Unruhen.

Die Eifersucht des Bischofs von Alexandrien wurde eben so rege, als der Haß des Constantinoplischen Klerus aufs neue erwachte, da im Jahr 428 schon wieder ein Zögling der Antiochischen Kirche, Nestorius, als Bischof nach Constanti-nopel kam. Cyrillus, damals Bischof von Alexandrien, ein ränkevoller heimtückischer Mann, legte sogleich alles darauf an, den neuen Bischof zu Falle zu bringen, und das Proje[kt] konnte beinahe nicht mißlingen, da sich ein großer Theil de[s] dortigen Klerus zu Belaurung des glücklichen Fremdlin[gs] gebrauchen ließ. Wie viele von ihnen fühlten sich verdient[er] für die bischöfliche Würde als dieser Antiochische Homilet.

Die Predigt eines Presbyters, den Nestorius von An[ti]ochien mitgebracht hatte, gab das Signal zu den Unruhe[n]. „Niemand soll (so lauten die verschrienen Worte der Predig[t]

die Maria Gottesgebährerinn nennen; denn Maria war ein Mensch, und von einem Menschen kann Gott nicht geboren werden." Nestorius vertheidigte in verschiedenen eigenen Predigten diese Meinung seines Presbyters, und zeigte, was nicht erst hätte gezeigt werden sollen, daß wenn die Schrift von Geburt und Tod Christi rede, so wähle sie immer Ausdrücke, welche seine ganze Person und nicht nur seine göttliche Natur bezeichnen, es heiße nicht, Gott sey geboren, sondern Gottes Sohn sey geboren. Aber gleich in den ersten Wochen zu Constantinopel und zu Alexandrien war über diese Predigten ein solches Ketzergeschrei, daß die vorsichtigste Erklärung des Nestorius nicht mehr gehört wurde. Ihm, dem vermeinten Feinde der Gottheit Christi, dem Feind der Ehre der Maria wurde in öffentlichen Predigten zu Constantinopel geflucht. Cyrillus streute Widerlegungen aus, schrieb an den Bischof von Rom, gab diesem von der großen Gefahr Nachricht, welche der Christlichen Religion bevorstehe, und dieser war unwissend oder boshaft genug, gegen den Bischof von Constantinopel sogleich Partie zu nehmen. Man kündigte dem Nestorius an, innerhalb zehn Tagen bei Verlust seines Amts zu widerrufen, und Cyrillus ließ ihm zwölf Sätze vorlegen, die er annehmen müßte, falls er für orthodox gehalten werden wolle.

Diese zwölf Sätze waren selbst nicht ganz richtig, und nicht nur Nestorius zweifelte an ihrer orthodoxen Bestimmtheit, sondern der Patriarch von Antiochien nebst den Bischöfen der dortigen Diöcese waren mit diesen Sätzen viel unzufriedener als mit Nestorius, der selbst den Ausdruck Gottesgebährerinn nun nicht mehr verweigerte. Doch der tobende Cyrillus setzte alles darauf, ihre Auctorität zu behaupten, brachte ganz Constantinopel und Alexandrien in Aufruhr,

und wußte besonders den Fanatismus der Mönche in sein Interesse zu ziehen.

Der Kaiser wagte es nicht, der theologischen Fehde seiner zwei großen Reichsprälaten anders ein Ende zu machen,
431 als durch eine Synode zu Ephesus. Für Cyrillus aber ließ sich wenig Gutes auf derselben prophezeien, denn selbst von Alexandrien kamen die schreiendsten Klagen über diesen schändlichen Mann. Ordnung auf der Synode zu behaupten schickt der Kaiser ein Paar Minister mit Soldaten hin.

Nestorius erscheint mit sechszehn Bischöfen aus seinem Sprengel: Cyrillus bringt fünfzig und überdieß eine ihm dießmal sehr brauchbare Schaar Aegyptischer Matrosen mit; auch treibt der Bischof von Ephesus, der treueste Bundesgenosse des Cyrillus, eine große Menge von Bischöfen zusammen. Es war billig mit Eröffnung der Synode bis zur Ankunft des Patriarchen von Antiochien und der ihn begleitenden Bischöfe zu warten. Alle unpartheiische Bischöfe verlangten es einmüthig. Man bewies auch unwidersprechlich, daß jene vor dem 22sten Junius unmöglich in Ephesus eintreffen könnten. Doch Cyrillus, der eigentlich Beklagter war, eröffnete, ungeachtet aller Protestationen der Minister, mit seiner Partie die Synode, stieß den Minister, der in die Versammlung kam, und nur noch auf vier Tage um Geduld bat, mit Gewalt zur Versammlung hinaus. Gleich auch in der ersten Session wurde Nestorius anathematisirt. Jene zwölf Sätze des Cyrillus wurden für Richtschnur der Orthodoxie erklärt, und da man das öffentlich angeschlagene Verdammungsurtheil des Nestorius auf Befehl des kaiserlichen Ministers herabriß, ließ es Cyrillus durch Herolde in der ganzen Stadt verkündigen, und sein Maaß von Bosheit

zu vollenden, schickte er falsche Berichte und verfälschte Acten nach Constantinopel.

Kaum sechs Tage nach diesem wüthenden Anfang des Cyrillus kam der Patriarch Johann von Antiochien an, und war äußerst erbittert, daß man die heterodoxen zwölf Sätze des Cyrillus als Richtschnur der Kirchendogmatik gelten lassen solle. Auch er versammelte nun die Bischöfe seiner Partie, erklärte den Cyrillus für einen Ketzer; der gottlose Mann könne nicht weiterhin Bischof seyn. Man sah bald daß es zu Ephesus mit dem Verfluchen und Gegenverfluchen kein Ende nehmen würde, und daß alles endlich darauf ankomme, wie glücklich jede Partie in ihren Verhandlungen zu Constantinopel bei dem kaiserlichen Hof sey.

Mit einem Glücke, das gottlob sonst die Bosheit selten genießt, wandte sich unerwartet schnell alles in Constantinopel auf die Seite von Cyrillus. Die Mönchstumulte, welche er durch seine Correspondenz daselbst erregte, hätten den Kaiser gegen ihn aufbringen sollen; die Relationen der kaiserlichen Minister bei der Synode waren gegen ihn; die Bosheit des Mannes war schon vorher bekannt; Verbrechen, die mit dem bisherigen gar nicht zusammenhiengen, schon vorher gegen ihn eingeklagt, und doch — was vermochte nicht sein Geld bei den kaiserlichen Ministern, wie schlau wußte er nicht den Haß Pulcheriens gegen Nestorius, den Verräther ihrer Liebesgeheimnisse, zu nutzen — und doch kommt plötzlich das Urtheil, Nestorius sey abgesetzt, Cyrillus bleibe Patriarch, ohne der geringsten Strafe sich unterwerfen zu müssen. Ob die Partie des Nestorius oder die des Cyrillus als die orthodoxe gelten solle, ließ der Kaiser vorerst noch unentschieden, er war froh, die Bischöfe wieder nach Hause zu bringen.

Eine animalische Seele oder Vegetationskraft habe der Mensch Jesus zwar gehabt, aber was in ihm gedacht, empfunden, gehandelt habe, sey einzig der Logos gewesen. Man schrie mit Eifer gegen diese Meinung. Besonders die Syrischen Lehrer, in deren Kirchen die neue Hypothese vorzüglich beliebt zu werden schien, suchten immer recht deutlich von der ganzen Menschheit Jesu zu sprechen, unterschieden recht sorgfältig die menschliche Natur von der höheren damit verbundenen Natur des Logos. Aber eben dieses Bestreben der Syrischen Lehrer, recht sorgfältig zu unterscheiden, veranlaßte endlich einen theologischen Krieg, der noch viel gefährlicher wurde, als der Arianische, dessen Folgen noch bis auf den heutigen Tag nicht nur im dogmatischen Compendium, sondern selbst in der Geschichte fortdauren. Die Begebenheit ist nach ihrem ersten Ursprung folgende.

§. 34.

Geschichte der Nestorianischen Unruhen.

Die Eifersucht des Bischofs von Alexandrien wurde eben so rege, als der Haß des Constantinoplischen Klerus aufs neue erwachte, da im Jahr 428 schon wieder ein Zögling der Antiochischen Kirche, Nestorius, als Bischof nach Constantinopel kam. Cyrillus, damals Bischof von Alexandrien, ein ränkevoller heimtückischer Mann, legte sogleich alles darauf an, den neuen Bischof zu Falle zu bringen, und das Project konnte beinahe nicht mißlingen, da sich ein großer Theil des dortigen Klerus zu Belaurung des glücklichen Fremdlings gebrauchen ließ. Wie viele von ihnen fühlten sich verdienter für die bischöfliche Würde als dieser Antiochische Homilet.

Die Predigt eines Presbyters, den Nestorius von Antiochien mitgebracht hatte, gab das Signal zu den Unruhen. „Niemand soll (so lauten die verschrienen Worte der Predigt

die Maria Gottesgebährerinn nennen; denn Maria war ein Mensch, und von einem Menschen kann Gott nicht geboren werden." Nestorius vertheidigte in verschiedenen eigenen Predigten diese Meinung seines Presbyters, und zeigte, was nicht erst hätte gezeigt werden sollen, daß wenn die Schrift von Geburt und Tod Christi rede, so wähle sie immer Ausdrücke, welche seine ganze Person und nicht nur seine göttliche Natur bezeichnen, es heiße nicht, Gott sey geboren, sondern Gottes Sohn sey geboren. Aber gleich in den ersten Wochen zu Constantinopel und zu Alexandrien war über diese Predigten ein solches Ketzergeschrei, daß die vorsichtigste Erklärung des Nestorius nicht mehr gehört wurde. Ihm, dem vermeinten Feinde der Gottheit Christi, dem Feind der Ehre der Maria wurde in öffentlichen Predigten zu Constantinopel geflucht. Cyrillus streute Widerlegungen aus, schrieb an den Bischof von Rom, gab diesem von der großen Gefahr Nachricht, welche der Christlichen Religion bevorstehe, und dieser war unwissend oder boshaft genug, gegen den Bischof von Constantinopel sogleich Partie zu nehmen. Man kündigte dem Nestorius an, innerhalb zehn Tagen bei Verlust seines Amts zu widerrufen, und Cyrillus ließ ihm zwölf Sätze vorlegen, die er annehmen müßte, falls er für orthodox gehalten werden wolle.

Diese zwölf Sätze waren selbst nicht ganz richtig, und nicht nur Nestorius zweifelte an ihrer orthodoxen Bestimmtheit, sondern der Patriarch von Antiochien nebst den Bischöfen der dortigen Diöcese waren mit diesen Sätzen viel unzufriedener als mit Nestorius, der selbst den Ausdruck Gottesgebährerinn nun nicht mehr verweigerte. Doch der tobende Cyrillus setzte alles darauf, ihre Auctorität zu behaupten, brachte ganz Constantinopel und Alexandrien in Aufruhr,

und wußte besonders den Fanatismus der Mönche in sein Interesse zu ziehen.

Der Kaiser wagte es nicht, der theologischen Fehde seiner zwei großen Reichsprälaten anders ein Ende zu machen
431 als durch eine Synode zu Ephesus. Für Cyrillus aber ließ sich wenig Gutes auf derselben prophezeien, denn selbst von Alexandrien kamen die schreiendsten Klagen über diesen schändlichen Mann. Ordnung auf der Synode zu behaupten schickt der Kaiser ein Paar Minister mit Soldaten hin.

Nestorius erscheint mit sechszehn Bischöfen aus seinem Sprengel: Cyrillus bringt fünfzig und überdieß eine für dießmal sehr brauchbare Schaar Aegyptischer Matrosen mit; auch treibt der Bischof von Ephesus, der treueste Bundesgenosse des Cyrillus, eine große Menge von Bischöfen zusammen. Es war billig mit Eröffnung der Synode bis zur Ankunft des Patriarchen von Antiochien und der ihn begleitenden Bischöfe zu warten. Alle unpartheiische Bischöfe verlangten es einmüthig. Man bewies auch unwidersprechlich, daß jene vor dem 22sten Junius unmöglich in Ephesus eintreffen konnten. Doch Cyrillus, der eigentlich Beklagter war, eröffnete, ungeachtet aller Protestationen der Minister, mit seiner Partie die Synode, stieß den Minister, der in die Versammlung kam, und nur noch auf vier Tage um Geduld bat, mit Gewalt zur Versammlung hinaus. Gleich auch in der ersten Session wurde Nestorius anathematisirt. Jene zwölf Sätze des Cyrillus wurden für Richtschnur der Orthodoxie erklärt, und da man das öffentlich angeschlagene Verdammungsurtheil des Nestorius auf Befehl des kaiserlichen Ministers herabriß, ließ es Cyrillus durch Herolde in der ganzen Stadt verkündigen, und sein Maaß von Bosheit

zu vollenden, schickte er falsche Berichte und verfälschte Acten nach Constantinopel.

Kaum sechs Tage nach diesem wüthenden Anfang des Cyrillus kam der Patriarch Johann von Antiochien an, und war äußerst erbittert, daß man die heterodoxen zwölf Sätze des Cyrillus als Richtschnur der Kirchendogmatik gelten lassen solle. Auch er versammelte nun die Bischöfe seiner Partie, erklärte den Cyrillus für einen Ketzer; der gottlose Mann könne nicht weiterhin Bischof seyn. Man sah bald daß es zu Ephesus mit dem Verfluchen und Gegenverfluchen kein Ende nehmen würde, und daß alles endlich darauf ankomme, wie glücklich jede Partie in ihren Verhandlungen zu Constantinopel bei dem kaiserlichen Hof sey.

Mit einem Glücke, das gottlob sonst die Bosheit selten genießt, wandte sich unerwartet schnell alles in Constantinopel auf die Seite von Cyrillus. Die Mönchstumulte, welche er durch seine Correspondenz daselbst erregte, hätten den Kaiser gegen ihn aufbringen sollen; die Relationen der kaiserlichen Minister bei der Synode waren gegen ihn; die Bosheit des Mannes war schon vorher bekannt; Verbrechen, die mit dem bisherigen gar nicht zusammenhiengen, schon vorher gegen ihn eingeklagt, und doch — was vermochte nicht sein Geld bei den kaiserlichen Ministern, wie schlau wußte er nicht den Haß Pulcheriens gegen Nestorius, den Verräther ihrer Liebesgeheimnisse, zu nutzen — und doch kommt plötzlich das Urtheil, Nestorius sey abgesetzt, Cyrillus bleibe Patriarch, ohne der geringsten Strafe sich unterwerfen zu müssen. Ob die Partie des Nestorius oder die des Cyrillus als die orthodoxe gelten solle, ließ der Kaiser vorerst noch unentschieden, er war froh, die Bischöfe wieder nach Hause zu bringen.

§. 35.

Der ganze Streitpunct hatte sich nun seit diesem kaiserlichen Entscheidungsurtheile geändert. Von Nestorius Person und Orthodoxie war gar nicht mehr die Rede. Niemand nahm Anstand den Namen Gottesgebährerinn von Maria zu gebrauchen, aber die Bischöfe der Antiochische Diöcese waren über die Mißhandlungen, welche sie auf der Ephesischen Synode erlitten, äusserst aufgebracht, und hielten die zwölf Sätze, welche Cyrillus als Richtschnur der Orthodoxie daselbst aufstellen wollte, für wahre Ketzerei. Die gelinderen Erklärungen, welche der Alexandriner seinen zwölf Sätzen zu geben suchte, wurden von den Morgenländern (Antiochenern) gar nicht gehört, und alle irenische Bemühungen des Hofes waren vergeblich. Endlich mußte doch Cyrillus nachgeben, ein Glaubensbekenntniß unterschreiben, worin er zwei Naturen in Christo gestand. Dafür bequemten sich die Antiochener, die Absetzung des Nestorius zu billigen, und seine Lehrsätze mit dem Anathem zu belegen. Keine beider Partien aber war mit diesem Frieden beruhigt.

Ein großer Theil der Morgenländer erkannte die ungerechte Nachgiebigkeit, womit ihre Freunde den Frieden erkauft hatten, und Cyrillus mit seiner Partie wollte bald nicht nur dem Nestorius, sondern auch dem Lehrer des Nestorius geflucht wissen. Theodor von Mopsvest aber (so hieß der Name des letztern) war bei den Antiochenern als einer der größten Theologen geachtet, und dem sollten sie nun im Grabe fluchen, aus dessen Schriften sie ihren dogmatischen Sprachgebrauch und ihre exegetische Weisheit geschöpft hatten. Bischof Rabulas von Edessa war fast der wüthendste unter allen diesen Eiferern der Aegyptischen Partie, und weil gerade zu Edessa die Schule war, wo die vornehmsten Mor-

§. 36.

Geschichte der Eutychianischen und monophysitischen Unruhen.

Der Nachfolger des Cyrillus, Dioskurus, sah es übrigens bald als Ehrensache seines Stuhls an, vollends zu Stande zu bringen, was sein Vorfahrer noch nicht vollendet hatte, und der Synode von Ephesus, von der man unterdeß wie von geheimen Wunden geschwiegen, ein lautes Lob zu verschaffen. Auch manche charakteristische Ausdrücke der Aegyptischen Theologie waren noch nicht recht in Gang gebracht, und Dioskurus schien sich selbst noch über Cyrillus und seine Freunde einen Triumph verschaffen zu können, wenn er die Schranken von Nachgiebigkeit, welche sich diese im Frieden mit den Antiochenern gesetzt hatten, aufs neue durchbrach. In Constantinopel ereignete sich wieder der erste Auftritt.

Ein dasiger alter siebenzigjähriger Abt Eutyches, schon in den vorigen Händeln vertrauter Freund des Cyrillus, trieb, theils aus Eigensinn, theils aus Unwissenheit, in unvorsichtigen Ausdrücken seinen Eifer für die innigste Vereinigung beider Naturen in Christo so weit, daß ihn nach vorhergehenden Warnungen sogar selbst ein Freund der Aegyptischen Partie bei dem dortigen Bischof verklagte. Die Anklage wurde bei einem Synodalverhör richtig befunden, und Eutyches konnte sich durch alle seine künstliche Ränke vor der Absetzung nicht schützen. Doch die Kaiserinn Eudokia war seine Freundinn, und Dioskurus von Alexandrien wahrscheinlich gleich in den Anfang des ganzen Streits verflochten. Auf beider Veranlassung wurde eine zweite größere allgemeine Synode veranstaltet, das gefällte Urtheil zu revidiren. 449

Auf dieser Räuberversammlung — schon dieser allgemeingangbare Name dieser Ephesischen Synode zeigt die Geschichte ihrer Verhandlungen — siegte Abt Eutyches, der

Kirchenbann traf seine Gegner, vorzüglich den Bischof Fla
von Constantinopel, der seine bei der Versammlung pe
lich erlittene Mißhandlungen nicht lange mehr überlebte.
der Große aber, der damals auf dem Römischen Stuhl
bewegte Himmel und Erde, dieser unglücklich unterdrü
Partie aufzuhelfen, und das veränderte Hofsystem zu C
stantinopel war endlich auch seinen Bemühungen gü
Eudokia verlor allen Einfluß auf die öffentlichen Angele
heiten, da im Jahr 450 Pulcheria und Marcian auf
Thron kamen.

Pulcheria war innige Verehrerinn des Römisch
schofs, und veranstaltete sogleich im folgenden Jahr ei
große Synode zu Chalcedon, wo, wie leicht zu erwarten
die Aegyptische Partie unterlag, und der Bischof Dios
von Alexandrien abgesetzt wurde. Um jetzt die Lehre
Vereinigung der beiden Naturen in Christo recht genau
bestimmen, wurde ein eigenes Glaubensnormatif aufge
und der Römische Bischof erlebte die Freude, daß sein
matisches Schreiben an den Bischof Flavian von Const
nopel als Norm der Orthodoxie angesehen wurde.

§. 37.

Nun war freilich bei Verlust der bürgerlichen Ruhe be
fohlen, daß man künftighin sagen sollte, in Christus se
zwei Naturen unvermischt und doch unzertrennlich so
einander vereinigt, daß nur eine Person da sey. So
befohlen, aber man konnte eher alles durch Befehle aus
ten, als die damaligen Theologen von einer einmal gefaßten
Idee abbringen, oder das Volk zum Gehorsam leiten, das
durch seine Bischöfe in Angst gesetzt worden war, es gelte
hier einer Hauptsache der Christlichen Religion, ob man zwei
Naturen oder eine Natur in Christo annehme. Offenbar war

ganzen Sache viel Wortstreit. Wer von einer Natur sprach, dachte unter dem Wort Natur etwas ganz anders als wer von zwei Naturen redete, und die gewöhnlichen solcher Streitigkeiten, welche in einen metaphysischen gebrauch hineingehen, wurden selbst durch den Fortgang des Streits mehr verdoppelt als gemildert. Ueberdieß e große Partie, welche vielleicht bei der Glaubensentng gleichgültig geblieben wäre, durch die Absetzung des drinischen Bischofs empfindlichst gekränkt, weil einmal chzigjährige Observanz diesem fast Pabstansehen verschafft und die Aegyptischen Bischöfe fast mehr als in irgend andern Diöcese an ihren Primaten sich anschlossen.

Es war ein schröckliches Schauspiel, das gleich nach geer Synode, sobald sich die Nachricht ihres Erfolgs verete, in Palästina, Aegypten und Syrien eröffnete. Nach usalem kam noch vor geendigter Synode ein Mönch, odosius von Chalcedon, warf sich zum Anführer der toden Schwärmer und Rebellen auf, und gewann die zu usalem residirende verwittwete Kaiserinn Eudokia, welche f Jahre lang diesem rasenden Haufen ihren Namen zum utz lieh.

In Aegypten war der Sturm noch heftiger. Proteus, Nachfolger des Dioskurus, wurde todtgeschlagen, sein chnam zerstückt, wie Hunde trugen sie seine Eingewei im Munde herum, was übrig war, wurde verbrannt, Asche in die Luft gestreut. Timotheus Aelurus ng sich eine Zeit lang zum Patriarchen ein.

In Syrien war zwar bei weitem der größte Theil der chöfe Chalcedonischgesinnt, aber die Mönche verbreiteten h auch hier die Flamme des Aufruhrs. Vorzüglich kam er von Constantinopel Peter der Gärber, der selbst im

deren Partie so bestürmt, sah den ganzen Occident so gegen sich aufgebracht, daß er mit schlauer Kunst auf die Gegenseite wieder herüben zu schleichen suchte. Er schien dieses am schicklichsten auszuführen, wenn er den Kaiser überreden würde, eine Synode halten zu lassen, und dieser die Sache zur Untersuchung zu übergeben. Der bedrängte Bischof glaubte so vielen Einfluß haben zu können, daß sich diese für die drei Capitel erklären würde, und er fürchtete nicht, daß ihm Justinian weiter zusetzen werde, wenn er sich hinter den Aussprüchen einer Synode glücklich zu verstecken wisse.

Zwei Synoden wurden schnell auf einander gehalten, die zweite vom Jahr 553 gilt sogar für eine ökumenische, beide aber sprachen gegen die drei Capitel. Wie war's auch fast anders zu erwarten? Der Kaiser hatte die Bischöfe gleichsam unter seinen Augen zu Constantinopel votiren lassen. Vigilius erklärte sich zwar jetzt förmlich für die drei Capitel (Constitutum), allein der Kaiser wußte ihn mürbe zu machen, er mußte sich nach Duldung mancher harten Leiden endlich doch bequemen, die Einfälle des Kaisers für orthodox zu halten. Auch seine Nachfolger schickten sich in die Byzantinische Hoftheologie. Die Macht Justinians in Italien und sein theologischer Eigensinn waren zu groß, als daß sich von ihm Nachgiebigkeit hätte erwarten lassen; und wenn endlich doch Justinians Theologisiren nur bei dieser Controvers geblieben wäre!

Scythische Mönche, die sich um das Jahr 520 wegen mancher eigenen Angelegenheiten in Constantinopel aufhielten, geriethen auf den Gedanken, ob man nicht sagen könne, einer aus der Dreieinigkeit sey gekreuzigt worden. Den Bischöfen wurde bange, sobald sie von einer neuentstandenen Frage hörten; denn wer konnte voraussehen, für welche Partie der Hof sich erklären

…her für ketzerisch erklärt wurden. Die Morgenlän… …schöfe waren an unbedingten Gehorsam gegen die …n dogmatischen Befehle längstens gewöhnt, also von …Befolgung der Hoftheologie sicher zu hoffen. Aber …ner, welche erst kurz vorher unter Justinians Ober… …gekommen waren, und bei welchen sich der Religi… …urch viele erlittene Verfolgungen sichtbar genährt …ten nichts von Gehorsam gegen einen Befehl wis… …er der Ehre der Chalcedonischen Synode so nach… …t. Sie entbrannten von Eifer, daß der Kaiser sich …ob das Ansehen der Chalcedonischen Synode durch …ordnung gar nicht geschwächt seyn sollte, und es …en mehr als unchristliche Grausamkeit, Bischöfe, …ber hundert Jahre lang todt waren, und unterdeß …n als fromme, gelehrte Männer, als treffliche Lehrer …che verehrt worden waren, bloß aus Respect gegen …närrischen Einfall des Kaisers, im Grabe zu verfluchen. …Billig hätte in einem solchen Falle, selbst auch durch …Beispiel seiner Vorgänger berechtigt, der Römische Bi… …Vigilius im Namen aller Abendländer für den Riß tre… …sollen, und so lange er auch in Italien war, also mei… …s nur solche um sich hatte, welche über Justinians hetero… …re irenische Bemühung äußerst erbittert waren, so blieb …ch er eifriger Vertheidiger des Ansehens der Chalcedoni… …hen Synode. Aber Justinian, der alle Schwächen von Vi… …ilius kannte, ließ ihn nach Constantinopel herüber holen, …nd wußte in seinem Betragen gegen denselben Versprechun… …gen und Drohungen, Liebe und Ernst so glücklich zu mischen, daß sich dieser gegen die drei Capitel erklärte (Iudicatum).

Doch kaum war die Erklärung gestellt, und kaum ihr Inhalt bekannt gemacht, so sah sich Vigilius von der ortho…

deren Partie so bestürmt, sah den ganzen Occident so gegen sich aufgebracht, daß er mit schlauer Kunst auf die Gegenseite wieder herüben zu schleichen suchte. Er schien dieses am schicklichsten auszuführen, wenn er den Kaiser überreden würde, eine Synode halten zu lassen, und dieser die Sache zur Untersuchung zu übergeben. Der bedrängte Bischof glaubte so vielen Einfluß haben zu können, daß sich diese für die drei Capitel erklären würde, und er fürchtete nicht, daß ihm Justinian weiter zusetzen werde, wenn er sich hinter den Aussprüchen einer Synode glücklich zu verstecken wisse.

Zwei Synoden wurden schnell auf einander gehalten, die zweite vom Jahr 553 gilt sogar für eine ökumenische, beide aber sprachen gegen die drei Capitel. Wie war's auch fast anders zu erwarten? Der Kaiser hatte die Bischöfe gleichsam unter seinen Augen zu Constantinopel votiren lassen. Vigilius erklärte sich zwar jetzt förmlich für die drei Capitel (Constitutum), allein der Kaiser wußte ihn mürbe zu machen, er mußte sich nach Duldung mancher harten Leiden endlich doch bequemen, die Einfälle des Kaisers für orthodox zu halten. Auch seine Nachfolger schickten sich in die Byzantinische Hoftheologie. Die Macht Justinians in Italien und sein theologischer Eigensinn waren zu groß, als daß sich von ihm Nachgiebigkeit hätte erwarten lassen; und wenn endlich doch Justinians Theologisiren nur bei dieser Controvers geblieben wäre!

Scythische Mönche, die sich um das Jahr 520 wegen mancher eigenen Angelegenheiten in Constantinopel aufhielten, geriethen auf den Gedanken, ob man nicht sagen könne, einer aus der Dreieinigkeit sey gekreuzigt worden. Den Bischöfen wurde bange, sobald sie von einer neuentstandenen Frage hörten; denn wer konnte voraussehen, für welche Partie der Hof sich erklären

werde. Es war bisher manchmal so wunderseltsam zugegangen, bis eine gewisse Meinung das Gepräge der Orthodoxie erhalten. Durch hundertjährige Erfahrungen hatte man gelernt, daß die Beantwortung einer solchen Frage immer nur eine neue Frage nach sich ziehe, wo sollte dann endlich die Gränze seyn, bei welcher menschlicher Fürwitz stehen bleiben würde? Selbst der Römische Bischof war dießmal schüchtern und so sehr er von den Scythischen Mönchen behelligt wurde, so bestand er darauf, ihnen keine entscheidende Antwort zu geben. Wie er sich alsdenn doch endlich eine Antwort abnöthigen ließ, so traf er gerade eine ungeschickte.

Der Römische Bischof Hormisdas erklärte nehmlich die Lehre der Scythischen Mönche für giftig und ketzerisch: seine Nachfolger mußten ihn der Unwahrheit strafen, denn Justinian ließ den Satz der Scythischen Mönche auf der Constantinopli- 553
schen Synode für orthodox erklären.

Einem weisen Alten entleidet sonst nichts mehr als theologische Polemik, aber der bald achtzigjährige Justinian fieng kurz vor seinem Ende noch eine neue Streitfrage auf, und man sah keiner geringeren Verwirrung entgegen, als diejenige war, welche aus dem Dreicapitelstreit entsprungen. Unter andern Fragen nehmlich, über welche sich die Monophysiten unter einander theilten, war keine der geringsten, ob Christus bei langem Mangel an Speise hungern mußte, oder ob er bloß deswegen hungerte, weil er hungern wollte (Phthartolatrae, Aphthartodocetae). Durch einen unglücklichen Zufall erfuhr Justinian, daß die Theologen über diesen Punct disputirten. Er war sogleich entschlossen zu befehlen, daß man künftighin im Römischen Reich glauben solle, Christus habe nie gehungert, als wenn er habe hungern wollen. Wer weiß wie viel Glaubensartikel Justinian aus kaiserlicher Machtvollkommen-

heit noch befohlen hätte, wenn er nicht gleich das folg
565 Jahr gestorben wäre.

§. 39.

Partien der Monophysiten. Entstehung einer eigenen Ki derselben.

Während daß die Chalcedoniten von einer Trübsal in andere getrieben wurden, so theilten sich die Monophysiten eine Menge kleiner Partien, welche oft die Spitzfindigkeit Fragen und in geschraubten Antworten bis aufs äußerst ben. Man war z. B. einigermaßen mit einander überei kommen, daß der Mensch Jesus, ungeachtet seiner Vereinig mit dem Logos, doch alle menschliche Schwachheiten gehab be, deren Ursache nicht gerade in der Sünde liege, daß er g gert, gedürstet, aus Mattigkeit geschlafen habe. Wenn ist, schlossen einige weiter, so muß er auch wie andere M schen manches nicht gewußt haben, denn Eingeschränktheit Kenntnisse gehört eben so gut zu den unsündlichen mensch Schwachheiten als Nothwendigkeit des Schlafs, des Ess und Trinkens (Agnoeten). Auch über dieser Frage theilten si sich zu Alexandrien und Constantinopel in große Partien, und ein Grammatiker der erstern Stadt, Johann Philoponus, brachte die Verwirrung vollends aufs höchste. Er glaubte solche Be griffe für die Lehre der Dreieinigkeit gefunden zu haben, daß die Monophysiten mit Hülfe derselben alle Einwürfe der Or thodoxen beantworten könnten. Er war ganz in Aristotelisch Terminologien versunken, hatte von allen den Worten (Natur, Wesen, Person), deren Bedeutung bisher so oft das Kriegszei chen gewesen war, gar keine deutlichhistorischen Begriffe; er sprach, wie wenn er drei Götter annehme, und wollte noch durch aus kein Tritheit seyn. Selbst unter seiner eigenen Partie fand er zwar nicht viel Beifall, doch war es immer wieder eine neu

ndene Frage, die hier um so gefährlicher war, da sie sich e seit langer Zeit ruhig gelassene Lehre hineinzog.

Die Monophysiten waren durch den philosophischen und ischen Partiegeist, der sie so mannichfaltig entzweite, nglücklichen Epoche schon sehr nahe gekommen, daß sie erloren hätten, wie sich ein in hundert Arme zertheil- rom im Sande verliert. Es war kein Gefühl eines schaftlichen Interesse mehr da. Der Haß zwischen den edenen monophysitischen Secten war fast eben so groß als eindschaft zwischen den Monophysiten und Chalcedoniten, ieser innerliche Krieg war gerade zu Alexandrien, dem sitz der ganzen Partie, am heftigsten!

ustinian benutzte diesen Vortheil, und suchte durch Ver- ngen zu Stande zu bringen, was er durch Liebe nicht erhalten können. Bisher war Alexandrien noch immer chtsort der Monophysiten gewesen. Auch dort fieng nun inian an, sie heimzusuchen. Sie verloren durch die Ver- ungen den größten Theil ihrer Bischöfe, und das Mittel Flucht in einen benachbarten Staat, wodurch sich die so nnten Nestorianer gerettet hatten, war für sie gänzlich un- uchbar. Wohin fliehen, da eben diese Chaldäischen Chri- en, ihre erklärtesten Gegner, jenseits des Euphrats die herr- hende Kirche waren?

In dieser unglücklichen Periode that ein Mönch, Jakob Baradäus, den Monophysiten eben denselben Dienst, welchen Barsumas den Chaldäischen Christen geleistet hatte. Der Enthusiast eilte von einer Provinz des Orients in die andere, durchzog Aegypten, Syrien, Mesopotamien, Armenien, ordinirte seiner Partie eine große Menge Bischöfe, und stiftete für dieselbe endlich auch ein eigenes Patriarchat zu Antiochien. Jetzt war die Trennung der Monophysiten von der herrschen-

deren Partie so bestärmt, sah den ganzen Occident so gegen sich aufgebracht, daß er mit schlauer Kunst auf die Gegenseite wieder herüben zu schleichen suchte. Er schien dieses am schicklichsten auszuführen, wenn er den Kaiser überreden würde, eine Synode halten zu lassen, und dieser die Sache zur Untersuchung zu übergeben. Der bedrängte Bischof glaubte so vielen Einfluß haben zu können, daß sich diese für die drei Capitel erklären würde, und er fürchtete nicht, daß ihm Justinian weiter zusetzen werde, wenn er sich hinter den Aussprüchen einer Synode glücklich zu verstecken wisse.

Zwei Synoden wurden schnell auf einander gehalten, die zweite vom Jahr 553 gilt sogar für eine ökumenische, beide aber sprachen gegen die drei Capitel. Wie war's auch fast anders zu erwarten? Der Kaiser hatte die Bischöfe gleichsam unter seinen Augen zu Constantinopel votiren lassen. Vigilius erklärte sich zwar jetzt förmlich für die drei Capitel (Constitutum), allein der Kaiser wußte ihn mürbe zu machen, er mußte sich nach Duldung mancher harten Leiden endlich doch bequemen, die Einfälle des Kaisers für orthodox zu halten. Auch seine Nachfolger schickten sich in die Byzantinische Hoftheologie. Die Macht Justinians in Italien und sein theologischer Eigensinn waren zu groß, als daß sich von ihm Nachgiebigkeit hätte erwarten lassen; und wenn endlich doch Justinians Theologisiren nur bei dieser Controvers geblieben wäre!

Scythische Mönche, die sich um das Jahr 520 wegen mancher eigenen Angelegenheiten in Constantinopel aufhielten, geriethen auf den Gedanken, ob man nicht sagen könne, einer aus der Dreieinigkeit sey gekreuzigt worden. Den Bischöfen wurde bange, sobald sie von einer neuentstandenen Frage hörten; denn wer konnte voraussehen, für welche Partie der Hof sich erklären

verde. Es war bisher manchmal so wunderseltsam zugegan-
en, bis eine gewisse Meinung das Gepräge der Orthodoxie
rhalten. Durch hundertjährige Erfahrungen hatte man ge-
ernt, daß die Beantwortung einer solchen Frage immer nur
ine neue Frage nach sich ziehe, wo sollte dann endlich die
Gränze seyn, bei welcher menschlicher Fürwitz stehen bleiben
würde? Selbst der Römische Bischof war dießmal schüchtern
und so sehr er von den Scythischen Mönchen behelligt wurde,
) bestand er darauf, ihnen keine entscheidende Antwort zu ge-
en. Wie er sich alsdenn doch endlich eine Antwort abnöthi-
gen ließ, so traf er gerade eine ungeschickte.

Der Römische Bischof Hormisdas erklärte nehmlich die
Lehre der Scythischen Mönche für giftig und ketzerisch: seine
Nachfolger mußten ihn der Unwahrheit strafen, denn Justinian
ieß den Satz der Scythischen Mönche auf der Constantinopli- 553
chen Synode für orthodox erklären.

Einem weisen Alten entleidet sonst nichts mehr als theo-
logische Polemik, aber der bald achtzigjährige Justinian fieng
kurz vor seinem Ende noch eine neue Streitfrage auf, und
nan sah keiner geringeren Verwirrung entgegen, als diejenige
var, welche aus dem Dreicapitelstreit entsprungen. Unter an-
ern Fragen nehmlich, über welche sich die Monophysiten un-
er einander theilten, war keine der geringsten, ob Christus bei
angem Mangel an Speise hungern mußte, oder ob er bloß
eswegen hungerte, weil er hungern wollte (Phthartolatrae,
Aphthartodocetae). Durch einen unglücklichen Zufall erfuhr
Justinian, daß die Theologen über diesen Punct disputirten.
Er war sogleich entschlossen zu befehlen, daß man künftighin
n Römischen Reich glauben solle, Christus habe nie gehun-
ert, als wenn er habe hungern wollen. Wer weiß wie viel
Glaubensartikel Justinian aus kaiserlicher Machtvollkommen-

412 Pelagius war, noch ehe diese Händel ausbrachen, nach Palästina abgegangen, und fand dort vielen Beifall, weil die Morgenländischen Bischöfe in der Lehre von der Gnade schon vorher ihm ähnlicher dachten als die Abendländischen. Augustin aber, der schon über sechzehn Jahre das Orakel der Afrikanischen Kirche gewesen, sobald er von dieser neuen Ketzerei hörte, und vernahm, daß der Hauptketzer schon nach Palästina gegangen sey, schickte gleich einen Freund hin, der die Bischöfe auf den verdächtigen Mann aufmerksam machen sollte, und hetzte dem Ketzer einen Mönch auf den Hals, der an Fertigkeit und Grobheit im Polemisiren nicht leicht seines Gleichen gehabt haben mag. Leider war dieser Mönch Hieronymus ein Mann, dem es gewiß an Genie und Kenntnissen nicht fehlte, desto mehr aber an Mäßigung und kaltblütigem Urtheil, besonders wenn von Orthodoxie oder Heterodoxie die Rede war. Ungeachtet aber Augustin alles im Orient für sich zu gewinnen suchte, so schien doch Pelagius zu siegen. Die Afrikaner suchten deswegen den Römischen Bischof in die Partie zu ziehen. Bald gelang es, bald mißlang es; denn Cälestius wußte durch zweideutige Glaubensbekenntnisse den untrüglichen Bischof zu täuschen. Noch war also eine einzige Maschine übrig, die man spielen lassen konnte. Augustin galt alles bei dem Gouverneur in Afrika, und hatte auch zu Constantinopel ein außerordentlich großen Namen. Bloß also auf seinen Namen hin wurden sehr strenge Gesetze gegen die Pelagianer gegeben; sobald aber der kaiserliche Hof Strafgesetze gegeben hatte, so vereinigte sich alles gegen dieselbe.

Pelagius und seine Partie, so weit sie miteinander übereinkamen, scheinen der Meinung gewesen zu seyn, daß wir durch Adams Fall gar nichts verloren hätten, daß der Tod ganz natürliche Einrichtung der menschlichen Natur sey, daß

es ganz in unsern Kräften stehe, durch Befolgung der Gebote Jesu Christi ewig selig zu werden. Augustin, besonders beim Polemisiren sehr zum Ueberspannen geneigt, schloß bei dem Werk der Bekehrung und Beglückung der Menschen so sehr alle Selbstthätigkeit derselben aus, daß er alles auf einen unbedingten Rathschluß Gottes gründete, und einige seiner Anhänger in Afrika und Frankreich, giengen noch einen Schritt weiter, und behaupteten, daß der Mensch nicht nur zur Seligkeit und Verdammung, sondern auch zu Tugend und Laster prädestinirt sey.

So übertriebene Sätze mußten nothwendig Widerspruch finden, und die Occidentalische Kirche war in allzuhäufiger Verbindung mit der Orientalischen, als daß sich nicht die aufgeklärteren Begriffe der letztern auch der erstern hätten mittheilen sollen. Es erhob sich eine gewisse Partie, der das mittlere Zeitalter den Namen Semipelagianer gab, die nicht ganz alle unmittelbare Wirkung Gottes auf die Seele des Menschen längnete, aber sie nicht als unentbehrlich nothwendig, sondern als Erleichterungsmittel für unsere Bekehrung ansah. Der Hauptschauplatz dieser Streitigkeiten war Gallien, und vorzüglich Mönche waren es, welche den Semipelagianischen Meinungen beitraten. Die Hülfe des Bischofs von Rom entschied aber auch hier den Sieg der Augustinischen Partie, und da einmal die Sache des Augustin zur Sache des Römischen Bischofs gemacht war, so verschaffte das immer steigende Ansehen des Römischen Bischofs auch dem dogmatischen Credit des Augustin eine beständige Fortdauer.

Ueberdieß hatte die Gegenpartie keinen Schriftsteller, der so feurig, und unerschöpflich, und so voll des lebhaftesten Witzes gewesen wäre, als er, und da die Welt von jeher auch

übertäubt werden konnte, so behaupteten sich die Meinungen des fruchtbareren Schriftstellers. Die Lateinische Hermeneutik dieser Zeitalter mußte sie noch mehr begünstigen, und man hatte bei Augustin immer den Vortheil, Prädestination und Semipelagianismus aus ihm erweisen zu können, denn wenige Schriftsteller sind sich so ungleich wie er, und zeigen in ihren Schriften ein so unverkennbares Gepräge der Zeit und Veranlassung, bei welcher sie geschrieben wurden.

Außer den Pelagianern kämpfte Augustin mit Manichäern und Donatisten. Diese zwei Partien waren zu seiner Zeit in Afrika sehr mächtig, und der Eifer gegen die ersten drang ihn um so stärker, da er selbst ehmals ein Manichäer gewesen war.

§. 42.

Priscillianisten.

Der Manichäismus, oder die Lehre von zwei Grundwesen, einem guten und bösen, und die gewöhnlich damit verbundene Moral hatten sich besonders im vierten Jahrhundert im Occident gar sehr ausgebreitet. Die Kaiser wütheten mit Verfolgungsgesetzen gegen die Anhänger desselben, und diesen Verfolgungen zu entgehen, änderten die Manichäer ihre Namen, was sie meistens auch ohne Betrug beinahe thun mußten, wenn sie sich etwa von einem neuen vorzüglichen Anführer benannten.

So die Priscillianisten in Spanien. Ein berühmter Spanischer Bischof Priscillian ließ sich von einem Aegyptier Markus zur Annahme der Manichäischen Hypothesen verleiten: sein Beispiel schien sehr gefährlich, weil er sonst ein Mann von großen Talenten und großem Ansehen war. Zuerst vertrieb man ihn, mit seinen Anhängern aus Spanien, und wie er sich auf seiner Flucht durch Gallien auch dort

nhänger machte, überdieß zu Rom einige Höfe vom Kai=
r zu erhalten wußte, so brachten es endlich die Bischöfe da=
in, daß man zu Trier eine sehr scharfe Untersuchung gegen 385
eselbe anstellte, und sie zum Tode verurtheilte. Das erste
eispiel, daß ein Mann sterben mußte, weil er ein Ketzer
ar, und damals ein noch so befremdendes Beispiel, daß
anche Bischöfe mit Christlichem Nachdruck dagegen prote=
irten. Noch bis ins sechste Jahrhundert erhielt sich diese
artie in Spanien, und nur die Eroberung der Araber oder
elleicht die mehr als ein Jahrhundert frühere Bekehrung
es Arianischen Königs Reccared verursachte den gänzlichen
ntergang derselben.

§. 43.

Geschichte der Donatisten in dieser Periode.

Die Donatisten, diese nach ihrer ganzen Entstehung völ=
g locale Secte für Afrika, hatten schon vor der Nicäischen
Synode in ihren Streitigkeiten gegen die Katholiken kraft
iederholter kaiserlicher Edicte völlig verloren. Doch breite=
en sie sich unaufhaltbar in allen Gemeinden von Afrika aus.
hr Fanatismus wurde durch die erlittenen Verfolgungen
ur noch mehr entzündet, weil er ganz der Fanatismus ei=
es rasenden Haufens war, der die schröcklichsten Gewaltthä=
igkeiten gegen die große Kirche verübte.

Als Constantin nach seines Vaters Tode Afrika zum
Regierungsantheil bekam, so gab er sich Mühe, die Partien 337
mit einander auszusöhnen. Er schickte ein Paar Gesandte
nach Afrika, die zugleich den Auftrag hatten, im Namen des
Kaisers Almosen unter das Volk auszutheilen, oder unter
einem frommen Vorwand einen großen Haufen Pöbels erkau=
fen sollten. Die Donatistischen Bischöfe verboten den Ihri=
gen aufs äußerste, diese schändlichen Almosen anzunehmen,

und wurden endlich so hitzig, daß sie die Circumcellionen zu Hülfe riefen.

Diese letztere waren ein Schwarm fanatisch rasender Bauern, welche, nur mit dem Unterschied eines rasenden Teutschen und eines rasenden Afrikaners, fast ganz eben die Rolle spielten, welche unsere Teutsche Bauren zur Zeit der Reformation zu spielen Lust hatten. Die kaiserlichen Gesandten, welche von dem Gouverneur in Afrika Hülfe erhielten, waren endlich so glücklich, die Donatisten sammt ihren Bundesgenossen in einer offenen Feldschlacht zu überwinden. Dreizehn Jahre lang waren nun diese unglückliche Schismatiker ein Schlachtopfer ihrer aufgebrachten Gegner. Keine Grausamkeit ist, welche nicht an ihnen verübt worden wäre, aber auch keine Grausamkeit, welche sie nicht an ihren Gegnern verübten, da sie unter Julian wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen durften. Sie machten sich trotz aller kaiserlichen Gesetze so mächtig, daß sie zu Ende des vierten Jahrhunderts über vierhundert Bischöfe zählen konnten.

Doch bald war diese Zeit ihres höchsten Flors vorüber. Mit den letzten Jahren des vierten Jahrhunderts trat Augustin auf, der gegen sie schrieb und disputirte, mit seiner Thätigkeit ganze Synoden belebte, den kaiserlichen Hof zu Strafgesetzen bewog, und den Gouverneur von Afrika zu Beobachtung derselben ermunterte. Es war, als ob er es für Bestimmung seines Lebens gehalten hätte, die Donatisten zu vertilgen, und sein Eifer traf gerade den rechten Zeitpunkt, da die Donatisten selbst unter sich in Partien getheilt waren.

Eine der wichtigsten Begebenheiten dieser Augustinschen Periode war das feierliche Religionsgespräch, welches in Ge-
411 genwart eines kaiserlichen Ministers Marcellin zu Karthago

zwischen beiden Partien gehalten wurde. Zweihundert sechs und achtzig katholische Bischöfe, nebst einer fast ganz gleichen Anzahl Donatistischer Bischöfe erschienen zusammen. Drei Tage lang dauerte die Dispüte. Die katholischen waren gelehrter und bescheidener als die Donatisten, und die Sentenz des Ministers war ihnen günstig. Die Prostitution, welche die Schismatiker bei dieser Gelegenheit erlitten, schien ihrer ganzen Macht äußerst nachtheilig zu werden, sie nahmen seit dieser Zeit beständig ab, doch unter der Regierung der Vandalen erholten sie sich wieder ein wenig, oder diese Zwischenzeit machte vielmehr nur, daß ihr Untergang langsamer erfolgte.

Man kann nicht leicht bei einer Partie so deutlich als bei den Donatisten sehen, wie sich ihre Begriffe während dem Disputiren mit ihren Gegnern nach und nach mehr erweitert und bestimmt haben. Man fieng von dem einfachen unbedeutend scheinenden Satz an, der kann kein rechter Bischof seyn, den ein Traditor ordinirt hat. Man schritt weiter fort, und fragte überhaupt, was Kennzeichen der wahren Kirche seyen. Die katholische Partie behauptete, wahre Kirche sey die, welche den größten Umfang von Ländern und Völkern begreife: die Donatisten glaubten es bloß von derjenigen, in welcher keine grobe ärgerliche Sünder geduldet würden. Beide Theile kamen mit einander überein, daß es nur eine wahre Kirche gebe, d. i. nur eine gewisse äußere Gesellschaft, in deren Verbindung man hoffen könne, selig zu werden, in welcher die Sacramente so ausgetheilt würden, daß man den heiligen Geist durch dieselbe empfange.

So bildete sich unter diesen Streitigkeiten der Artikel von der Kirche in diejenige Form, welche er noch großentheils gegenwärtig in der Römischkatholischen Dogmatik hat. Fast

übertäubt werden konnte, so behaupteten sich die Meinungen des fruchtbareren Schriftstellers. Die Lateinische Hermeneutik dieser Zeitalter mußte sie noch mehr begünstigen, und man hatte bei Augustin immer den Vortheil, Prädestination und Semipelagianismus aus ihm erweisen zu können, denn wenige Schriftsteller sind sich so ungleich wie er, und zeigen in ihren Schriften ein so unverkennbares Gepräge der Zeit und Veranlassung, bei welcher sie geschrieben wurden.

Außer den Pelagianern kämpfte Augustin mit Manichäern und Donatisten. Diese zwei Partien waren zu seiner Zeit in Afrika sehr mächtig, und der Eifer gegen die erstere drang ihn um so stärker, da er selbst ehmals ein Manichäer gewesen war.

§. 42.

Priscillianisten.

Der Manichäismus, oder die Lehre von zwei Grundwesen, einem guten und bösen, und die gewöhnlich damit verbundene Moral hatten sich besonders im vierten Jahrhundert im Occident gar sehr ausgebreitet. Die Kaiser wütheten mit Verfolgungsgesetzen gegen die Anhänger desselben, und diesen Verfolgungen zu entgehen, änderten die Manichäer ihre Namen, was sie meistens auch ohne Betrug beinahe thun mußten, wenn sie sich etwa von einem neuen vorzüglichen Anführer benannten.

So die Priscillianisten in Spanien. Ein berühmter Spanischer Bischof Priscillian ließ sich von einem Aegyptier Markus zur Annahme der Manichäischen Hypothesen verleiten: sein Beispiel schien sehr gefährlich, weil er sonst ein Mann von großen Talenten und großem Ansehen war. Zuerst vertrieb man ihn, mit seinen Anhängern aus Spanien, und wie er sich auf seiner Flucht durch Gallien auch dort

nhänger machte, überdieß zu Rom einige Höfe vom Kai-
r zu erhalten wußte, so brachten es endlich die Bischöfe da-
in, daß man zu Trier eine sehr scharfe Untersuchung gegen 385
ieselbe anstellte, und sie zum Tode verurtheilte. Das erste
beispiel, daß ein Mann sterben mußte, weil er ein Ketzer
ar, und damals ein noch so befremdendes Beispiel, daß
nanche Bischöfe mit Christlichem Nachdruck dagegen prote-
irten. Noch bis ins sechste Jahrhundert erhielt sich diese
Partie in Spanien, und nur die Eroberung der Araber oder
vielleicht die mehr als ein Jahrhundert frühere Bekehrung
des Arianischen Königs Reccared verursachte den gänzlichen
Untergang derselben.

§. 43.

Geschichte der Donatisten in dieser Periode.

Die Donatisten, diese nach ihrer ganzen Entstehung völlig locale Secte für Afrika, hatten schon vor der Nicäischen Synode in ihren Streitigkeiten gegen die Katholiken kraft wiederholter kaiserlicher Edicte völlig verloren. Doch breiteten sie sich unaufhaltbar in allen Gemeinden von Afrika aus. Ihr Fanatismus wurde durch die erlittenen Verfolgungen nur noch mehr entzündet, weil er ganz der Fanatismus eines rasenden Haufens war, der die schröcklichsten Gewaltthätigkeiten gegen die große Kirche verübte.

Als Constantin nach seines Vaters Tode Afrika zum
Regierungsantheil bekam, so gab er sich Mühe, die Partien 337
mit einander auszusöhnen. Er schickte ein Paar Gesandte nach Afrika, die zugleich den Auftrag hatten, im Namen des Kaisers Almosen unter das Volk auszutheilen, oder unter einem frommen Vorwand einen großen Haufen Pöbels erkaufen sollten. Die Donatistischen Bischöfe verboten den Ihrigen aufs äußerste, diese schändlichen Almosen anzunehmen,

und wurden endlich so hitzig, daß sie die Circumcellionen zu Hülfe riefen.

Diese letztere waren ein Schwarm fanatisch rasender Bauern, welche, nur mit dem Unterschied eines rasenden Teutschen und eines rasenden Afrikaners, fast ganz eben die Rolle spielten, welche unsere Teutsche Bauren zur Zeit der Reformation zu spielen Lust hatten. Die kaiserlichen Gesandten, welche von dem Gouverneur in Afrika Hülfe erhielten, waren endlich so glücklich, die Donatisten sammt ihren Bundesgenossen in einer offenen Feldschlacht zu überwinden. Dreizehn Jahre lang waren nun diese unglückliche Schismatiker ein Schlachtopfer ihrer aufgebrachten Gegner. Keine Grausamkeit ist, welche nicht an ihnen verübt worden wäre, aber auch keine Grausamkeit, welche sie nicht an ihren Gegnern verübten, da sie unter Julian wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen durften. Sie machten sich trotz aller kaiserlichen Gesetze so mächtig, daß sie zu Ende des vierten Jahrhunderts über vierhundert Bischöfe zählen konnten.

Doch bald war diese Zeit ihres höchsten Flors vorüber. Mit den letzten Jahren des vierten Jahrhunderts trat Augustin auf, der gegen sie schrieb und disputirte, mit seiner Thätigkeit ganze Synoden belebte, den kaiserlichen Hof zu Strafgesetzen bewog, und den Gouverneur von Afrika zur Beobachtung derselben ermunterte. Es war, als ob er es für Bestimmung seines Lebens gehalten hätte, die Donatisten zu vertilgen, und sein Eifer traf gerade den rechten Zeitpunkt, da die Donatisten selbst unter sich in Partien getheilt waren.

Eine der wichtigsten Begebenheiten dieser Augustinischen Periode war das feierliche Religionsgespräch, welches in Ge-
411 genwart eines kaiserlichen Ministers Marcellin zu Karthago

wischen beiden Partien gehalten wurde. Zweihundert sechs und achtzig katholische Bischöfe, nebst einer fast ganz gleichen Anzahl Donatistischer Bischöfe erschienen zusammen. Drei Tage lang dauerte die Dispüte. Die katholischen waren gelehrter und bescheidener als die Donatisten, und die Sentenz des Ministers war ihnen günstig. Die Prostitution, welche die Schismatiker bei dieser Gelegenheit erlitten, schien ihrer ganzen Macht äußerst nachtheilig zu werden, sie nahmen seit dieser Zeit beständig ab, doch unter der Regierung der Vandalen erholten sie sich wieder ein wenig, oder diese Zwischenzeit machte vielmehr nur, daß ihr Untergang langsamer erfolgte.

Man kann nicht leicht bei einer Partie so deutlich als bei den Donatisten sehen, wie sich ihre Begriffe während dem Dispütiren mit ihren Gegnern nach und nach mehr erweitert und bestimmt haben. Man fieng von dem einfachen unbedeutend scheinenden Satz an, der kann kein rechter Bischof seyn, den ein Traditor ordinirt hat. Man schritt weiter fort, und fragte überhaupt, was Kennzeichen der wahren Kirche seyen. Die katholische Partie behauptete, wahre Kirche sey die, welche den größten Umfang von Ländern und Völkern begreife: die Donatisten glaubten es bloß von derjenigen, in welcher keine grobe ärgerliche Sünder geduldet würden. Beide Theile kamen mit einander überein, daß es nur eine wahre Kirche gebe, d. i. nur eine gewisse äußere Gesellschaft, in deren Verbindung man hoffen könne, selig zu werden, in welcher die Sacramente so ausgetheilt würden, daß man den heiligen Geist durch dieselbe empfange.

So bildete sich unter diesen Streitigkeiten der Artikel von der Kirche in diejenige Form, welche er noch großentheils gegenwärtig in der Römischkatholischen Dogmatik hat. Fast

schienen jetzt, die Sache nach den häufigsten gewöhnlichsten Deutungen betrachtet, der Verfolgungsgeist und die Intoleranz in der Dogmatik ihre eigene beurkundende Paragraphen zu erhalten. Wie viel Schaden richtet nicht oft ein einziger Schriftsteller in der Welt an! Augustin war herrschender Schriftsteller und Hauptlectüre des mittlern Zeitalters. Aus ihm nahm man damals die ganze Lehrform des Artikels von der Kirche, also auch alle diejenigen verabscheuungswürdigen Grundsätze in Behandlung der Ketzer, welche er, hingerissen vom Eifer, oft härter ausgedrückt als wirklich ganz im Sinne gehabt haben mag.

§. 44.

Origenische Streitigkeiten.

Bei allen bisher erzählten Streitigkeiten war die Bewegung nur durch verschiedene Vorstellungsarten eines gewissen einzelnen Glaubenspuncts verursacht oder befördert worden; ausgebreiteter aber ist der Streit, welcher aus der Origenischen Theologie entsprang. Origenes hatte gesucht, der Theologie seiner Zeiten mehr Verfeinerung und philosophischen Anstrich zu geben, und dieser philosophische Anstrich war freilich nur für seine Zeiten, aber wie konnt' es auch anders seyn? Doch selbst schon dieses war einem großen Theil der miletischgewöhnter Theologen höchst ärgerlich, und ihr Haß gegen Origenes erhielt einen guten Vorwand, da sich die Arianer auf die Schriften desselben häufig beriefen. Doch mußte aber noch ein Stoß von außen hinzukommen, wenn aus einer bloß verschiedenen Werthschätzung der Schriften eines längst verstorbenen Theologen eine eigentliche Streitigkeit entstehen sollte.

Epiphanius, ein Bischof aus Cypern, schwacher Einsichten aber wilden Eifers, gab diese äußere Veranlassung.

Er war dem Bischof von Jerusalem Johannes einem bekann-
ten Origenisten ohnehin nicht hold, predigte und eiferte also
gegen ihn als einen Ketzer, und zog durch sein Geschrei für
Orthodoxie auch den Hieronymus in seine Partie, der sich für
nichts so sehr fürchtete als für den Ketzernamen. Hierony-
mus Schriften gegen den Rufinus, den lateinischen Ueber-
setzer einiger Schriften des Origenes, werden schwerlich je-
mals an Ungezogenheit übertroffen werden. Hier blieb es
aber doch nur bei persönlichen Grobheiten zweier Gelehrten
gegen einander: zu Alexandrien kam's zum Handgemenge.

Der Bischof von Alexandrien Theophilus hatte mit den
nitensischen Mönchen vielerlei Verdrüßlichkeiten, und weil
er ihnen nicht besser beikommen kohnte, als wenn er sie in
den Verdacht einer Ketzerei brachte, so bestrafte auch er sie 399
wegen ihrer Liebe zu den Schriften des Origenes, hielt Sy-
node über der Sache, und exequirte selbst mit bewaffneter
Hand das Anathem derselben. Den Mönchen war zuletzt
nichts übrig als Flucht nach Constantinopel. Chrysostomus
aber, damals Bischof von Constantinopel, warf sich zwar
nicht zum Richter auf zwischen dem Bischof und den Mön-
chen, sondern er machte gewissenhaft den Neutralen und
Mitleidigen. Nun war aber ohnedieß damals am kaiserli-
chen Hof alles über den redlichen Chrysostomus wegen sei-
ner scharfen Predigten schon vorher unzufrieden. Theophilus
und die Kaiserinn Eudoxia, erklärte Gegnerinn des Bischofs,
fanden sich also gleich zusammen, und so sehr sich das Volk
zu Constantinopel für seinen geliebten Homileten wehrte, so
mußt' er doch endlich, durch eine zweimalige Synode beson-
ders auch wegen seiner Liebe zum Origenes verurtheilt, auf
eine elende Art im Exil sterben. Die Origenisten zu Ale-
xandrien und Constantinopel, in ihrer Ruhe so sehr gestört,

setzten sich vorzüglich in Palästina, und die Mönche, unter welchen Haß und Liebe zu dem Origenes vorzüglich herrschend waren, lieferten einander ordentliche Schlachten. Das Edict Justinians, worinnen er die Origenisten verurtheilte, machte zwar den Streitigkeiten noch nicht völliges Ende, aber schwächte doch den kriegerischen Eifer der Origenischen Partie.

§. 45.

Veränderungen der Theologie, welche nicht aus Controversien entstanden.

So stritt man über den Werth einzelner Lehrsätze und Meinungen, und alles hieng von der Richtung ab, welche die Speculationen und der Eifer der Menschen durch äußere Veranlassungen bekamen. Indeß man aber hier mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit auf jede kleine Abweichung von orthodox herkommlichen Ausdrücken acht hatte, so schlichen sich in die wichtigsten Theile der praktischen Religion die gefährlichsten Irrthümer ein, und erhielten nach und nach ein gewisses Gewohnheitsrecht, das viel gefährlicher und unverletzlicher war, als alles was auf Synoden ausgemacht wurde.

Die Verehrung der Märtyrer, das Possenspiel mit den Reliquien, ein gewisser frommer Ceremonienschnitt des äußern Gottesdiensts wurden immer höher getrieben. Nicht nur Verdienstlichkeit guter Werke überhaupt, sondern meist gerade solcher, welche den mönchischen Gesinnungen dieses Zeitalters recht angemessen waren, galt beinah als entschiedener Glaubensartikel. Fasten und ehelos leben, war ein vorzüglicher Grad der Heiligkeit, und zu seinem großen Verdruß mußte besonders der Klerus diese Gesetze der Frömmigkeit sich einschärfen lassen.

Hie und da standen wohl ein Paar Mißvergnügte auf,

elche überhaupt gegen alle diese Begriffe mönchischer Frömmigkeit als gegen Aberglauben eiferten: doch ihr Widerspruch achte kaum einiges Aufsehen. Das ganze Zeitalter hatte h einmal entschieden, und die einmal zu Axiomen des genden Menschenverstandes erhobene Schwärmereien hatten alle Theile der damaligen Sitten und Verfassungen einen großen Einfluß, daß der Widerspruch nur etlicher Männer ine Revolution bewirken konnte.

Jovinian, ein Italiänischer Mönch ungefähr zu Ende es vierten Jahrhunderts, behauptete, es liege in Rücksicht uf ewige Seligkeit gar nichts daran, ob man verheurathet, der ledig sey, überhaupt hange der Grad unserer Seligkeit on der Verdienstlichkeit guter Werke gar nicht ab. Sie hielen nicht nur eine Synode gegen den armen Mönch, und ieronymus that ihm vollends noch im Grab alle die Schmach n, welche ein Ketzer erwarten mußte.

In Syrien sammelte sich ein frommer Mann, Namens udius, einen eigenen Haufen. Er hatte sich gegen das ttlose Leben der Bischöfe fast zu Tode geeifert, und weil an ihm seinen Eifer mit der härtesten Begegnung lohnte, trennte er sich endlich ganz von der Kirche, gieng unter e Gothen, und pflanzte dort für seine Separatisten eine gene Gemeinde.

Der aufgeklärteste unter allen diesen Mißvergnügten heint ein Spanischer Aeltester Vigilantius gewesen zu yn. Auf seinen Reisen nach Palästina und Aegypten hatte das Christenthum seines Zeitalters auch in diesen Ländern nnen gelernt, schrieb bei seiner Rückkunft gegen den Aberglauben seiner Zeiten, lachte über die, den Märtyrern bewiesene, Verehrung, über die Wunder und über das Brennen der Wachslichter bei den Gräbern derselben, über das ewige

Wallfahrten, Fasten und Ehelosleben. Hieronymus wußte ihn zum Stillschweigen zu bringen, denn er mißhandelte ihn wie den Rufin und Jovinian.

§. 46.

Veränderungen der Lehre von der Taufe und vom Abendmahl.

Bei so sehr verschlimmerten Begriffen der Menschen mußte sich nothwendig auch das ganze Aeußere des Gottesdiensts ändern, und nirgends war dieser Einfluß sichtbarer als bei den zwei feierlichsten Religionshandlungen, der Taufe und dem Abendmahl. Man war in der vorigen Periode gar nicht voreilig mit dem Taufen gewesen. Kindertaufe wenigstens so wie wir sie gegenwärtig haben, war gewiß nicht allgemeine Christensitte. Auch bei Alten hatte man sich gar nicht mit der Taufe beeilt, man glaubte sogar Vortheil davon zu haben, wenn sie fast bis auf den Augenblik des Todes verschoben wurde. Mit dem Fortgang der gegenwärtigen Periode aber wurde das alles, besonders im Occident, ganz anders. Sobald sich Chlodoväus entschlossen ein Christ zu werden, so mußte er sich sogleich ohne langfortdaurenden vorhergehenden Unterricht taufen lassen. Es war, als ob man diese öffentliche feierliche Handlung als Mittel brauchen wollte, ihn bei dem Christenthum desto fester zu halten. Ein großer Theil der neubekehrten Occidentalischen Christen genoß vor der Taufe fast gar keinen Unterricht, man schien zu glauben, daß es mit dem Christ werden keine Noth haben könne, wenn nur erst die Taufe geschehen sey. Wegen der Taufgebräuche selbst, und besonders der Tauffomel läßt sich zwar wegen Verschiedenheit der Länder und wegen der schnellen Abwechslung solcher Gebräuche gar nichts allgemeines sagen, aber die rührende Einfalt der vorigen Zeiten, war überall auch

hier verloren. Doch neigte sich nicht alles so sehr zur Verschlimmerung als bei der Begehung des Abendmahls.

Es war nehmlich jetzt nicht mehr gewöhnlich, daß bei jeder Zusammenkunft der Gläubigen das Abendmahl von allen genossen wurde, man fieng an, etwa nur des Sonntags Abendmahl zu halten. Der Altar wurde in einer gewissen Entfernung mit Schranken umgeben, innerhalb welche kein Laie sich wagen durfte. So nahe am Altar genoß nur der Klerus das Sacrament, den Laien wurde es von den Presbytern gebracht. Die Gebetsformel bei der Consecration war vorgeschrieben, und nicht mehr freie Andacht des Priesters. Kaum zwanzig Jahre nachdem das Christenthum herrschend geworden war, mußte schon Synodalverordnung (Can. Antioch. II.) gemacht werden, daß man in der Kirche auch bei dem Gebet und bei dem Genuß des Abendmahls zu bleiben habe, und zu Anfang des sechsten Jahrhunderts war es wenigstens in Gallien nothwendig, Gesetze zu machen, daß doch jeder Christ, an Weihenachten, Ostern und Pfingsten das Abendmahl genießen solle.

Es war, als ob die vielen Oblationen den Christen beschwerlich geworden wären, und überhaupt zog sich das Volk immer mehr von dieser Religionshandlung zurück, je mysteriöser nach und nach die Begriffe von derselben wurden, und je mehr man ihr nach und nach die Gestalt eines Opfers gegeben. Weil man aus der Handlung des heiligen Abendmahls vor den Katechumenen ein Geheimniß machte, so gewöhnte man sich an dunkle, feierlich nichtssagende Ausdrücke. Verwandlung des Brods und des Weins in Leib und Blut Christi wurde zwar von niemand geglaubt, aber die Kirchenväter hatten doch, wenn sie davon sprachen, eine so bunte Phraseologie, daß man ihnen wohl alle Ehre an-

thut, wenn man vermuthet, sie hätten sich selbst nicht verstanden. Man gab dieser Religionshandlung keine Benennung mehr, wodurch ihre ganze Absicht und völlige Beschaffenheit ausgedrückt worden wäre. Im Occident erscheint nun schon, besonders im sechsten Jahrhundert, das Wort missa, in seiner engsten Bedeutung vom Abendmahl allein genommen. Wie unschuldig war nicht der Ursprung dieses in der Folge so mißverstandenen und so mißbrauchten Worts!

§. 47.

Letztes Resultat der Geschichte dieser Periode.

Was hat denn also — alles gegen einander abgerechnet — der menschliche Verstand innerhalb der drei Jahrhunderte, deren Geschichte wir nun übersehen, an besserer Richtung oder an glücklicherem Fortgang gewonnen? trug auch Christliche Religion etwas zum Wohl des Ganzen bei, oder schränkte sich ihre Wirkung nur auf die Beglückung einzelner wenigen ein, welche auch aus der sehr verfälschten Religion immer noch für sich Nutzen zogen, wie man auch aus trüben Quellen den Durst löscht. Die Beantwortung dieser Fragen fällt anders für den Orient aus, als für den Occident.

Die ganze Verfassung der Orientalischen Kirche war so beschaffen, daß der menschliche Verstand nothwendig hier immer tiefer sinken mußte. Schwache Regenten; eine Verfassung bei Hof, wo kein großer Mann aufkommen konnte; Erschlaffung im Genuß der ekelhaftesten Wollüste; keine Philosophie, welche den Geist zum nützlichen Nachdenken hätte wecken können; sie war entweder bloß Aristotelische Terminologie, oder Neuplatonischer Fanatismus. Durch die Streitigkeiten, welche man über die Entwicklung einzelner Lehrpuncte führte, hätte zwar der menschliche Geist zum folgereichen Nachdenken, zur Zusammenfügung eines Systems ge-

wöhnt werden sollen, aber man wirbelte sich ewig auf dem Punct herum, auf den man einmal hingestoßen war, ohne an die angränzenden Stücke oder an das Ganze zu denken. Ueberdieß wurde Auctorität eines gewissen Satzes nie dadurch entschieden, daß die Wahrheit desselben von einem trefflichen Kopf nach allen ihren Gründen entwickelt worden wäre, sondern Gewaltthätigkeit eines mächtigern Bischofs oder Partiegeist eines gewissen kaiserlichen Ministers machte selbst auch den Sieg der Wahrheit zum bloßen Zufall. Die damalige Christliche Religion hatte wirklich auch an dem Zerfall des Orientalischen Kaiserthums großen Antheil. Jede neuentstandene Glaubensstreitigkeit weckte immer die heftigsten Staatserschütterungen. Die Mönche waren so furchtbar als weiland die Strelitzen in Rußland, und Muhämmed machte sich dadurch einen sehr gebahnten Weg zu seinen Eroberungen, daß er den mißvergnügten Partien Religionsfreiheit versicherte.

Im Occident aber schaffte die Christliche Religion den verschiedenen Staaten, in welchen sie herrschte, und den Nationen, welche dieselbe aufnahmen, den ausgebreitetsten Nutzen. Sie milderte allmälig die Sitten der rohkriegerischen Völker, welche sich in die Trümmern des Abendländischen Kaiserthums theilten. Sie erhielt bei dem allgemeinen Zerfall immer noch einige Aufklärung, einen Funken, der bald oder spät Luft gewinnen und zur lichten Flamme auflodern mußte. Sie verband Nationen unter einander, die sich vielleicht sonst, selbst bei zusammenstossenden Gränzen, kaum um einander bekümmert haben würden, und ohne sie wäre wohl der Occident, der vorher ein politisches Ganzes war, vielleicht zu ewig unwiederbringlichem Schaden der Menschheit in mehrere, völlig vereinzelte, Theile zerfallen. Die ganze

setzten sich vorzüglich in Palästina, und die Mönche, unter welchen Haß und Liebe zu dem Origenes vorzüglich herrschend waren, lieferten einander ordentliche Schlachten. Das Edict Justinians, worinnen er die Origenisten verurtheilte, machte zwar den Streitigkeiten noch nicht völliges Ende, aber schwächte doch den kriegerischen Eifer der Origenischen Partie.

§. 45.

Veränderungen der Theologie, welche nicht aus Controversien entstanden.

So stritt man über den Werth einzelner Lehrsätze und Meinungen, und alles hieng von der Richtung ab, welche die Speculationen und der Eifer der Menschen durch äußere Veranlassungen bekamen. Indeß man aber hier mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit auf jede kleine Abweichung von orthodox herkommlichen Ausdrücken acht hatte, so schlichen sich in die wichtigsten Theile der praktischen Religion die gefährlichsten Irrthümer ein, und erhielten nach und nach ein gewisses Gewohnheitsrecht, das viel gefährlicher und unverletzlicher war, als alles was auf Synoden ausgemacht wurde.

Die Verehrung der Märtyrer, das Possenspiel mit den Reliquien, ein gewisser frommer Ceremonienschnitt des äußern Gottesdiensts wurden immer höher getrieben. Nicht nur Verdienstlichkeit guter Werke überhaupt, sondern meist gerade solcher, welche den mönchischen Gesinnungen dieses Zeitalters recht angemessen waren, galt beinah als entschiedener Glaubensartikel. Fasten und ehelos leben, war ein vorzüglicher Grad der Heiligkeit, und zu seinem großen Verdruß mußte besonders der Klerus diese Gesetze der Frömmigkeit sich einschärfen lassen.

Hie und da standen wohl ein Paar Mißvergnügte auf

N. C. Geb.

409 Alarichs Eroberung von Rom giebt entfernte Veranlassung zu den Pelagianischen Unruhen, welche zwei Jahre nachher zuerst zu Karthago ausbrechen.

412 Dem gewaltthätigen Theophilus folgt auf dem Alexandrinischen Bischofsstuhl sein schändlicher Schwestersohn Cyrillus. Wie viel Uebels dieser Mann bis zu seinem Todesjahr 444 angerichtet hat!

418 Zosimus, der wankelmüthige Freund und Gegner der Pelagianer, stirbt. Entstehung des Spanisch-Westgothischen Reichs zu Toulouse.

420 Der Polemiker zu Bethlehem, Hieronymus, stirbt alt und lebenssatt. Dreizehn Jahre vorher war Chrysostomus zu seiner Ruhe eingegangen: aber Augustin hat den Hieronymus noch zehen Jahre überlebt.

430 Die Vandalen belagerten gerade Hippon, wie Augustin daselbst starb, der also das Einladungsschreiben von Constantinopel nicht mehr erhielt, daß er auf eine Synode nach Ephesus kommen solle, wo man untersuchen müsse, ob der Bischof von Constantinopel (Nestorius) oder der von Alexandrien (Cyrillus) ein Ketzer sey.

431 Schandscenen zu Ephesus. Von der Antialexandrinischen Partie höchst merkwürdig Theodoret, Bischof von Cypern und Ibas von Edessa. Den Lehrer Theodor von Mopsvest ließ man noch im Grabe ruhen.

432 Trüglicher Friede zwischen den Morgenländern und Cyrillus.

449 Räubersynode. Hengst und Horst, treulose Retter der bedrängten Britten.

451 Auf der Synode zu Chalcedon siegt Leo's dogmatischer Sprachgebrauch; aber der Bischof von Neurom bekommt zum großen Verdruß seines ältern Collegen

Wallfahrten, Fasten und Ehelosleben. Hieronymus wußt ihn zum Stillschweigen zu bringen, denn er mißhandelte ih wie den Rufin und Jovinian.

§. 46.

Veränderungen der Lehre von der Taufe und vom Abendmahl

Bei so sehr verschlimmerten Begriffen der Mensch mußte sich nothwendig auch das ganze Aeussere des Gott dienſts ändern, und nirgends war dieser Einfluß sichtba als bei den zwei feierlichsten Religionshandlungen, der Ta und dem Abendmahl. Man war in der vorigen Periode nicht voreilig mit dem Taufen gewesen. Kindertaufe mög lich so wie wir sie gegenwärtig haben, war gewiß nicht gemeine Christensitte. Auch bei Alten hatte man sich nicht mit der Taufe beeilt, man glaubte sogar Vortheil von zu haben, wenn sie fast bis auf den Augenblik des des verschoben wurde. Mit dem Fortgang der gegenwä gen Periode aber wurde das alles, besonders im Occide ganz anders. Sobald sich Chlodovaus entschlossen ein Chr zu werden, so mußte er sich sogleich ohne langfortdaurende vorhergehenden Unterricht taufen lassen. Es war, als man diese öffentliche feierliche Handlung als Mittel brauch wollte, ihn bei dem Christenthum desto fester zu halten. E großer Theil der neubekehrten Occidentalischen Christen ge vor der Taufe fast gar keinen Unterricht, man schien glauben, daß es mit dem Christ werden keine Noth h könne, wenn nur erst die Taufe geschehen sey. Wegen d Taufgebräuche selbst, und besonders der Taufformel läßt si zwar wegen Verschiedenheit der Länder und wegen der schnell Abwechslung solcher Gebräuche gar nichts allgemeines sage aber die rührende Einfalt der vorigen Zeiten, war überall au

hier verloren. Doch neigte sich nicht alles so sehr zur Verschlimmerung als bei der Begehung des Abendmahls.

Es war nehmlich jetzt nicht mehr gewöhnlich, daß bei jeder Zusammenkunft der Gläubigen das Abendmahl von allen genossen wurde, man fieng an, etwa nur des Sonntags Abendmahl zu halten. Der Altar wurde in einer gewissen Entfernung mit Schranken umgeben, innerhalb welche kein Laie sich wagen durfte. So nahe am Altar genoß nur der Klerus das Sacrament, den Laien wurde es von den Presbytern gebracht. Die Gebetsformel bei der Consecration war vorgeschrieben, und nicht mehr freie Andacht des Priesters. Kaum zwanzig Jahre nachdem das Christenthum herrschend geworden war, mußte schon Synodalverordnung (Can. Antioch. II.) gemacht werden, daß man in der Kirche auch bei dem Gebet und bei dem Genuß des Abendmahls zu bleiben habe, und zu Anfang des sechsten Jahrhunderts war es wenigstens in Gallien nothwendig, Gesetze zu machen, daß doch jeder Christ, an Weihenachten, Ostern und Pfingsten das Abendmahl genießen solle.

Es war, als ob die vielen Oblationen den Christen beschwerlich geworden wären, und überhaupt zog sich das Volk immer mehr von dieser Religionshandlung zurück, je mysteriöser nach und nach die Begriffe von derselben wurden, und je mehr man ihr nach und nach die Gestalt eines Opfers gegeben. Weil man aus der Handlung des heiligen Abendmahls vor den Katechumenen ein Geheimniß machte, so gewöhnte man sich an dunkle, feierlich nichtssagende Ausdrücke. Verwandlung des Brods und des Weins in Leib und Blut Christi wurde zwar von niemand geglaubt, aber die Kirchenväter hatten doch, wenn sie davon sprachen, eine so bunte Phraseologie, daß man ihnen wohl alle Ehre an-

thut, wenn man vermuthet, sie hätten sich selbst nicht verstanden. Man gab dieser Religionshandlung keine Benennung mehr, wodurch ihre ganze Absicht und völlige Beschaffenheit ausgedrückt worden wäre. Im Occident erscheint nun schon, besonders im sechsten Jahrhundert, das Wort missa, in seiner engsten Bedeutung vom Abendmahl allein genommen. Wie unschuldig war nicht der Ursprung dieses in der Folge so mißverstandenen und so mißbrauchten Worts!

§. 47.

Letztes Resultat der Geschichte dieser Periode.

Was hat denn also — alles gegen einander abgerechnet — der menschliche Verstand innerhalb der drei Jahrhunderte, deren Geschichte wir nun übersehen, an besserer Richtung oder an glücklicherem Fortgang gewonnen? trug auch Christliche Religion etwas zum Wohl des Ganzen bei, oder schränkte sich ihre Wirkung nur auf die Beglückung einzelner wenigen ein, welche auch aus der sehr verfälschten Religion immer noch für sich Nutzen zogen, wie man auch aus trüben Quellen den Durst löscht. Die Beantwortung dieser Fragen fällt anders für den Orient aus, als für den Occident.

Die ganze Verfassung der Orientalischen Kirche war so beschaffen, daß der menschliche Verstand nothwendig hier immer tiefer sinken mußte. Schwache Regenten; eine Verfassung bei Hof, wo kein großer Mann aufkommen konnte; Erschlaffung im Genuß der ekelhaftesten Wollüste; keine Philosophie, welche den Geist zum nützlichen Nachdenken hätte wecken können; sie war entweder bloß Aristotelische Terminologie, oder Neuplatonischer Fanatismus. Durch die Streitigkeiten, welche man über die Entwicklung einzelner Lehrpuncte führte, hätte zwar der menschliche Geist zum folgereichen Nachdenken, zur Zusammenfügung eines Systems ge-

wöhnt werden sollen, aber man wirbelte sich ewig auf dem Punct herum, auf den man einmal hingestoßen war, ohne an die angränzenden Stücke oder an das Ganze zu denken. Ueberdieß wurde Auctorität eines gewissen Satzes nie dadurch entschieden, daß die Wahrheit desselben von einem trefflichen Kopf nach allen ihren Gründen entwickelt worden wäre, sondern Gewaltthätigkeit eines mächtigern Bischofs oder Partiegeist eines gewissen kaiserlichen Ministers machte selbst auch den Sieg der Wahrheit zum bloßen Zufall. Die damalige Christliche Religion hatte wirklich auch an dem Zerfall des Orientalischen Kaiserthums großen Antheil. Jede neuentstandene Glaubensstreitigkeit weckte immer die heftigsten Staatserschütterungen. Die Mönche waren so furchtbar als weiland die Strelitzen im Rußland, und Muhammed machte sich dadurch einen sehr gebahnten Weg zu seinen Eroberungen, daß er den mißvergnügten Partien Religionsfreiheit versicherte.

Im Occident aber schaffte die Christliche Religion den verschiedenen Staaten, in welchen sie herrschte, und den Nationen, welche dieselbe aufnahmen, den ausgebreitetsten Nutzen. Sie milderte allmälig die Sitten der rohkriegerischen Völker, welche sich in die Trümmern des Abendländischen Kaiserthums theilten. Sie erhielt bei dem allgemeinen Zerfall immer noch einige Aufklärung, einen Funken, der bald oder spät Luft gewinnen und zur lichten Flamme auflodern mußte. Sie verband Nationen unter einander, die sich vielleicht sonst, selbst bei zusammenstossenden Gränzen, kaum um einander bekümmert haben würden, und ohne sie wäre wohl der Occident, der vorher ein politisches Ganzes war, vielleicht zu ewig unwiederbringlichem Schaden der Menschheit in mehrere, völlig vereinzelte, Theile zerfallen. Die ganze

Beschaffenheit jener Zeiten scheint fast allzusehr außer unserem Gesichtskreis zu seyn, als daß wir das Wohlthätige der Asylen, den Nutzen eines so regelmäßig eingerichteten Priesterstandes, als der katholische ist, und die noch nie genug geschätzten Vortheile des ersten Occidentalischen Mönchswesens recht fühlen könnten.

N. C. Geb.	
325	Erste ökumenische Synode zu Nicäa. Arius verliert. Der Streit wegen der Zeit des Passah entschieden. Sichtbare Spur der großen hierarchischen Aristokratie.
337	Der kaum getaufte Constantin der große stirbt. Constantin. Constantius. Constans.
344	Synode zu Sardica; damals weniger merkwürdig, als durch neuere Verdrehungen ihrer Geschichte.
361	Julian wird Kaiser.
371	Athanasius und Lucifer werden endlich im Tode ruhig; zwei Männer, die mit ganz verschiedenen Mitteln und Fähigkeiten auf einen Zweck hinarbeiteten.
378	Damasus, endlich troß der Partie des Ursicinus Bischof von Rom, erhält vom Kaiser Valentinian ein wichtiges Privilegium. Auf Zuspruch des Damasus, macht sich Hieronymus um die lateinische Bibelübersetzung verdient.
381	Synode von Constantinopel. Erste Epoche der Macht des dasigen Bischofs. Macedonius verliert.
395	Arcadius und Honorius theilten das Reich. Bald darauf wird der thätige Augustin Bischof zu Hippon. Wehe den Donatisten!
400	Origenische Unruhen in Aegypten, und Gothen unter Alarichs Anführung in Italien.

N. C.
Geb.

409 Alarichs Eroberung von Rom giebt entfernte Veranlassung zu den Pelagianischen Unruhen, welche zwei Jahre nachher zuerst zu Karthago ausbrechen.

412 Dem gewaltthätigen Theophilus folgt auf dem Alexandrinischen Bischofsstuhl sein schändlicher Schwestersohn Cyrillus. Wie viel Uebels dieser Mann bis zu seinem Todesjahr 444 angerichtet hat!

418 Zosimus, der wankelmüthige Freund und Gegner der Pelagianer, stirbt. Entstehung des Spanisch-Westgothischen Reichs zu Toulouse.

420 Der Polemiker zu Bethlehem, Hieronymus, stirbt alt und lebenssatt. Dreizehn Jahre vorher war Chrysostomus zu seiner Ruhe eingegangen: aber Augustin hat den Hieronymus noch zehen Jahre überlebt.

430 Die Vandalen belagerten gerade Hippon, wie Augustin daselbst starb, der also das Einladungsschreiben von Constantinopel nicht mehr erhielt, daß er auf eine Synode nach Ephesus kommen solle, wo man untersuchen müsse, ob der Bischof von Constantinopel (Nestorius) oder der von Alexandrien (Cyrillus) ein Ketzer sey.

431 Schandscenen zu Ephesus. Von der Antialexandrinischen Partie höchst merkwürdig Theodoret, Bischof von Cypern und Ibas von Edessa. Den Lehrer Theodor von Mopsvest ließ man noch im Grabe ruhen.

432 Trüglicher Friede zwischen den Morgenländern und Cyrillus.

449 Räubersynode. Hengst und Horst, treulose Retter der bedrängten Britten.

451 Auf der Synode zu Chalcedon siegt Leo's dogmatischer Sprachgebrauch; aber der Bischof von Neurom bekommt zum großen Verdruß seines ältern Collegen

N.C.
Geb.

einen sehr ansehnlichen Sprengel. Die Monophy-
siten oder die Alexandriner trennen sich voll Erbit-
terung von der katholischen Partie. Ob wohl dem
Bischof Leo die Nachricht von der Schlacht bei Cha-
lons so angenehm war als die von Chalcedon? Bei-
de Freuden hat er doch noch zehen Jahre überlebt.

476 Der letzte Schatten eines Römischen Kaisers im Oc-
dent verschwindet. Odoacer der Heruler.

482 Henotikon des Kaisers Zeno.

493 Der große Theoderich Herr von Italien. Cassiod.
Boethius. Symmachus.

496 Der Sieg über die Allemannen bei Zülpich bekehrt
Fränkischen König Chlodowich. Der Römische Bi-
schof Gelasius, der in diesem Jahr starb, war kein
der demüthigen friedfertigen Bischöfe.

502 Syn. Palmaris.

518 Kein geringer Vortheil für den Römischen Bischof, da
Justin auf den Constantinoplischen Thron kommt.

527 Justinian wird Selbsthalter. Dionys der Kleine wa
sein Zeitgenosse; denn er schrieb in der damals gä
renden Streitigkeit der Scythischen Mönche.

528 Monte Caßino entsteht durch die Bemühungen Ben
dicts von Nursia. Einer der wohlthätigsten Männ
für den Occident. Benedictinerorden.

534 Nur 95 Jahre sind die Vandalen Herren von Karthag
Gilimer von Belisar überwunden. Erneuerte Ve
bindung der orthodoxen Afrikaner mit Constant
nopel.

540 Belisar macht seinen Kaiser auch zum Herrn von It
lien. Die Römischen Bischöfe werden Unterthane
Justinians. Das Gothische Reich erhält sich zwa
mühselig noch 13 Jahre.

n. C. Geb.	
545	Signal zum Dreicapitelstreit, bei welchem sich der wankelmüthige Bischof von Rom Vigilius prostituirt.
550	Jakob Baradäus.
553	Synode zu Constantinopel. Die Origenisten sind zwar hier nicht verdammt worden, aber Justinian hat seine kaiserliche Heterodoxie kanonisiren lassen.
565	Verlöscht mit Justinian der letzte schöne Schimmer des Orientalischen Kaiserthums.
568	Longobarden rücken in Italien ein.
582	Revolution in Ansehung der Pönitenzen im Orient. Wunderlicher Streit wegen dem ökumenischen Bischof.
589	Der Westgothische König Reccared tritt feierlich auf einer Synode zu Toledo zur katholischen Religion über.
590	Gregor der Große Bischof von Rom, der sechs Jahre nach seiner Stuhlbesteigung Missionarien nach England schickt.
610	Muhammed fängt an berühmt zu werden.

Dritte Periode

von Muhämmed bis auf Gregor VII.

Muhämmed. Bonifacius unser Apostel. Rabanus Maur[us]. Päbstinn Johanna. Hildebrand.

Schriftsteller dieser Periode.

Die Conciliensammlungen, bei voriger Periode die der Hauptquellen, sind besonders für die Geschichte der Glaubenslehre seit dem Ende des siebten Jahrhunderts imme[r] weniger brauchbar, desto mehr läßt sich für die Geschi[chte] der Hierarchie oder des Verhältnisses der Kirche z[um] Staat aus denselben lernen.

Seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts eröffnet [sich] eine ganz neue Quelle für die Abendländische Kirche[n]geschichte — Jahrbücher der Orden und vorzüglich [des] Benedictinerordens. Die neueste beste Ausgabe der M[a]billonischen Annalen des letztern erschien zu Lucca [in] 1739 — 1745. Man muß damit verbinden Eben[des]selben acta Sanctor. Ord. Bened. wovon neun Foli[an]ten (Venedig 1733) erschienen sind. Unter den [ver]schiedenen Familien des Benedictinerordens ist die [von] Clugny für die Kirchengeschichte bei weitem die m[erk]würdigste. Auf sie muß man also bei Mabillon vorzü[g]lich aufmerksam seyn.

Ein Buch, worin schon die reinen Resultate der Kirch[en]geschichte dieser Jahrhunderte enthalten wären, ist n[...]

nicht geschrieben. Wer ein solches Werk unternehmen wollte, müßte die Geschichte der verschiedenen Europäischen Reiche in dieser Periode erst sorgfältiger studiren, als von allen bisherigen Kirchenhistorikern geschehen ist. Durch die Lectüre von Hume und Schmids Geschichte der Teutschen wird man sich von manchen hier gewöhnlichen Vorurtheilen befreien; so wie S. Marc über die Geschichte von Italien manche allgemeine kirchenhistorische Aufklärung geben kann. Die gangbarsten Kirchengeschichtsbücher sind aus höchst sonderbaren Vorurtheilen in dem mittlern Zeitalter sehr dürftig; doch müssen Semlers selecta Capita ausgenommen werden.

e. Calixt hat eine besondere Kirchengeschichte des 8ten, 9ten und 10ten Jahrhunderts geschrieben. Im Jahre 1657 war aber gewiß noch nicht die Hälfte der Quellen bekannt, aus welchen man schöpfen muß.

Ber Geschichte des Pabstthums, dessen Entstehungsepoche in diese Zeiten fällt, sorgfältig kennen lernen will, bleibe nicht bei den gewöhnlichen Büchern von Mornay, Heidegger und Cyprian. Was Muratori aus Gelegenheit der Streitigkeit von Comacchio geschrieben, zeigt die Römischpolitischen Verhältnisse des Pabsts am besten, und seine allgemeine Geschichte kann ohne die Kenntniß der Geschichte einzelner Reiche unmöglich erlernt werden.

schichte der Ausbreitung der Christlichen Religion.

§. 1.

Revolution des Muhammedanismus.

Die Christliche Religion schien vorzüglich im Orient ihrer rschaft so gesichert zu seyn, daß man es wohl kaum für

möglich gehalten hätte, sie wieder gestürzt oder wei[...]
eingeengt zu sehen. Bis in den entferntesten Osten [...]
drangen Missionarien der Chaldäischen Christenpa[...]
stifteten dort blühende Christliche Gemeinden, und [...]
müdete Thätigkeit aller solcher von der großen Kirche[...]
ter Secten schien fast überall der Ausbreitung der [...]
chen Religion sehr nützlich zu werden. Selbst we[...]
eine erobernde heidnische Nation das Orientalische[...]
thum zertrümmern sollte, so war es nach der Anal[...]
Occidentalischen Geschichte sehr wahrscheinlich, daß [...]
Volk, wenn einmal der erste Sturm vorüber seyn w[...]
Aufklärung allmälig wirken könnte, endlich selbst [...]
Annahme der Christlichen Religion sich entschließen [...]
Doch alles gieng anders, als sich nach sonst gewöh[...]
Laufe der damaligen Weltbegebenheiten vermuthen lie[...]

In Arabien, von woher nie noch bis dahin irg[...] große Weltrevolution gekommen, erhub sich unter d[...] derbarsten Umständen ein neuer Prophet Muhäm[...] Ein Mann, der unter jedem Volk und zu allen Zeiten [...] der größten Männer geworden seyn würde, und dessen [...] ruhm bloß durch die abwechslenden historischen Tradit[...] gelitten zu haben scheint, die leider der Geschichte eines [...] Religionsstifters so nachtheilig zu seyn pflegen. Verbre[...] und Behauptung der ersten Grundwahrheit der natürl[...] Religion (es ist ein Gott) war erster Hauptzweck sei[...] genannten neuen Religion, und der zweite Hauptsatz, d[...] predigte (Muhämmed sein Prophet) schien mehr um [...] ersteren willen als sein selbst wegen dazu zu gehören. [...] ein Mann von so glühender Einbildungskraft, als er w[...] Selbstbetrüger zu werden anfange, ist in lebenden Beispiel[...] so schwer zu entscheiden; wie vollends noch in seinem Fall[...]

Mangel hinlänglicher, kritisch geläuterter Nachrichten
ker rechten Individualität untersucht werden kann.
ein theistischer Apostelfeifer, dem er sich erst
von mehr als vierzig Jahren zu überlassen an=
hte in großer Schnelle und selbst durch den Wi=
ich gereizt, den er anfangs fand, Wirkungen her=
d nach seinem Tode in allen drei Welttheilen,
em derselben in mehr als einem Reiche empfun=
. Man muß aber hiebei nicht alles auf seine, viel=
chen Proselyten höchst erwünschte Moral rechnen;
aus der Gewalt der Waffen, die hiebei gebraucht wur=
en wollen; der reine Theismus mag hiebei doch wohl
jeder Wahrheit natürliche Kraft geäußert haben.
Jahrhundert nach seinem Tode war verflossen, so
ne Nachfolger im politischen und religiösen Sinne,
Syrien, einen Theil von Kleinasien, Aegypten, die
anischen Küsten und Spanien erobert. Die Mü=
Christlichen Kirchen waren wie hinweggetilgt von der
Kaum erhielt sich hie und da noch neben dem herr=
Islamismus, ein schwacher Schatten derselben, und
n diesen Ländern (das einzige Spanien ausgenommen),
it man bis auf den heutigen Tag kaum noch die Stätte,
er Leuchter mag gestanden haben.

§. 2.

Ausbreitung der Christlichen Religion in Teutschland.

Es war kein Ersatz für diesen schrecklichen Verlust, daß
Christliche Religion nach und nach besonders in Teutsch=
einigen festen Fuß gewann, und es gieng hier so lang=
auch bekamen unsere Voreltern unter dem Namen
tlicher Religion einen so jämmerlichen, fast bloß dem
ien nach von ihrem bisherigen, verschiedenen Aberglau=

schwur dem Römischen Bischof einen Eid, der nicht viel vo dem verschieden war, welchen ein Bischof aus dem Röm schen Sprengel schwören mußte; und fast hätte schon diesen Eid wenigstens bei den großen Bischöfen allgemein macht. Nichts großes und nichts kleines gieng vor, w über er sich nicht von Rom aus Anweisung oder Bestä gung erbat. Rom lernte also schon durch ihn, sich in Kirchenangelegenheiten mischen. Aber war nicht Bonifac fast genöthigt so zu handeln? Wie konnte er offen, ohne ständige Verbindung mit dem Römischen Bischof, seine ten bei dem Fränkischen Hof recht gültig zu machen? sollte er, ein einzelner fremder Priester, gegen den Haß cher Fränkischen Bischöfe und gegen die Gewaltthätigkeit Fränkischen Großen sich schützen? Was gab seiner ne pflanzten Kirche eine zuverlässigere Hoffnung der Fortda als wenn sie Kirche des Römischen Bischofs war? Vora sehen konnt' er wohl nicht, wohin endlich ein solches Ver ren führen mußte. Er handelte ganz nach der Fähigkeit den Begriffen seines unerfahrnen Zeitalters. Sein eig Charakter war ein Gemische von Frömmigkeit und Ehrg wie man es oft bei den größten Männern antrifft. thätige Mann wird sehr leicht zum gewaltthätigen und herr süchtigen, und es erfodert viel Kräfte über sich selbst, Ausführung einer Absicht, von deren Vortrefflichkeit man g überzeugt ist, die strengste Auswahl der Mittel zu beobach

Corbinian, der Stifter des Bisthums Freisingen, Pirminius, der außer manchen andern Klöstern noch die rühmte Abtei Reichenau errichtete, sind nur im Kleinen w Bonifacius im Großen war. Alle diese Bekehrungen waren immer noch erträglich, wenn nur noch ein Apostel dabei war, aber Karl der Große verfuhr mit den Sachsen soldatisch.

genauerer Verbindung mit dem Römischen Bischof war, lag ihm dem Engländer der Einfall ganz nahe, sich von dem ömischen Bischof zu einer solchen Mission legitimiren zu ssen. Der Römische Bischof empfahl ihn an Karl Martel; arl Martel an alle Bischöfe, Herzoge und Grafen. Mit ennendem Eifer gieng Winfried nach Hessen, aus Hessen ich Thüringen, zerstörte die Götzenaltäre und baute Christche Kirchen. Der Pabst ernannte ihn endlich zum Erzbiöof, und gab ihm das Pallium. Noch war er immer nur ischof und Erzbischof ohne Kirche. Im Jahr 745 aber ard Bischof Gewilieb von Mainz abgesetzt, Bonifacius kam n seine Stelle, und sah sich nun an der Spitze der ganzen stfränkischen Geistlichkeit. Noch in hohem Alter gieng er is Evangelium weiter zu predigen, aufs neue unter die riesen, und fand daselbst seinen Tod im Jahr 754.

Teutschland hat dem Bonifacius unendlich viel Gutes nd Uebels zu verdanken. Er gab durch Einrichtung einer Hierarchie, der Christlichen Religion in Teutschland die zuerlässigste Hoffnung einer ungehinderten Fortdauer. Er stifete Klöster, in welche sich nicht allein die Wissenschaften flüchen konnten, sondern die auch herrliche Erziehungsseminarien ir den jungen Klerus waren. Er betrieb seinen Entwurf ait einer Thätigkeit, die sich durch alle Kabalen und Nachässigkeiten des Fränkischen Hofs nicht ermüden ließ. Er ührte in Teutschland die Synodalanstalten ein, wodurch die Kirchenzucht immer im Gang erhalten und verbessert wurde, nd wenn je dieses auch zum Glücke Teutschlands gehört, ie Bischöfe an den Reichsangelegenheiten Theil bekamen.

Zum härtesten Vorwurf macht man es ihm, daß er durch eine Anhänglichkeit an den Römischen Stuhl den Grund ur päbstlichen Hoheit über Teutschland gelegt habe. Er selbst

spiel, daß Christliche Religion mit Gewalt der Waffen bei einer ganzen Nation ausgebreitet würde. Zur unerwarteten Ehre des damaligen Klerus erscheint kein Bischof als Anhetzer. Zu Rom billigte man zwar schon damals diese Dragonaden, aber man hat doch keine Spur, daß der Römische Bischof Karln aufgefodert oder ermuntert hätte. So wahr ists also auch hier, daß die traurigsten Scenen der Kirchengeschichte diejenige sind, wo politisches Interesse unter der Maske der Religion sich zu verbergen suchte.

§. 4.

Ausbreitung der Christlichen Religion im Norden.

Ludwig der milde war in Ausbreitung der Christlichen Religion eben so eifrig als sein Vater; nur weniger glücklich, weil er weniger gefürchtet war, und seinen Aposteln den Weg weniger bahnen konnte. Ansgarius und Autbert wurden unter ihm die Missionarien der nördlichen Königreiche, aber bei den häufigen Regimentsveränderungen und bei den völlig barbarischen Sitten dieser Völker mußte der größte Theil besonders ihrer ersten Bemühungen vergeblich seyn. Selbst die Errichtung des Erzbisthums Hamburg entsprach den gefaßten Hoffnungen nicht, und kaum konnte der vierzigjährige Eifer des Ansgarius und der oft gebrauchte Name der Fränkischen Könige den neugepflanzten Baum so lange schützen, bis er einige Wurzeln geschlagen hatte. Wie mag wohl die Ueberzeugung dieser Völker von der Wahrheit der Christlichen Religion beschaffen gewesen seyn, da in Schweden auf ein Paar Reichsversammlungen durch das Loos entschieden wurde, ob man das Christenthum verstatten wollte oder nicht?

Ansgarius verdient übrigens noch mehrere Achtung als Bonifacius. Dem uneigennützigen Manne ist nie so gut an

ieser Welt geworden als dem Mainzischen Primaten. Sein anzer Sprengel bestand anfangs in vier Pfarrkirchen, und m nur leben zu können, wies ihm Ludwig der milde die Einkünfte eines Brabantischen Klosters an. Nie war er, lbst bei günstigern Zeiten, so politisch bedeutend als Bonifacius; denn er kam nicht nach Hof, er hatte den Geist der Geschäftigkeit und Staatsbetriebsamkeit nicht, durch welchen r letztere so viel möglich machte. Gewalt konnte er nicht i seinen Bekehrungen brauchen, sonst that er aber auch alles, as man von einem Apostel dieser Zeit erwarten darf. Er verrichtete Wunder, vielleicht wohl nicht immer als Betrüger, ber wenigstens als selbst leichtgläubiger; er predigte keine ufgeklärtere Religion als Bonifacius, nur war er frei von r Anhänglichkeit an den Römischen Stuhl.

§. 5.

Bekehrung der Bulgaren, Böhmen, Mähren, Russen.

Die Orientalischen Christen scheinen nicht so viel für ie Ausbreitung ihrer Religion gethan zu haben als die Abendländer. Wenigstens sind im neunten Jahrhundert nur ie zwei Mönche Methodius und Cyrillus berühmte Missionarien derselben gewesen. Bei den beständigen, friedlichen nd kriegerischen, wechselsweisen Verbindungen der Bulgaren nd Griechen, mußten jene nothwendig von der Christlichen Religion einige Nachricht bekommen. Griechische Gefangene, welche sich eine Zeit lang bei den Bulgaren aufhielten, nd Bulgarische Gefangene, welche zu Constantinopel Griechische Religion und Einrichtungen kennen gelernt hatten, machten dieses wilde Volk nach und nach mit den Christen vertraut. Der Mönch Methodius, welchen der Bulgarische König als einen berühmten Maler von Constantinopel kommen ließ, bekehrte den König, und, wie gewöhnlich, mit die-

spiel, daß Christliche Religion mit Gewalt der Waffen b
einer ganzen Nation ausgebreitet würde. Zur unerwarte
Ehre des damaligen Klerus erscheint kein Bischof als An
hetzer. Zu Rom billigte man zwar schon damals diese Dr
gonaden, aber man hat doch keine Spur, daß der Röm
sche Bischof Karln aufgefodert oder ermuntert hätte. E
wahr ists also auch hier, daß die traurigsten Scenen der K
chengeschichte diejenige sind, wo politisches Interesse un
der Maske der Religion sich zu verbergen suchte.

§. 4.

Ausbreitung der Christlichen Religion im Norden.

Ludwig der milde war in Ausbreitung der Christl
Religion eben so eifrig als sein Vater; nur weniger gl
lich, weil er weniger gefürchtet war, und seinen Aposteln de
Weg weniger bahnen konnte. Ansgarius und Autbe
wurden unter ihm die Missionarien der nördlichen Kön
reiche, aber bei den häufigen Regimentsveränderungen u
bei den völlig barbarischen Sitten dieser Völker mußte d
größte Theil besonders ihrer ersten Bemühungen vergebl
seyn. Selbst die Errichtung des Erzbisthums Hamburg en
sprach den gefaßten Hoffnungen nicht, und kaum konnte d
vierzigjährige Eifer des Ansgarius und der oft gebrauc
Name der Fränkischen Könige den neugepflanzten Baum
lange schützen, bis er einige Wurzeln geschlagen hatte. W
mag wohl die Ueberzeugung dieser Völker von der Wahr
der Christlichen Religion beschaffen gewesen seyn, da in Sch
den auf ein Paar Reichsversammlungen durch das Loos e
schieden wurde, ob man das Christenthum verstatten w
oder nicht?

Ansgarius verdient übrigens noch mehrere Achtung a
Bonifacius. Dem uneigennützigen Manne ist nie so gut d

ser Welt geworden als dem Mainzischen Primaten. Sein
nzer Sprengel bestand anfangs in vier Pfarrkirchen, und
n nur leben zu können, wies ihm Ludwig der milde die
inkünfte eines Brabantischen Klosters an. Nie war er,
bst bei günstigern Zeiten, so politisch bedeutend als Boni-
ius; denn er kam nicht nach Hof, er hatte den Geist der
schäftigkeit und Staatsbetriebsamkeit nicht, durch welchen
r letztere so viel möglich machte. Gewalt konnte er nicht
i seinen Bekehrungen brauchen, sonst that er aber auch alles,
as man von einem Apostel dieser Zeit erwarten darf. Er
rrichtete Wunder, vielleicht wohl nicht immer als Betrüger,
er wenigstens als selbst leichtgläubiger; er predigte keine
fgeklärtere Religion als Bonifacius, nur war er frei von
r Anhänglichkeit an den Römischen Stuhl.

§. 5.

Bekehrung der Bulgaren, Böhmen, Mähren, Russen.

Die Orientalischen Christen scheinen nicht so viel für
ie Ausbreitung ihrer Religion gethan zu haben als die
bendländer. Wenigstens sind im neunten Jahrhundert nur
ie zwei Mönche Methodius und Cyrillus berühmte Missio-
rien derselben gewesen. Bei den beständigen, friedlichen
nd kriegerischen, wechselsweisen Verbindungen der Bulgaren
nd Griechen, mußten jene nothwendig von der Christlichen
eligion einige Nachricht bekommen. Griechische Gefan-
ene, welche sich eine Zeit lang bei den Bulgaren aufhielten,
nd Bulgarische Gefangene, welche zu Constantinopel Grie-
ische Religion und Einrichtungen kennen gelernt hatten,
achten dieses wilde Volk nach und nach mit den Christen
ertraut. Der Mönch Methodius, welchen der Bulgarische
önig als einen berühmten Maler von Constantinopel kom-
en ließ, bekehrte den König, und, wie gewöhnlich, mit die-

schwur dem Römischen Bischof einen Eid, der nicht viel von dem verschieden war, welchen ein Bischof aus dem Römischen Sprengel schwören mußte; und fast hätte schon er diesen Eid wenigstens bei den großen Bischöfen allgemein gemacht. Nichts großes und nichts kleines gieng vor, wo über er sich nicht von Rom aus Anweisung oder Bestätigung erbat. Rom lernte also schon durch ihn, sich in alle Kirchenangelegenheiten mischen. Aber war nicht Bonifacius fast genöthigt so zu handeln? Wie konnte er offen, ohne beständige Verbindung mit dem Römischen Bischof, seine Bi ten bei dem Fränkischen Hof recht gültig zu machen? Wie sollte er, ein einzelner fremder Priester, gegen den Haß ... cher Fränkischen Bischöfe und gegen die Gewaltthätigkeit ... Fränkischen Großen sich schützen? Was gab seiner neu gepflanzten Kirche eine zuverlässigere Hoffnung der Fortdauer, als wenn sie Kirche des Römischen Bischofs war? Voraus sehen konnt' er wohl nicht, wohin endlich ein solches Verfahren führen mußte. Er handelte ganz nach der Fähigkeit und den Begriffen seines unerfahrnen Zeitalters. Sein eigener Charakter war ein Gemische von Frömmigkeit und Ehrgeiz, wie man es oft bei den größten Männern antrifft. Der thätige Mann wird sehr leicht zum gewaltthätigen und herrschsüchtigen, und es erfodert viel Kräfte über sich selbst, bei Ausführung einer Absicht, von deren Vortrefflichkeit man ganz überzeugt ist, die strengste Auswahl der Mittel zu beobachten.

Corbinian, der Stifter des Bisthums Freisingen, ... Pirminius, der außer manchen andern Klöstern noch die berühmte Abtei Reichenau errichtete, sind nur im Kleinen was Bonifacius im Großen war. Alle diese Bekehrungen waren immer noch erträglich, wenn nur noch ein Apostel dabei war; aber Karl der Große verfuhr mit den Sachsen soldatisch.

§. 3.

Es war, wie es scheint, bei Karln dem Grossen nicht ganz bloß Liebe zur Ausbreitung der Christlichen Religion, elche ihn so hartnäckig machte, den Sachsen ihren Aber- auben zu entreissen, als vielmehr Ueberzeugung, daß kein deres Mittel seyn werde, dieses kriegerische Volk völlig zu terjochen. Liebe zu den Waffen und Liebe zur Freiheit ar ganz in den Geist der Altsächsischen Religion verwebt, d dieses Volk konnte nicht anders zum Genusse des Frie- ns gewöhnt werden, als durch gänzliche Umbildung seines ationalcharakters und seiner ganzen häuslichen Verfassung. arienbilder und Krucifixe gegen ihre Götter einzutauschen, ien zwar nicht beschwerlich, aber Zehenten an die Bischöfe ben? Ganze Diät und Sitten ändern? Karl hielt ent- eder diese Klagen der Sachsen für wirkliche Abneigung ge- n die Christliche Religion, oder glaubte Ungerechtigkeiten günstigen zu müssen, welche ihm dadurch nützlich wurden, ß sie ein Volk demüthigten, von dessen Freiheitsliebe bestän- ge Empörungen zu befürchten waren.

Volle dreissig Jahre war fast ein beständiger Krieg Karls gen diese immer aufs neue sich empörende Nation. Auf e verweigerte Annahme der Taufe wurde Todesstrafe ge- zt. Karl ließ einmal fünfthalbtausend Sachsen im Grimm ederhauen; er ließ sie wie eine Heerde Vieh in den Fluß neintreiben und mit Wasser besprengen. Noch hätte selbst e äusserste Grausamkeit die Rebellen nicht zum Gehorsam bracht, wenn nicht die Macht der Nation durch Verpflan- ngen geschwächt worden wäre, und die neuerrichteten Bis- ümer dem Kaiser eben die Dienste gethan hätten als ein Paar uerrichtete Statthalterschaften.

Karls Betragen gegen die Sachsen ist das erste Bei-

spiel, daß Christliche Religion mit Gewalt der Waffen bei einer ganzen Nation ausgebreitet würde. Zur unerwarteten Ehre des damaligen Klerus erscheint kein Bischof als Anhetzer. Zu Rom billigte man zwar schon damals diese Dragonaden, aber man hat doch keine Spur, daß der Römische Bischof Karln aufgefodert oder ermuntert hätte. So wahr ists also auch hier, daß die traurigsten Scenen der Kirchengeschichte diejenige sind, wo politisches Interesse unter der Maske der Religion sich zu verbergen suchte.

§. 4.

Ausbreitung der Christlichen Religion im Norden.

Ludwig der milde war in Ausbreitung der Christlichen Religion eben so eifrig als sein Vater; nur weniger glücklich, weil er weniger gefürchtet war, und seinen Aposteln den Weg weniger bahnen konnte. Ansgarius und Autbert wurden unter ihm die Missionarien der nördlichen Königreiche, aber bei den häufigen Regimentsveränderungen und bei den völlig barbarischen Sitten dieser Völker mußte der größte Theil besonders ihrer ersten Bemühungen vergeblich seyn. Selbst die Errichtung des Erzbisthums Hamburg entsprach den gefaßten Hoffnungen nicht, und kaum konnte der vierzigjährige Eifer des Ansgarius und der oft gebrauchte Name der Fränkischen Könige den neugepflanzten Baum so lange schützen, bis er einige Wurzeln geschlagen hatte. Wie mag wohl die Ueberzeugung dieser Völker von der Wahrheit der Christlichen Religion beschaffen gewesen seyn, da in Schweden auf ein Paar Reichsversammlungen durch das Loos entschieden wurde, ob man das Christenthum verstatten wollte oder nicht?

Ansgarius verdient übrigens noch mehrere Achtung als Bonifacius. Dem uneigennützigen Manne ist nie so gut an

ser Welt geworden als dem Mainzischen Primaten. Sein
nzer Sprengel bestand anfangs in vier Pfarrkirchen, und
m nur leben zu können, wies ihm Ludwig der milde die
inkünfte eines Brabantischen Klosters an. Nie war er,
ist bei günstigern Zeiten, so politisch bedeutend als Boni-
ius; denn er kam nicht nach Hof, er hatte den Geist der
schäftigkeit und Staatsbetriebsamkeit nicht, durch welchen
letztere so viel möglich machte. Gewalt konnte er nicht
seinen Bekehrungen brauchen, sonst that er aber auch alles,
as man von einem Apostel dieser Zeit erwarten darf. Er
richtete Wunder, vielleicht wohl nicht immer als Betrüger,
r wenigstens als selbst leichtgläubiger; er predigte keine
geklärtere Religion als Bonifacius, nur war er frei von
Anhänglichkeit an den Römischen Stuhl.

§. 5.

Bekehrung der Bulgaren, Böhmen, Mähren, Russen.

Die Orientalischen Christen scheinen nicht so viel für
e Ausbreitung ihrer Religion gethan zu haben als die
bendländer. Wenigstens sind im neunten Jahrhundert nur
e zwei Mönche Methodius und Cyrillus berühmte Missio-
rien derselben gewesen. Bei den beständigen, friedlichen
d kriegerischen, wechselsweisen Verbindungen der Bulgaren
d Griechen, mußten jene nothwendig von der Christlichen
eligion einige Nachricht bekommen. Griechische Gefan-
ne, welche sich eine Zeit lang bei den Bulgaren aufhielten,
d Bulgarische Gefangene, welche zu Constantinopel Grie-
ische Religion und Einrichtungen kennen gelernt hatten,
achten dieses wilde Volk nach und nach mit den Christen
rtraut. Der Mönch Methodius, welchen der Bulgarische
önig als einen berühmten Maler von Constantinopel kom-
en ließ, bekehrte den König, und, wie gewöhnlich, mit die-

sem das ganzen Volk, durch ein Gemälde vom jüngsten Geri

Cyrillus machte sich besonders um die Slavischen Völker ve dient, er war nicht allein Missionar sondern Wohlthäter der allgemeine Aufklärung. Er erfand ihnen Buchstabenschr übersetzte die Bibel in ihre Sprache, und beförderte selbst z Beschämung der Fränkischen Geistlichkeit, mit seinem Fre Methodius die Ausbreitung des Christenthums unter den M ren und Böhmen.

Auch die Russen sind Zöglinge der Constantinopli Kirche. Dieses Volk, eine Mischung von Slaven, B gern und Cumanen, machte sich durch Streifereien Siege schon in der Mitte des neunten Jahrhundert Griechischen Kaiser fürchterlich. Basilius Macedo, Zeitgenosse Karls des Kahlen, bewog sie endlich zu rung Christlicher Lehrer: doch waren bald alle Spuren der verlöscht, und erst zu Ende des zehnten Jahrhund konnte das Christenthum siegen. Der Russische Fürst dimir der Große heurathete eine Griechische Prinzessinn und mit ihr die Christliche Religion. Eben das poli Interesse, das dem Christenthum bei den Occidentalen manchen Eingang verschaffte, bahnte seinen Weg auc Orient. Allianzen mit dem Griechischen Kaiser, welch einen Fürsten wie Wladimir immer sehr interessant wa wurden nie anders als durch Annahme der Christlichen ligion zuverlässig, und wenn ein Fürst Aufklärung Volks suchte, so konnte er sie nirgends herholen als von stantinopel. Da war aber keine Wissenschaft und keine K welche der Grieche besaß, in die sich nicht Spuren s Religion eingedrückt hatten. Der größte Maler war ni als Maler von heiligen Bildern, von Gegenständen, we aus seiner Religionsgeschichte hergenommen waren, oder

elbst Objecte der Verehrung werden sollten. Das ganze
kriegs- und Hofceremoniel war voll christlichabergläubischer
Gebräuche. Es war unmöglich von einem oder dem andern
was nachzuahmen, ohne nach und nach mit dem Christen-
um bis zur Annahme desselben vertraut zu werden. So-
lld auch ein solches Volk Schriften in seine Sprache über-
tzt haben wollte, so war wieder nichts anders möglich, als
hristliche Schriften zu nehmen, denn die Schriften der alten
ömer und Griechen waren viel zu wenig im Gang, selbst
uch auf die Vorstellungsarten solcher Völker viel weniger
assend, als die so ganz in sinnlichen Aberglauben verwan-
lte Religion der Griechen. Jedes rohe Volk hält den Gott
r den besten Gott, dessen Bekenner mächtig und reich sind.
er Glanz des Byzantinischen Hofs gründete sich theils noch
f alten Credit, theils auch auf wirkliche Macht, und durch
n Handel, zu dessen Betreibung alle diese Völker nicht
nug Cultur hatten, flossen nach Constantinopel die Reich-
ümer des ganzen Osten zusammen.

Von dieser Seite lernt man erst den Schaden übersehen,
lchen die Araber der Christlichen Religion zufügten, und
e Ursachen zeigen sich deutlich, warum nicht die Christliche
eligion nach Erkaltung des ersten fanatischen Eifers end-
h durch allmäligen Einfluß wieder gesiegt habe. Auch die
ahrheit der Muhämmedanischen Religion konnte durch die
acht seiner Bekenner und selbst zum Nachtheil des Chri-
stenthums erwiesen werden. Die Araber übertrafen die Grie-
en sehr bald in allen Kenntnissen, und auch bei ihnen bezog
h die Summe ihrer Religion nicht bloß auf Sage und Tra-
dition, sondern auf ein allgemein gangbares Buch, das über-
ieß noch in einer recht sinnlich starken Sprache geschrieben
war. Ihr Handel wurde sehr frühe viel ausgebreiteter als

der Handel der Griechen; denn ihre Herrschaft erstreckte sich viel tiefer in das östliche Asien hinein, und Alexandrien war viel bequemerer Stapel, als Constantinopel. Die Herrschaft der Sprache der Araber drang so weit als die Herrschaft ihrer Waffen, wurde selbst durch Religionsbegriffe gleichsam geheiligt, und durch schöne Schriftsteller, besonders Dichter, dem Volk immer unvergeßlicher und unentbehrlicher gemacht. Kenntniß der Griechischen Sprache aber wurde immer sel tener, und die Sprache selbst verlor unter der Bearbeitung der Mönche immer mehr von dem, was ihr vorher Anmuth und Stärke gegeben hatte. Die ganze Religion der Grie chen bezog sich auf Bilderdienst und verjährte, längst nicht mehr verstandene, Bestimmungen gegen alte Ketzer. Die Re ligion der Araber bezog sich auf die sinnlich treffendsten Bil der von Himmel und Hölle, welche Muhämmed gerade so beschrieben hatte, wie der wollüstige Morgenländer jen höchst wünschenswürdig und diese höchst fürchterlich finden mußte. Wenn zwei solcher Religionen einander entgegen ar beiten, so wird gewiß die nicht unterdrückt, welche im Grun nichts anders war als allgemeiner Volksglaube in heilig Dogmatik verwandelt.

§. 6.

Verheerungen der Normänner.

Außer diesen Arabern war der Christlichen Kirche ki Volk mehr nachtheilig als die Normänner. Mit der Fre womit der Teutsche Ritter des mittlern Zeitalters ausgie Beute auf offener Landstraße zu holen, mit eben der Fre legten sich die edelsten der Völker, welche an den Dänisch und Norwegischen Küsten wohnten, auf Seeräubereien. I nächster Weg gieng immer nach England hinüber, aber viele Helden, als ihrer waren, konnten hier nicht gesätti

erden. Sie fuhren an die Französischen, Spanischen und
taliänischen Küsten herab; denn je grösser das Abentheuer
ar, desto würdiger des edlen Normanns, der überdieß von
n schönen Französischen und Italiänischen Gegenden ganz
zaubert wurde. Wo aber einmal ein solcher Schwarm von
apers nicht unbereichert hinweg gieng, da kam er nächstes
ahr gewiß wieder.

Karl der Große, zu dessen Zeiten diese Gäste sich schon
gestellt hatten, machte zu Wasser und zu Land die treff-
chsten Anstalten zu Bewahrung der Küsten. Unter des mil-
n Ludwigs Regierung giengen diese Anstalten wie so manche
dere zu Grund, und da sich die Söhne über dem Theilen
s großen Reichs zankten, bald ewiger Krieg zwischen den
heimen und Neffen war, der Heeresbann nachlässig gehal-
n wurde, so kamen die Normänner wieder, und plünderten
eutschland, Frankreich und Italien. Es galt nicht allein
m an der See liegenden Lande, sondern auf ihren platten
Schiffen fuhren sie die Ströme hinauf, und plünderten mit-
n im Lande die größten Städte und reichsten Klöster. Was
nen dieses Jahr nicht zu Theil werden konnte, war ihnen
ächstes Jahr gewiß; und Teutschland wurde mit doppelten
luthen gezüchtiget, wo die Normänner nicht hinkamen, da
erwüsteten die Ungarn.

Die Jahrbücher dieses Zeitalters wissen den Jammer
icht genug zu beschreiben, der durch diese öftere Verwüstun-
en angerichtet wurde. Niemand wollte das Land bauen;
nn er war seiner Ernte nicht versichert. Die wenigen
Städte, welche es damals noch gab, giengen im Rauch auf,
wenn sie Normännern und Ungarn irgendwo auf dem Weg
gen. Die Klöster wurden zerstört, und ihre Zerstörung war

sem das ganzen Volk, durch ein Gemälde vom jüngsten Geri
Cyrillus machte sich besonders um die Slavischen Völker ve
dient, er war nicht allein Missionar sondern Wohlthäter der
allgemeine Aufklärung. Er erfand ihnen Buchstabenschr
übersetzte die Bibel in ihre Sprache, und beförderte selbst
Beschämung der Fränkischen Geistlichkeit, mit seinem Fre
Methodius die Ausbreitung des Christenthums unter den M
ren und Böhmen.

Auch die Russen sind Zöglinge der Constantinopli
Kirche. Dieses Volk, eine Mischung von Slaven, U
gern und Cumanen, machte sich durch Streifereien
Siege schon in der Mitte des neunten Jahrhundert
Griechischen Kaiser fürchterlich. Basilius Macedo,
Zeitgenosse Karls des Kahlen, bewog sie endlich zu A
rung Christlicher Lehrer: doch waren bald alle Spuren
der verlöscht, und erst zu Ende des zehnten Jahrhun
konnte das Christenthum siegen. Der Russische Fürst
dimir der Große heurathete eine Griechische Prinzessinn
und mit ihr die Christliche Religion. Eben das poli
Interesse, das dem Christenthum bei den Occidentalen
manchen Eingang verschaffte, bahnte seinen Weg auch
Orient. Allianzen mit dem Griechischen Kaiser, welch
einen Fürsten wie Wladimir immer sehr interessant w
warden nie anders als durch Annahme der Christlichen
ligion zuverlässig, und wenn ein Fürst Aufklärung
Volks suchte, so konnte er sie nirgends herholen als von
stantinopel. Da war aber keine Wissenschaft und keine K
welche der Grieche besaß, in die sich nicht Spuren
Religion eingedrückt hatten. Der größte Maler war
als Maler von heiligen Bildern, von Gegenständen, w
aus seiner Religionsgeschichte hergenommen waren, oder

ſt Objecte der Verehrung werden ſollten. Das ganze
iegs- und Hofceremoniel war voll chriſtlichabergläubiſcher
bräuche. Es war unmöglich von einem oder dem andern
vas nachzuahmen, ohne nach und nach mit dem Chriſten-
m bis zur Annahme deſſelben vertraut zu werden. So-
d auch ein ſolches Volk Schriften in ſeine Sprache über-
t haben wollte, ſo war wieder nichts anders möglich, als
iſtliche Schriften zu nehmen, denn die Schriften der alten
ner und Griechen waren viel zu wenig im Gang, ſelbſt
h auf die Vorſtellungsarten ſolcher Völker viel weniger
end, als die ſo ganz in ſinnlichen Aberglauben verwan-
Religion der Griechen. Jedes rohe Volk hält den Gott
den beſten Gott, deſſen Bekenner mächtig und reich ſind.
Glanz des Byzantiniſchen Hofs gründete ſich theils noch
alten Credit, theils auch auf wirkliche Macht, und durch
Handel, zu deſſen Betreibung alle dieſe Völker nicht
Cultur hatten, floſſen nach Conſtantinopel die Reich-
er des ganzen Oſten zuſammen.

Von dieſer Seite lernt man erſt den Schaden überſehen,
en die Araber der Chriſtlichen Religion zufügten, und
Urſachen zeigen ſich deutlich, warum nicht die Chriſtliche
gion nach Erkaltung des erſten fanatiſchen Eifers end-
durch allmäligen Einfluß wieder geſiegt habe. Auch die
rheit der Muhammedaniſchen Religion konnte durch die
t ſeiner Bekenner und ſelbſt zum Nachtheil des Chri-
ums erwieſen werden. Die Araber übertrafen die Grie-
ſehr bald in allen Kenntniſſen, und auch bei ihnen bezog
die Summe ihrer Religion nicht bloß auf Sage und Tra-
n, ſondern auf ein allgemein gangbares Buch, das über-
noch in einer recht ſinnlich ſtarken Sprache geſchrieben
Ihr Handel wurde ſehr frühe viel ausgebreiteter als

der Handel der Griechen; denn ihre Herrschaft erstreckte sich viel tiefer in das östliche Asien hinein, und Alexandrien war ein viel bequemerer Stapel, als Constantinopel. Die Herrschaft der Sprache der Araber drang so weit als die Herrschaft ihrer Waffen, wurde selbst durch Religionsbegriffe gleichsam geheiligt, und durch schöne Schriftsteller, besonders Dichter, dem Volk immer unvergeßlicher und unentbehrlicher gemacht. Kenntniß der Griechischen Sprache aber wurde immer seltener, und die Sprache selbst verlor unter der Bearbeitung der Mönche immer mehr von dem, was ihr vorher Anmuth und Stärke gegeben hatte. Die ganze Religion der Griechen bezog sich auf Bilderdienst und verjährte, längst nicht mehr verstandene, Bestimmungen gegen alte Ketzer. Die Religion der Araber bezog sich auf die sinnlich treffendsten Bilder von Himmel und Hölle, welche Muhämmed gerade so beschrieben hatte, wie jener wollüstige Morgenländer jenen höchst wünschenswürdig und diese höchst fürchterlich finden mußte. Wenn zwei solcher Religionen einander entgegenarbeiten, so wird gewiß die nicht unterdrückt, welche im Grunde nichts anders war als allgemeiner Volksglaube in heilige Dogmatik verwandelt.

§. 6.

Verheerungen der Normänner.

Außer diesen Arabern war der Christlichen Kirche kein Volk mehr nachtheilig als die Normänner. Mit der Freiheit, womit der Teutsche Ritter des mittlern Zeitalters ausgieng, Beute auf offener Landstraße zu holen, mit eben der Freiheit legten sich die edelsten der Völker, welche an den Dänischen und Norwegischen Küsten wohnten, auf Seeräubereien. Ihr nächster Weg gieng immer nach England hinüber, aber so viele Helden, als ihrer waren, konnten hier nicht gesättigt

verden. Sie fuhren an die Französischen, Spanischen und Italiänischen Küsten herab; denn je größer das Abentheuer var, desto würdiger des edlen Normanns, der überdieß von en schönen Französischen und Italiänischen Gegenden ganz zaubert wurde. Wo aber einmal ein solcher Schwarm von apers nicht unbereichert hinweg gieng, da kam er nächstes ahr gewiß wieder.

Karl der Große, zu dessen Zeiten diese Gäste sich schon ngestellt hatten, machte zu Wasser und zu Land die treff= chsten Anstalten zu Bewahrung der Küsten. Unter des mil= en Ludwigs Regierung giengen diese Anstalten wie so manche ndere zu Grund, und da sich die Söhne über dem Theilen s großen Reichs zankten, bald ewiger Krieg zwischen den heimen und Neffen war, der Heeresbann nachlässig gehal= n wurde, so kamen die Normänner wieder, und plünderten eutschland, Frankreich und Italien. Es galt nicht allein m an der See liegenden Lande, sondern auf ihren platten chiffen fuhren sie die Ströme hinauf, und plünderten mit= n im Lande die größten Städte und reichsten Klöster. Was nen dieses Jahr nicht zu Theil werden konnte, war ihnen chstes Jahr gewiß; und Teutschland wurde mit doppelten uthen gezüchtiget, wo die Normänner nicht hinkamen, da rwüsteten die Ungarn.

Die Jahrbücher dieses Zeitalters wissen den Jammer cht genug zu beschreiben, der durch diese öftere Verwüstun= n angerichtet wurde. Niemand wollte das Land bauen; nn er war seiner Ernte nicht versichert. Die wenigen tädte, welche es damals noch gab, giengen im Rauch auf, enn sie Normännern und Ungarn irgendwo auf dem Weg gen. Die Klöster wurden zerstört, und ihre Zerstörung war

besonders wegen der Klosterschulen, der Universitäten des damaligen Zeitalters, ein ganz unersetzlicher Schade.

Eine glückliche Epoche, da endlich diese Seeräuber anfiengen hie und da sich nieder zu lassen, und nach und nach an ordentliche Staatsverfassungen gewöhnt, der Aufklärung, das hieß damals im Occident, dem Christenthum endlich Raum gaben. Das Mittel, das schon so oft zur Ausbreitung der Christlichen Religion geholfen hatte, konnte nun auch hier zur Bekehrung der Normänner mehr beitragen als

912 alle Missionarien und Apostel. Karl der einfältige gab seine Prinzessinn Gisela einem der ersten Normännischen Anführer Rollo, er trat ihm die seither so genannte Provinz Normandie und Bretagne ab: in der Taufe erhielt Rollo den Namen Robert. Auch in andern Orten des Fränkischen Reichs, wo sich die Normänner niederließen, wurden sie durch allerhand häusliche und politische Verbindungen nach und nach zum Christenthum gezogen. Sie hatten vorhin eigentlich gar keine Religion gehabt, für sie war also der Uebertritt zum Christenthum am leichtesten, und er wurde für sie dadurch noch leichter, daß man, auf Anrathen des Römischen Bischofs, nicht einmal die äußeren Gebräuche des Christenthums mit aller Strenge von ihnen foderte.

§. 7.

Ottens Verdienste um die Bekehrung der Slavischen Völker in Teutschland.

Seit Bonifacius und Karls des Großen Bemühungen war aber doch immer noch das von Slavischen Völkern bewohnte nördliche Teutschland unbekehrt geblieben. Schon Karls des Großen Beispiel war für den nacheifernden Otto I. Beruf genug, sich um Ausbreitung der Christlichen Religion an der Elbe verdient zu machen; ein Glück, daß er sich

inen Helden nicht auch in der Art, dieselbige auszubreiten, im Muster erwählte. Otto verfuhr menschlicher, vielleicht weil er weniger durch politische Gründe zur Strenge gezwungen wurde. Ihm verdankt Teutschland die Errichtung eines neuen Erzstifts zu Magdeburg, und außer diesem der vier Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Meissen und Naumburg; denn Errichtung einer ordentlichen Hierarchie in solchen neugewonnenen Ländern hielt man schon seit Bonifacius Zeiten für das zuverlässigste Mittel, die Christliche Kirche zu gründen. Die Slavischen Völker verübten zwar anfangs die unerhörtesten Grausamkeiten gegen die Bischöfe und Kirchen, und besonders auszeichnend war der Eifer der Böhmen. Aber die Waffen des Königs kamen der Christlichen Religion zu Hülfe, er bezwang die Böhmen, und wußte durch andere gute Staatsanstalten, auch die übrigen Slavischen Völker in Respect zu bringen. Ueberhaupt war es in allen Tractaten, welche Otto mit heidnischen Fürsten schloß, immer der erste Punct, daß sie sich entschließen mußten, seines Glaubens zu werden, und ihrer Entschließung traute er so lang nicht, bis Bisthümer errichtet waren.

Der Dänische König Harald hatte die von Ottens Vater errichtete Marggrafschaft Schleswig an sich gerissen. Otto drang siegreich bis an die äußerste Gränze Jütlands. Der König mußte sich unterwerfen, ein Christ werden, drei neue Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhus errichten, über welche der Hamburgische Erzbischof die Aufsicht haben sollte.

Geschichte der Ausbreitung der Christlichen Religion, die sonst so interessant ist, wenn man dem allmäligen Gange der Verwandlung eines Volks recht genau nachgehen kann, muß jetzt für den Freund pragmatischer Geschichte eine sehr gleichgültige Sache werden; sie ist fast nichts anders als eine

also ein Römischer Bischof diesen zu Gefallen leben, und vielleicht würde zwar ein kluger Kopf dieses getheilte Interesse für die Vermehrung seiner eigenen Macht benützt haben, aber im ganzen Anfang dieser Periode saß kein Mann auf dem Römischen Stuhl, welchem Gelehrsamkeit oder politische Feinheit Respect verschafft hätte.

Die großen abendländischen Königreiche aber Frankreich, Spanien, England, waren noch gar nicht mit Rom in eine Hierarchie verflochten, und England, unter allen noch der gutwilligste Sklave Roms, war nur von weniger Bedeutung, weil es sich noch in seine sieben Königreiche theilte. Der Klerus aller dieser Königreiche handelte für sich, und glaubte nicht, bei seinen politischen Unternehmungen die Hülfe eines so entfernten Bischofs nöthig zu haben oder brauchen zu können. Sie bezeugten alle Achtung gegen den Römischen Bischof, aber diese Achtung schien nicht einmal Vorbothe einer künftigen großen Gewalt zu seyn. Allein nur bei den West-Gothen in Spanien hatten sich zu Anfang dieser Periode die Bischöfe so mächtig gemacht, daß durch sie die Rechte des Adels ganz unterdrückt wurden, die königliche Gewalt und Austheilung der Krone einzig von ihnen abhieng. Den Römischen Bischof aber fragte man dabei nicht, er hatte weder Nutzen noch Schaden davon. In Frankreich machten zwar die Dagoberte große Stiftungen an Kirchen und Klöster, aber die ganze Periode der Merovinger war viel zu militärisch. Eben das Kloster und eben die Kirche, welche in einem Jahr durch die Freigebigkeit eines Königs zu den beträchtlichsten Besitzungen gelangt war, sah sich im gleichfolgenden Jahre derselben wieder gewaltsam beraubt.

Nichts kam zu einer gewissen Festigkeit, und wie hätte sich auch diese finden sollen, da die Bischöfe selbst größten-

eils ohne alle Kenntnisse waren, niemand um das Wohl r Kirche sich bekümmerte. Die Benedictinermönche breiten sich vorzüglich in Italien und Frankreich aus, erhielten esitzungen von einem Umfang wie kleine Fürstenthümer, er diese grosse Güter mussten erst durch ihren Fleiss urbar macht werden, und ihr Fleiss wurde alsdenn doch wieder n Raub der allgemeinen Unordnung. Das siebente Jahrmdert ist also in der Geschichte der steigenden Hierarchie östentheils nur wenig merkwürdig: viel besser fand sich les im achten Jahrhundert zusammen.

§. 9.

Geschichte der Hierarchie des achten Jahrhunderts.

Die siegreichen Waffen der Longobarden eroberten ein stück des Exarchats nach dem andern, und Aistulf gewann 750
st alles was bisher noch von Belisarius und Narses Siem übrig geblieben war. Rom selbst sollte sich jetzt dem ngobardischen König unterwerfen. Von Constantinopel ar keine Hülfe zu erwarten, dort zankten sie sich wegen nbetung der Bilder, und der Römische Bischof zitterte auch r dem Griechischen Kaiser so sehr als vor dem Longobarden, eil ihre Bildertheologie einander sehr oft ganz ungleich war. elchen der Occidentalischen Könige sollte der bedrängte Bishof zu Hülfe rufen? ihm lag am meisten daran, entweder icht unter fremde Oberherrschaft zu kommen oder sich seinen enen Herrn mit Klugheit wählen zu können.

Pipin saß auf dem Fränkischen Thron, und verdankte enigstens den ruhigen Besitz seiner Krone dem Segen des ömischen Bischofs. Schon nehmlich seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts war die Macht der ersten Minister und enerale (Major Domus) der Fränkischen Könige so hoch estiegen, daß sie selbst nicht einmal den Namen des Königs

bei öffentlichen Verhandlungen brauchten. Pipin, der schon vom Vater und Großvater her diese Würde und diese Macht bei seinem Hause sah, fand endlich beschwerlich, auch nur den Schatten eines Königs stehen zu lassen. Nur mußte alles so geschehen, daß das Volk, dessen Aberglauben und religiöse Treue sehr leicht von andern eifersüchtigen Großen des Reichs mißbraucht werden konnte, mit verbundenen Augen zu dem längst gewünschten Ziel hingeführt würde. Der Römische Bischof that den Ausspruch, daß es Pflicht des Pipin sey, der armen Heerde Volks sich zu erbarmen und König zu werden. Diese seine Einsegnung des Usurpators war einer Gegengefälligkeit werth: Pipin gieng mit der Armee nach Italien, entriß Aistulfen einen Theil der eroberten Länder und schenkte dem Römischen Bischof, — man weiß bis auf den heutigen Tag eigentlich noch nicht was. Man kann nur mit Zuverlässigkeit sagen, was es nicht war. Aistulfs Nachfolger Desiderius, der seine Gränzen wieder zu erweitern suchte, fand am Sohne Pipins, Karln dem Großen, einen noch gefährlichern Gegner, und Pabst Hadrian einen noch großmüthigern Beschützer. Das Longobardische Reich wurde zerstört, und Karl vermehrte die Schenkung seines Vaters an die Römische Kirche.

Es dünkte den schlauen Bischof Leo III. ein Meisterstück politischer Klugheit zu seyn, da er Karln endlich dazu bewog,
800 daß er sich zum Römischen Kaiser ausrufen ließ. Nun war des Bischofs Rachgier gegen den Griechischen Kaiser gesättigt; der neue Name gab zwar wenig mehr neue Gewalt, als Karl schon als Patricius gehabt hatte, aber gerade um den Namen war es zu thun, um ihn dem Griechischen Kaiser ganz an die Seite zu stellen, und Rom von aller bisher noch immer fortdaurenden Abhängigkeit von Constantinopel

szureissen. Wie viel gutes konnte man von einem so gnä-
gen neuen Herrn wie Karl war erwarten, der selbst die
reigebigkeit seiner Voreltern gegen die Römische Kirche noch
ertroffen hatte. Der neue Herr war gerade so nahe und
rade so weit hinweg, um in Nothfällen helfen zu können,
d doch nicht immer mit seiner Gegenwart beschwerlich zu
n. Die Bischöfe zu Rom hatten auch bisher bei vielen
erlichen Unruhen empfunden, welch ein Unglück es sey,
ß niemand den unruhigen Geist der Römer bändigen und
t Gewalt zum Gehorsam zwingen könne. Sie selbst war
r dazu nicht stark genug, noch schwächer war die von Con-
ntinopel erwartete Hülfe. Schien nicht viel gewonnen zu
n, unter dem Schutze der Waffen Karls die Ruhe und
blühendsten Zustand Roms widerhergestellt zu sehen?
r Römische Bischof hat Karln zum Kaiser gemacht, wie
r Rebelle seinen erbetenen Anführer zu seinem Herrn
ht, oder wie sich ein von seinem Regenten verlassener
erthan einen neuen Beschützer sucht, welchen er, wär'
uch nur durch einen Titel, locken will. Ist es nicht lä-
ich, darauf stolz zu thun?

§. 10.

Veränderungen der innern Kirchendisciplin.

Indeß sich der Römische Bischof mit Exarchen und Lon-
rden herumkämpfte und endlich Fränkischer Reichsunter-
wurde, so entwickelten sich in der innern Verfassung
Kirche allmälig einige Veränderungen, welche, so klein
unbeträchtlich ihr Anfang war, endlich zu den ausgebrei-
, unaufhaltbarsten Revolutionen Veranlassung gaben.
Man hatte es nehmlich im Occident, da sich die Christ-
Religion unter den neubekehrten Völkern nach und
emporarbeitete, zuerst mit dem Pönitenzwesen nicht so

ganz genau genommen. Wegen der Hauptverbrechen (Mord, Ehebruch, Diebstahl) war zwar gleich anfangs einiges fest gesetzt, aber erst wie man nach und nach diese Völker zu größern Sittenreinigkeit und Frömmigkeit mehr gewöhnen wollte, so setzte man auch auf geringere Verbrechen Strafen, und man fieng an, die Strafen nach den Umständen, unter welchen das Verbrechen geschehen war, bald zu erhöhen, bald zu vermindern. Ein Griechischer Mönch Theodor, der nachher Erzbischof von Canterbury wurde, schrieb noch zu Ende des siebten Jahrhunderts, besonders zum Behuf der Beichtiger ein Buch, worin die verschiedenen Gattungen von Sünden nach den mannigfaltigsten äußern Umständen classificirt waren, und bei jeder derselben bestimmt war, welche Büßung dem Beichtkind aufzulegen sey, das sich zu einem solchen Verbrechen bekenne. In dieser Sündentaxe wurden dem Bußfertigen lange Fasten, Psalmenlesen und andere dergleichen Büßungen aufgelegt. Sie war um mehrerer Bequemlichkeit willen zugleich auch so eingerichtet, daß man bei den die Natur nicht zum Fasten geschaffen hatte, die Stelle des Fastens in eine gewisse Anzahl Psalmen, oder in eine gewisse Summe Almosen verwandelte, und als Almosen galt immer auch, was man der Kirche und dem Priester schenkte. Es läßt sich leicht errathen, welche Art von Satisfactionen, des Psalmbetens oder der Schenkungen an die Kirche, der Klerus werde begünstigt haben. Es wurde schnell gangbar, ad redemtionem peccatorum, pro mercede animae Schenkungen an die Kirche zu machen. Selbst Karls Schenkungen an die Römische Kirche geschahen zum Theil in dieser Absicht, und man schenkte bald nicht mehr bloß alsdenn, wenn man eine gewisse einzelne große Sünde abzubüßen hatte, sondern man glaubte auch seiner geheimen unerkannten

den durch fromme Schenkungen los zu werden. Hiezu denn noch die immer ausgebildetere Lehre vom Fege-

Schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts war diese durch Gregor den Großen zum erstenmal in die Dog- eingeführt, und gleich darauf als eine, dem ganzen ster sehr behagliche, Idee durch viele Beschreibungen er- rt worden. Alle Sünden, welche in dieser Welt nicht üßt worden, sollten im Fegefeuer abgebüßt werden: wer und sich also nicht gerne dazu, durch Freigebigkeiten ge- den Klerus sich einen schnellern Weg zum Himmel zu en? Und bald kam noch das Vorurtheil hinzu, daß nkungen an die Römische Kirche zu Erlassung der be- henden Sündenstrafen viel wirksamer seyn müßten als lgenzen von einer andern Kirche oder gleichsam auf den ten eines andern Heiligen ertheilt.

Eine nie versiegende Quelle von Einkünften war dem gefunden, und sobald man merkte, wie ökonomisch vor- aft für den Klerus die Sünden der Laien seyen, so en die Sündenregister immer vollzähliger, die Taxen des ns und Psalmenlesens immer mehr erhöht, ihre Ver- hung mit baarem Geld immer mehr erleichtert. Alle enzucht zerfiel daher auf das jämmerlichste. Kir- und Klöster wurden reich. Im Gefolge des Reichthums das äußerste Verderbniß der Sitten, selbst die leichtsin- Art, wie Priester von den schröcklichsten Sünden di- irten, mußte in der Seele des Beichtvaters und des tkindes alles Gefühl für Moralität ersticken. Patrioten Kirche seufzten und klagten laut über solche Indulgenzen, wollten die alten kanonischen Strafen wiederhergestellt wis- aber ihre Stimme war zu unmächtig und vollends ganz

ohne Kraft, da mit dem Anfang der folgenden Periode d
Kreuzzüge aufkamen, und jedem Schurken der Himmel ve
sichert wurde, wenn er nur nach Palästina lief, Seldschuk
dort todt zu schlagen.

§. 11.

Ursprung und Geschichte der Klosterexemtionen.

Da die Klöster durch Schenkungen frommer Seelen u
Mönche mit unterlaufende fromme List nach und nach zu d
größten Reichthümern gelangten, so erwachte nicht nur
den Laien, sondern auch bei den Bischöfen Begierde n
denselben, und die Bischöfe hatten so viel schönere Gel
heit, weil die Klöster unter ihrer Jurisdiction standen,
ihnen visitirt wurden, und der Abt selbst auch von Ve
dung der Klostereinkünfte dem Bischof Rechenschaft zu g
verbunden war. Es war aber offenbar nicht zu erdul
wie habsüchtig die Bischöfe diese Gelegenheit benützten,
viel die Klöster dem Bischof für die Mühe bezahlen mu
welche er um ihrentwillen hatte. Die Aebte suchten also
lich von diesen Fesseln sich loszumachen, und erst nur da
frei zu werden, dem Bischof von den Klostereinkünften Re
nung erstatten zu müssen. Waren sie einmal von dieser
nomischen Subordination frei, so fielen auch die vielna
ten Tribute, welche der Bischof als Visitationsgebühr
unter andern Titeln foderte. Ein zweites, alsdenn
mehr zur Unabhängigkeit führendes Privilegium war, d
Mönche ihren ganz eigenen Priester im Kloster haben d
ten, und der Bischof in ihrem Oratorium nicht mehr Got
dienst halten durfte; wenn sich die Klosterkirche nach
nach zur Parochialkirche erhob, und doch der Abt, nicht
Bischof dem Parochus zu befehlen hatte. So floß nach
nach durch die Meßgebühren und Schenkungen pro rede

ione peccatorum, ein immer zahlreicher Schatz in die Kasse der Klöster: was auf den Altar gebracht wurde, gehörte dem Kloster, und dieses gab seinem Priester, der alles durch Messen verdienen mußte, einen nur willkührlich mittelmäßigen Gehalt.

Wenn man erst einmal auf der zweiten Stufe von Unabhängigkeit ist, so bleibt man selten auf derselben, ohne die dritte höchste zu besteigen! Die Klöster machten sich also endlich ganz frei von aller Aufsicht des Bischofs, warfen sich in den Schutz des Pabsts, bezahlten diesem ein jährliches Schutzgeld; und wurden dafür ganz als Klöster Römischen Sprengels angesehen.

Diese dem ersten Schein nach nur wenig bedeutende Sache, hatte die ausgebreitetsten wichtigsten Folgen. In den Klöstern zerfiel alle Zucht, weil kein Aufseher in der Nähe war, der sie hätte strafen können. In dem Römischen Bischof wurde der stolze Gedanke geweckt, den ganzen Occident sich als seinen Sprengel zu denken, und die Mönche erlaubten sich die verwegensten Eingriffe in die Rechte der Bischöfe, weil sie des Sieges versichert waren, wenn die Sache zu Rom zur Klage kam. So bildete sich die erste Anlage zu demjenigen, was das Pabstthum im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert so fürchterlich machte, und die Römische Hierarchie wurde ein Staat, dessen Mitglieder durch alle Europäische Königreiche zerstreut waren, und bei dem genauesten Zusammenhang mit ihrem Oberhaupt die tüchtigsten Werkzeuge wurden, die Absichten desselben auszuführen. Manche dieser Wirkungen zeigten sich gar bald; denn schon Karl der Große und noch mehr Ludwig der Milde mußten es sich zum eigenen Geschäfte machen, die verfallene Klosterzucht wieder herzustellen. Zwar fast noch mehr Mühe brauchte es

bei dem Klerus und den Mönchen, um Ehrbarkeit und Kenntnisse zu erhalten.

§. 12.

Ursprung der Canonicorum.

Karl der Große suchte durch Beispiele und Ermahnungen die Schulen bei den großen Stiftskirchen in Gang zu bringen; er selbst hatte an seinem Hof eine Art von Schule und Akademie, in welcher mancher gute Bischof gezogen wurde. In dem letzten Viertel des achten Jahrhunderts aber gerieth ein Bischof von Metz, Chrodegang, auf den Einfall, den Klerus seiner Kirche dadurch vom Verderben abzuziehen, daß er denselben zu einer an gewisse Regeln gebundenen gemeinschaftlichen Lebensart gewöhnte. Der Bischof und alle, welche der Gottesdienst bei der Kirche beschäftigte, sollten zusammen in einem Haus wohnen, in gänzlicher Gemeinschaft der Güter mit einander leben, an einem Tische wie Klosterbrüder mit einander essen und zu einem gewissen gemeinschaftlichen Gottesdienst sich verpflichten. Diese in einer Art von Clausur zusammen lebende Geistliche hieß man Canonicos.

Welche herrliche Wirkungen versprach man sich nicht von dieser Anstalt! Wie schnell verbreitete sie sich eben deswegen durch alle Europäische Königreiche! Karl der Große und Ludwig der Milde befahlen allen Kirchen ihres Reichs, diese Anstalt anzunehmen. So glaubte man den Geistlichen aus der Welt herauszuziehen, und durch die Nothwendigkeit einer solchen äußern Lebensart immer mehr an seine Bestimmung zu erinnern. Wenn der Bischof mit allen Kiericis seiner Kirche an einem Tisch aß, mit ihnen in völliger Gemeinschaft lebte, so war allen bisherigen Klagen wegen der Kirchengüter geholfen. Der Bischof durfte nicht mehrere Bedürfnisse haben als jeder andere Canonicus, und dieser ihre Bedürfnisse im Essen und

rinken waren durch die Regel bestimmt. Die Lust zum Jagen und Krieg mußte beiden vergehen, weil sie beide zu gesetzten Zeit in der Chorkirche seyn sollten, und ihre Stunden singen mußten.

So schien die ganze Kirchenverfassung unter Karl dem Großen nach und nach in einen Gang gebracht zu werden, der viel gutes für die Zukunft hoffen ließ. Der Römische Bischof war zwar angesehen und selbst auch durch Karls Freigebigkeit reich, aber er galt nicht mehr, als ihn Karl wollte gelten lassen. Die Synodalanstalten blüheten, und auf ihnen beruhte das Leben der ganzen Kirchenzucht. Karl selbst hatte durch Zusammenrufung einer großen Fränkischen Nationalsynode nach Frankfurt, ein wichtiges Regentenrecht ausgeübt. Auch die 794
Provinzialsynoden hatten größtentheils ihre ordentliche Einrichtung, und nichts trug mehr dazu bei, die Gesetze des Christenthums unter den neubekehrten Völkern nach und nach immer mehr einzuführen, als die jährlichen Visitationen, welche der Bischof in seinem Sprengel zu halten verbunden war. Die Geistlichen genossen große Vorrechte, aber keines, das nicht mit dem damaligen Staat in bester Harmonie gestanden wäre, und der schwache neuanbrechende Schimmer von Wissenschaften, welche Karl mit aller Mühe immer wirksamer und allgemeiner zu machen suchte, hätte vielleicht endlich seine ganze Kraft geäußert. Allein ein einziger Betrüger und Dummkopf zerrüttete alles, und gab einen neuen Ton für das ganze Kirchenregiment an. In unbeschreiblicher Herzenseinfalt sprach die Welt Jahrhunderte lang nach, was der Betrüger vorgesagt hatte.

§. 13.

Geschichte des falschen Isidors.

Ludwig der Milde, eine gute Seele, aber kein starker

großen Sohn, wie sein Vater, wurde sehr bald das Geschl-
seiner Familie, und die Bischöfe vergaßen den Respect ge-
ihren Regenten noch schneller als die Söhne des Kaisers. W-
sollte auch noch Respect da gewesen seyn, sie hatten dem Kai-
ser [illegible] eingezogen. Die Verwaltung und E-
scheidung der wichtigsten Staatsangelegenheiten war wi-
sich in ihre Hände gerathen, und unter ihnen selbst regte
Eifersucht. Der gemeine Bischof wollte die Ehre bei Hof
seyn, und bey Hofe etwas zu gelten, dem Erzbischof nicht al-
überlassen; der Erzbischof, an den Hofton mehr gewöhnt, m-
gegen den Bischof manchmal gewaltthätiger gewesen seyn,
sich gezeigt haben.

Wie vollends das große Reich unter Ludwigs Söhnen
mehrere Theile zerfiel, und die kleinern Herren derselben
ewigem Zwist und Krieg mit einander lebten, so verbreitete
das alles auch auf die Bischöfe, und der Suffraganeus ha-
jetzt desto schönere Gelegenheit, seinem Erzbischof nicht zu ge-
horchen, wenn dieser nicht etwa mit ihm einen König zum Her-
hatte. Wie bedeutend war nicht der Römische Bischof bei d-
Händeln der Söhne Ludwigs mit ihrem Vater geworden; u-
vornehmer und bedeutender that er jetzt, da die Söhne sel-
unter einander in beständigem Zwist lebten. Ein Bischof d-
sich von der Autorität seines Metropolitanen und der Pro-
zialsynode loszureißen suchte, hatte also kaum einen and-
Ausweg, als sich in den Schutz des Römischen Bischofs
werfen.

Diesen Schritt zu erleichtern, kam vielleicht einer die-
rebellischen Suffraganeen auf den Einfall, eine ganze Samm-
lung falscher Kirchengesetze zu verfertigen, Decretalen Römi-
scher Bischöfe der vier ersten Jahrhunderte zu erdichten, weil
er ohnedieß keine aus diesem Zeitalter in seinen Kirchengese-

ch fand, und diese ehrwürdige Alten, wie er glaubte, auch
ndünken sagen lassen konnte, was er jetzt für seine Sache
träglich hielt.

Schon längst war nehmlich in den Fränkischen Staaten
ie Sammlung von Kirchengesetzen bekannt, welche den Na-
n des Spanischen Bischofs Isidor führte. Dieser Samm-
ng fügte der Betrüger seine Erdichtungen bei, ersann aller-
nd Lügen, woher dieses neue Buch komme, und stellte sich
s, ob es schon unter Karls des Großen Regierung aus Spa-
en gebracht worden wäre.

Der ganze Zweck des Betrügers gieng sichtbar dahin, das
nsehen der Metropolitane und der Provinzialsynoden völlig
stürzen, die Anklage eines Bischofs für den Laien unmög-
ch zu machen, und für jeden Geistlichen so sehr nur möglich
u erschweren. Er spielte deswegen alle Kirchengewalt in die
Hände des Römischen Bischofs. Er löste die Bande der bis-
erigen Diöcesansubordination fast völlig auf, und stellte jeden
gemeinen Bischof in einer Linie mit dem Metropolitan unter
den Römischen Bischof hin. Der Römische Bischof wurde
für den Herrn der ganzen Kirche erklärt, nur von ihm hiengen
alle Endurtheile in kirchlichen Angelegenheiten und besonders
bei Bestrafung eines Bischofs ab. Welcher Metropolit konnte
sich entschliessen, seinen ihm bisher subordinirten Bischof stra-
fen zu wollen, wenn er erst von jedem Schritt zu Rom Re-
chenschaft geben sollte? Wie wurden dadurch alle Processe
ins Unendliche gespielt, ihre richtige Entscheidung unmöglich
gemacht, wenn Streitigkeiten nicht an der Stelle, wo sie ent-
standen waren, untersucht und entschieden werden sollten?

Die ganze bisherige Hierarchie mußte also nothwendig ge-
stürzt, das ganze Verhältniß der Kirche zum Staat völlig ge-
ändert werden, wenn diese neue Kirchengesetze in Gang kom-

[illegible] sollten. Wie sollte aber auch wohl im allgemeinen Gu[illegible] kommen können, was nur ein einzelner Mensch gleich[illegible] aus augenblicklichem Bedürfniß erdacht hatte? Wie so[illegible] eine so äusserst grobe Betrügerei, sobald sie sich recht i[illegible] Publikum wagte, nicht sogleich entdeckt und zurückgewi[illegible] werden? Es scheint oft in der Geschichte nicht nach [illegible] ordentlichen Regeln der Wahrscheinlichkeit zu gehen, und [illegible] ist einer der Fälle.

In den Händeln, welche in einigen Diöcesen ent[illegible]den, die auf der Gränze der Reiche Lothars und Karls [illegible] Kahlen lagen, producirte man zuerst diese neue Waare. [illegible] Metropolitane, welche bisher von allem, was in diesem [illegible]stand, kein Wort gewußt hatten, wunderten sich des [illegible] Schatzes, sahen aus dem offenbaren Widerspruch mit [illegible] zuverlässig ächten Kirchengesetzen, daß es mit diesem [illegible] Producte nicht ganz seine Richtigkeit haben könne. [illegible] sicherste Mittel, den Werth dieser neuen Erscheinung zu erfa[illegible] war also eine Anfrage zu Rom, wo sich von so vielen [illegible]schienenen Decretalen doch einige im Archiv finden mu[illegible] Auf die erste Anfrage antwortete der Römische Bischof [illegible] kolaus gar nicht; er übergieng in seinem Schreiben die [illegible]zige Stelle des Briefes, wo die Frage stand. Endlich [illegible] die Frage öfters. Ganz schweigen konnte der Bischof [illegible] möglich mehr, er antwortete also bloß so, daß er alle Grü[illegible] welche von den Gegnern dieser Decretalen angeführt wur[illegible] als ungültig verwarf. Gründe verwerfen, welche gegen [illegible] Sache angeführt werden, heißt deswegen noch nicht [illegible] Sache selbst billigen; aber der Ton, womit der Römi[illegible] Bischof diese Gründe verwarf, verrieth nur zu deutlich, [illegible]cher Meinung er sey. Die Erzbischöfe selbst hatten überdie[illegible] die Unvorsichtigkeit, wenn es ihnen gelegen kam, manchm[illegible]

diese falsche Decretalen sich zu berufen, und sie lernten nach dem Beispiel [illegible] von [illegible] und von Cöln, wel- der Pabst [illegible], seitdem [illegible] Isidor aufge- [illegible]. Es war wohl nicht zu loben, daß diese [illegible] unschuldige Königinn Thietberga als Ehebrecherinn [illegible] maten, bloß weil ihr Gemahl [illegible] schönere Dame [illegible] zur Königinn machen zu können wünschte: aber der [illegible] hatte doch dabei noch kein Recht, zwei Erzbischöfe ab- [illegible], sich eigenmächtig zum Richter des Königs aufzu- [illegible]? [illegible]

Alles mußte [illegible] nun vorzüglich in Frankreich und [illegible]land nach der Willkühr des [illegible] Bischofs [illegible]. Die unruhigen Regierungen der [illegible] und nach [illegible] [illegible]schenden Karolinger waren besonders günstig, und weil [illegible] einmal das Vorurtheil hatte, der erste Occidentalische [illegible] müsse von dem ersten aller Occidentalischen Bischöfe [illegible] werden, so disponirte der Pabst über die Kaiserkrone, [illegible] er von Gott verordneter Depositair derselben wäre. [illegible] Freude dauerte zwar nur kurz, denn da kein mächtiger [illegible] Italien gegen die Einfälle der Ungern, [illegible] Normänner vertheidigte, und mit gewaffneter Hand dem [illegible] Geist der innerlichen Unruhen steuerte, [illegible] [illegible] in Italien, was ihm gut dünkte, und niemand [illegible] mehr dabei als der wehrlose Bischof. [illegible]

Eben derselbe Pabst Nikolaus I., welchen die Anerken- [illegible] der falschen Decretalen in der Geschichte der Hierarchie merkwürdig macht, hatte auch mit dem Patriarchen von [illegible] die ärgerlichsten Zwistigkeiten, und spielte hier [illegible] so sehr den Despoten, als gegen die Teutschen Bischöfe. [illegible] Geschichte ist folgende. [illegible]

[illegible]

tius, sondern alle von Photius ordinirte Bischöfe und Prie-
ster sollten abgesetzt werden.

Der Unverstand kleiner Herren, welche nach einig glücklichen Versuchen auf einmal etwas zu bedeuten glaub zeigt sich nie deutlicher als in ihren Forderungen bei Erl tung eines kleinen Siegs. Den Pabst wäre mit aller G aus dem Spiel gekommen, die entstandene Trennung Orientalischen und Occidentalischen Kirche würde sich eine zufällig erregte Bitterkeit zwischen guten Freunde ren haben, wenn nur der Römische Bischof nicht ge hätte, es komme alles darauf an, wie weit man sein derungen zu treiben wisse.

Wäre das Pabstthum ächt systematisch fortgehend wicklung, so sollte man uns am Ende des neunten u fang des zehnten Jahrhunderts die deutlichsten Beyspie ben, wie sich Könige und Bischöfe ohne Unterschied den Fuß des Römischen Priesters schmiegen mußten. Paar kühne Männer hätten einmal beim Anfang ge die übertriebensten Forderungen des Gehorsams an Kirchen zu machen, Könige herabzuhandeln und Kron Münzen auszutheilen. Aber Alles hängt hier an sch zufälligen Veranlassungen, ist so viel mehr bloß vo gehendes Phänomen, als absichtlich ausgeführter Plan, man nirgends weniger als in der Geschichte der Hie nachfolgende Situationen aus vorhergehenden errathen

§. 15.

Geschichte der Römischen Hierarchie im zehnten Jahrhun

Gleich in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhun war die Gewalt des Römischen Bischofs wieder recht t herabgesunken. Italien, und am meisten Rom, war i äußersten politischen Verwirrung, die Grafen und He

he anfangs bloß kaiserliche Statthalter waren, hatten sich unabhängigen Herren gemacht, und zankten sich wie Meibers Generale unter einander herum. Besonders die rggrafen von Thuscien machten sich zu Rom gewaltthäund in Italien selbst wäre ihnen niemand vollkommen achsen gewesen, wenn nicht die Gegenparthie öfters die aige von Burgund herbeigerufen hätte. Der Römische chof wankte, mit welcher Parthie er auch hielt, denn die rtien waren einander an Macht ziemlich gleich, der Sieg ßte also öfters wechseln.

Allein in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts erten dreizehn Päbste: war von irgend einem etwas gro zu erwarten? konnte irgend einer etwas großes ausfüh wenn er auch das Talent dazu gehabt hätte? Und ganze päbstliche Regiment war überdieß noch in den den zweier Damen, Marozia und ihrer Tochter Theodora, er kaum Messalinens Unersättlichkeit den Rang streitig en wird. Diese gaben ihren Galans oder ihren natür n Kindern die päbstliche Krone. Mutter und Tochter n oft gemeinschaftliche Freunde. Noch öfters waren Liebhaber von entgegengesetzten Partien; in beiden Fäl mußten Händel unvermeidlich seyn, und die Kirche Christi gewöhnlich das Opfer.

Frankreich fühlte, bei dem letzten Hinwegsterben des Kalischen Ansehens, das ganze Unglück einer zerrütteten lverfassung. Alle Fugen, wodurch die große Staatsine ein festes Gebäude wurde, hatten sich auseinander n: der Soldat unterdrückte alle übrige Stände; alle Stände wurden deswegen auch Soldatenstand. In schland waren zwar Regenten mit mehrerem Ansehen aber auch sie verhinderten nur mit Mühe, daß Teutsch-

lands Lage nicht eben das wurde, was Frankreichs La
war. Die Bischöfe hatten überall ganz aufgehört, Thei
gen zu seyn, ihre Vorfahren hatten ihnen den Genuß gro
Besitzungen verschafft, auf ihr Wort kam in Staatsange
genheiten am meisten an, alles wurde also bei ihnen Poli
und zwar so rohe ungebildete Politik, wie sie in jenen Z
ten zu erwarten ist.

Die Benedictinermönche waren längst der ganzen Str
der Regel ihres Stifters nicht mehr treu geblieben, ihr Re
thum hatte sie wollüstig, die Noth der Zeiten roh und
barisch gemacht. Das Institut der Chorherren war ka
volle hundert Jahre alt, und doch waren sie schon in
Stiftern des gemeinschaftlichen Lebens überdrüssig, die
ren derselben zogen die Güter an sich, und die jüngeren
ten auf bloße Hoffnung, auch einmal ältere Chorherren
werden, ganz allein die Dienste versehen.

In Burgund machte endlich der Abt eines Benedicti
930 klosters zu Clugny einen Reformationsversuch, er bra
mehrere Klöster zur strengern Observanz zurück, übernahm
Oberaufsicht um den Zerfall derselben zu hindern, und
anfangs bloße Wiederherstellung des ersten Benedictinerord
seyn sollte, gab endlich die Veranlassung zum Ursprung e
besondern Congregation, die sich von den übrigen Bened
nern absonderte, und in anderthalb Jahrhunderten zu außer
dentlichem Reichthum gelangte. Dieß war gewöhnli
Schicksal aller solcher neuen Stiftungen wodurch man
Mißbräuche der alten verbessern wollte. War der erste
fer der Stiftung ein wenig erkaltet, so suchte man Glos
und Exegesen der Regel um sie den Wünschen nach Reicht
und Bequemlichkeit angemessener zu machen. Die Bewun
rung der strengen Lebensart, welche in den allerersten Zeiten

strung mit den Sitten der übrigen Mönche einen so auff-
enden Gegensatz machte, zog eine große Menge Stiftun-
herbei, und nie ist noch ein Orden reich geworden, ohne
sich bei demselben eingeschlichen hätte, was auch bei dem
nschen außer dem Kloster so ganz gewöhnlicher Gefährte
der Reichthümer zu seyn pflegt.

England allein zeichnete sich in der Geschichte der Hie-
chie des zehnten Jahrhunderts vor allen übrigen Königrei-
n aus. Ein einziger Mann bewirkte dort die ganze Revolu-
n. Dunstan, ein Benedictinermönch, voll Stolzes und Mönchs-
es, wußte sich die Gnade des Königs Edred so zu gewin-
, daß ihn dieser zu seinem Beichtvater, geheimen Rath
Schatzmeister machte. Mit aller der Macht, welche ihm
ls der Besitz seiner Aemter, theils die Gnade des Königs
seine Hand gab, vertrieb er die Weltgeistlichen von allen
chen, jagte alle Mönche, welche nicht Benedictiner wären,
den Klöstern, besetzte Kirchen und Klöster einzig mit
en seines Ordens, und eiferte für den Cölibat der Geist-
en viel grausamer als Hildebrand. Der Nachfolger Edreds
lt den heiligen Dunstan nicht für so heilig, daß man nicht 955
le Schatzmeisters-Rechnungen zu untersuchen nöthig hätte.
r erbitterte Prälat wurde genöthigt das Königreich zu ver-
sen, allein seine hinterlassene Partie erregte eine Revolu-
n, worin der König um den größten Theil seines Reichs
n. Im Triumph eilte Dunstan zurück, spielte unter der
genden Regierung einen noch viel unabhängigern Herrn
unter der vorhergehenden, und machte die Mönche, nach-
er sich zum Primaten der Englischen Kirche emporge-
ngen, zu Herrn aller Kirchengüter. Schon der einzige
nig Eduard stiftete auf sein Anrathen fünfzig neue Klöster,
d keine List war so fein oder so tückisch, welche er nicht

brauchte, um seinen Ordensleuten das uneingeschränkte Kirchenmonopolium zu verschaffen.

§. 16.

Hierarchische Veränderungen durch Otten den Großen in Italien.

In Rom konnte es nicht besser werden, so lange nicht das Schwert eines Dritten den politischen Partien ein Ende machte, und von dem ruhigern Zustand der Römischen Kirche hieng auch das blühendere Wachsthum der Teutschen ab. Den Vater des großen Karl und Karln selbst hatten Römische Bischöfe nach Italien gerufen: Otto der Große, der in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Teutschland beherrschte, wurde von einer schönen Dame gerufen; denn ein Italienischer Prinz (Albert, Marggraf von Ebursich) wollte sich mit äusserster Gewalt als Bräutigam aufdringen. Die schöne Adelheid war Wittwe des letzten Italiänischen Königs Lothar; mit ihr suchte also der Marggraf ein Recht auf das Königreich Italien zu gewinnen, dessen Besitz er größtentheils schon seinen Waffen verdankte. Otto der Große war zwar siegreich, aber der Geist der Römer war jetzt schon unbändiger, das Partiemachen schon mehr zur Gewohnheit worden, daß er doch weniger als Karl der Große die Ruhe wieder herstellen konnte. Die Römer machten sich zwar mit einem Eide verbindlich, keinen Pabst ohne die Einwilligung des Kaisers zu wählen, aber es schien als ob sie einen Eid nicht für verbindlich hielten, den sie einem Ausländer geschworen. Erst am Ende des zehnten Jahrhunderts fand Otto III. ein Mittel, der Römischen Kirche die Ruhe und sich den Gehorsam derselben zu versichern. Er setzte einen jungen Teutschen und zwar einen seiner nächsten Anverwandten auf den päbstlichen Stuhl, und wie dieser kein Jahr lang den

aliänischen Klima gewachsen war, so ließ er ihm den be- 998
imten Gerbert, seinen ehemaligen Lehrer, folgen.

Alles schien sich nun endlich nach und nach zum bessern
lenken; Staat und Kirche schienen wieder so mit einan-
: verbunden zu werden, wie es für ihre beiderseitige Wohl-
ırt nützlich ist. Die Ottonen übten gegen den Römischen
schof alle Regentenrechte aus, und behandelten ihn ganz
den vornehmsten ihrer Unterthanen. Vor ihrem Gericht
ıßten sich die Päbste verantworten. Sie setzten Päbste ab
d ein, sie machten die wichtigsten Verordnungen wegen der
ıbstwahl — wäre vollends Otten III. sein Project gelun-
, Rom zur künftigen Residenz seines Reichs zu machen,
müßte sich die Geschichte der ganzen Hierarchie anders
wickelt haben, und nie hätte ein Gregor VII. existiren
ınen.

Doch eröffnet sich aber auch gerade wieder selbst unter
sen Ottonen eine neue Periode der päbstlichen Hoheit.
to I. wie er die Kaiserkrone zu holen nach Italien gieng,
ıd seinem Interesse sehr gemäß, dem Römischen Bischof an-
nliche Schenkungen zu machen. Vielleicht wollte er auch
rin Karl der Große seyn, oder fühlte er sich so mächtig,
ß ihm kein Argwohn aufstieg, die päbstliche Größe könnte
ölich selbst der kaiserlichen Macht nachtheilig werden. Er
ıchte den Römischen Bischof zu einem solchen weltlichen
rrn, der auch an äußerer Macht den unruhigen Italiäni-
en Grafen und Herzogen gewachsen seyn sollte, denn un-
allen Italiänischen Großen schien doch wohl von diesem
ımer noch die beständigste Treue erwartet werden zu kön-
n, da seine Wahl fast einzig vom Kaiser abhieng. Gerade
en dieselbe Politik, nach welcher diese Regenten in Teutsch-
nd handelten. Der Teutsche Bischof wurde reich und mäch-

tig gemacht, um desto sicherer den weltlichen Großen entge gengesetzt werden zu können. Er wurde selbst zum Graf und Herzog gemacht, statt daß er vorher auch bei den rei sten Schenkungen gewöhnlich dem Grafen und Herzog un worfen blieb. Unsere Kaiser dachten es sich damals gar ni als möglich, daß ihnen die willkührliche Besetzung der B schofsstühle entrissen werden könnte, und die Ottonen hat sogar einen schönen Anfang gemacht, die ansehnlichsten Pl mit Prinzen oder Bastarden ihres Hauses zu besetzen.

Es ist dabei aber auch noch ein wichtiger Umstand, d sen ganzer Einfluß auf die Beförderung der päbstlichen Hi archie noch nie genug erwogen wurde — daß der Rö Bischof immer ein halb Dutzend Theaters hatte, auf w allen er zugleich handeln konnte und handelte. Was jetzt auf dem einen nicht ausführen ließ, war auf dem dern möglich, und eben der Römische Bischof, der gegen Teutschen König demüthig seyn mußte, weil ihm dieser einer Armee nahe war, spielte den Gewaltthätigen gegen König von Frankreich.

So machte es Gregor der V., welchen Kaiser Otto zum Pabst machte. König Robert von Frankreich, der zw vom Capetingischen Stamme, heurathete seine Verwandt Bertha. Der Bischof von Rom erklärte die Heurath nichtig, und excommunicirte die neuen Eheleute, was Robert dagegen einwenden mochte, und so viel Müh auch die Französischen Bischöfe gaben, den Pabst zu ver nen. Volk und Hofleute trennten sich vom König; und ihn bedienen mußte, reinigte alles, was der König ber hatte, durch das Feuer. Robert wurde endlich genöthi seine Bertha aufzugeben. Solche glückliche Versuche Gewaltthätigkeit gegen Könige gaben dem Patriarchen a

ch den Muth, den Kaiser nicht viel besser zu halten als an- re Könige, nur mußte das Band der Subordination vor- er etwas mehr aufgelöst werden, die Verhältnisse des Kai- rs in Italien mußten sich erst so ändern, wie sie sich seit r Regierung Heinrichs II. zu ändern anfiengen; die Pabst- ahl mußte unabhängiger vom Einflusse des Kaisers seyn, e sich Auftritte ereignen konnten, wie Heinrichs Pönitenz Canossa. Die Geschichte der Hierarchie des elften Jahr- underts wird das vollends aufklären, worauf bisher immer orbereitet wurde.

§. 17.

Geschichte der Römischen Hierarchie im elften Jahrhunderte.

Zu Anfang des elften Jahrhunderts schien alles wieder ich dem bisherigen Wechsel bald glücklicher bald unglückli- er Versuche zu gehen. Die Partien zankten sich wieder i der Patriarchenwahl. Es gab Päbste und Gegenpäbste, id Kaiser Heinrich III. behauptete sein Ansehen, wie we- ige der vorhergehenden Kaiser. Er ergriff wieder den schon n Otten III. befolgten Plan, geborne Teutsche auf den Rö- ischen Stuhl zu setzen, um ihrer Treue desto gewisser ver- chert zu seyn. Aber mitten unter allen hieraus entstehen- en Unruhen bildete sich ein Mann, in welchem sich endlich lles vereinigte, was bisher manche einzelne der vorhergehen- en Römischen Bischöfe mächtig und gewaltthätig gemacht atte, und der vielleicht der erste auf dem Römischen Stuhl ar, der nach einem bestimmten Plan handelte.

Hildebrand (man nennt ihn mit diesem Namen eben oft als mit dem Pabstnamen Gregor VII.) Hildebrand ar ein geborner Italiäner von sehr niedrigem Herkommen.

Ersteres erzeugte bei ihm den Haß gegen alle Fremde und besonders gegen die Teutsche, letzteres scheint sich beständig in einem gewissen Bauernstolz verrathen zu haben, denn öfters war es bei ihm nicht sowohl Plan als eigentlicher Kützel, Könige und Fürsten zu necken. Den Hof Kaiser Heinrichs III. hatte er schon als Jüngling sehr genau kennen gelernt. Denn fast noch als Jüngling gieng er mit dem abgesetzten Pabst Gregor VI. nach Teutschland, und damals schon faßte seine stolze Seele den Entschluß, sich den wilden unbändigen Teutschen einmal als ihr Zuchtmeister zu zeigen. Der Mönchsstand, er wählte sich wahrscheinlich den gerade damals strengesten Orden der Cluniacenser, verstärkte vielleicht die natürliche Unbiegsamkeit seines Charakters, und da vom J.
1073 1054 bis zu seiner Stuhlbesteigung, also 20 Jahre lang hindurch, keine Verhandlung des Römischen Hofs, kein großes oder kleines Staatsgeschäft war, wo er nicht vorzügliche Triebfeder gewesen wäre, so brachte er solche Erfahrungen mit auf den Thron, wie vor und nach ihm kein Römischer Bischof. Italien, Frankreich und Teutschland kannte er aufs das genaueste; in beiden letztern Königreichen war er öfters Legat gewesen. Er wußte nicht nur alle Staatseinrichtungen derselben, die verschiedenen Interessen der Partien, den gewöhnlichen Gang ihrer Projecte, sondern er kannte auch den persönlichen Charakter der Regenten und ihrer Großen, hatte die Ueberlegenheit seines Genies im persönlichen Umgang mit ihnen öfters gemessen, und ihnen schon damals sich furchtbar gemacht. Das große vielumfassende Genie ist bei ihm ganz unverkennbar. So unrichtig es daher bei manchen andern Römischen Bischöfen seyn mag, an einen feinen politischen Plan zu denken, so gewiß fand er sich bei Gregor nicht nur in seiner Regierung, sondern auch in demjenigen

vas er unter der Regierung vorhergehender Päbste als ihr rster Minister veranstaltet hatte.

Einer der Haupttheile seines Plans, den er noch vor einer Thronbesteigung ausführte, bestand darinn, die Pabstwahl auf einen zuverlässigen Fuß zu setzen. Nikolaus II. 1059 ielt eine Synode, worauf die Verordnung gemacht wurde, aß die Wahl eines Römischen Bischofs künftig nur bei den Cardinälen seyn sollte; der bisher reelle Antheil des übrigen Clerus und Volks wurde auf eine bloße Acclamation herabgesetzt, das kaiserliche Bestätigungsrecht wurde bloß als päbstliches Privilegium behandelt. In Teutschland war man zwar ber diesen verwegenen Schritt erbittert. Man ließ den Gesandten nicht einmal vor, der den Synodalschluß überbrachte: ber Administrationsregierungen sind ohnedieß immer unstät nd schwach, und so klug auch Heinrich IV. Mutter gewesen, so hatte sie doch für allzu viele Angelegenheiten in Teutschland zu sorgen, um auch noch gegen jede Prätension er Italiäner sogleich protestiren zu können. Schon bei der nächsten Pabstwahl aber gieng Hildebrand noch einen Schritt weiter, und suchte jetzt das kaiserliche Recht ganz beiseite zu setzen. Die Vormünderinn Heinrichs seine Mutter Agnes widersprach zwar auf das nachdrücklichste, setzte dem unrechtmäßig gewählten Alexander II. den von ihr bestätigten Honorius II. entgegen; allein die unglückliche Entführung des jungen Heinrichs zernichtete alle diese noch so vernünftige Anschläge.

Endlich wurde nach Alexanders Tode Hildebrand selbst auf den Stuhl gesetzt, der unterdeß nur unter fremdem Namen regiert hatte, und Heinrich IV. gewarnt von allen welche 1083 den schlauen Archidiakonus kannten, bestätigte ihn in seiner Würde. Mit unverstellter Dreistigkeit fieng jetzt Gregor an,

seine Entwürfe auszuführen. Gleich auf der ersten Synode schlug er mit dreifachem Bannstrahl. Er excommunicirte alle der Simonie schuldige; alle Geistliche, welche nicht gan außer ehelichen Verbindungen lebten; und endlich namentlich den Robert Guiscard, einen edlen Normann, der den Sa racenen Sicilien, und einen Theil von Neapel abgenommen hatte und der Römischen Kirche ihre ehemaligen dasigen Gü ter nicht wiederhergestellt haben sollte.

Wenn man je von den Absichten eines Mannes na Verfluß von sieben Jahrhunderten zuverlässig urtheilen kan, so scheinen Gregors Ideen folgendermaßen aus einander flossen zu seyn. Hauptzweck aller seiner Bestrebungen wohl kein anderer als die Kirche, und das war nach damaligen Stil niemand anders als die Geistlichen, Staat völlig unabhängig zu machen, sogar den Staat Kirche ganz zu unterwerfen. Diesen Zweck zu erreichen nöthig, erst in manchem der Kirche selbst eine ganz an Einrichtung zu geben. Ein Geistlicher, der Frau und Ki hatte, war gar zu sehr in Familien = und Staatsinteresse flochten, als daß er recht eifriger Verfechter der Kirche hä seyn können. Weiber und Concubinen der Geistlichen mu ten also hinweggeschafft werden, es koste noch so heftige wegungen. War der Geistliche erst von dieser Seite g unabhängig, so mußte alsdenn die Ertheilung der kirchlich Aemter und Stellen ganz aus den Händen der Könige Fürsten gerissen werden. Dieß ließ sich unter dem Sch der einreissenden Simonie am besten ausführen; denn es w freilich unläugbar, daß sich die Könige und ihre Minis manches hatten bezahlen lassen, was sie hätten umsonst g ben sollen. Nun diese aber aus allen Verhältnissen mit dem Staat gleichsam herausgerissene Geistlichkeit sollte einzig der

römischen Bischof subordinirt seyn. Jeder Bischof und Erz-
schof sollte in seinem Sprengel nur so viel gelten als ihn
r Pabst gelten lassen wollte. Er sollte bloß Vicarius
s Pabsts seyn, und der Vicarius habe keine Gewalt als
n dem, dessen Stelle er vertrete. Alle Königreiche betrach-
e er als Eigenthum des heiligen Stuhls, welche also auch
r heilige Stuhl verleihen könne, wem er wolle, für deren
rleihung auch dem heiligen Stuhl ein Recognitionsgeld ge-
hre. Kann sich alsdenn ein Vasall der Jurisdiction seines
hnsherrn entziehn? Sind nicht alle Könige und Bischöfe
rbunden, vor dem Römischen Stuhl ihr Recht zu nehmen?

Vielleicht hat noch kein menschlicher Kopf ein ausschwei-
deres politisches Project ausgeheckt, vielleicht ist auch noch
n Project mit mehr Unvorsichtigkeit ausgeführt worden.
dieser Entwurf Gregors. Mit dem ersten Tritt auf den
bstlichen Thron fieng Gregor mit dem grossen und nie-
n Klerus, mit den Normännern, die ihm so nahe auf
n Nacken waren, zugleich Händel an, verschonte zwar
inrichen noch auf seiner ersten Synode, aber doch gleich
s Jahr darauf citirte er ihn zur Verantwortung nach Rom,
d erklärte die Sache der aufrührischen Sachsen als seine
risdictionssache. So erklärte er zwar auch seine Gesin-
ngen wegen der Investitur nicht gleich anfangs vollkom-
en deutlich, aber er verbot doch sogleich, vom Kaiser sich
vestiren zu lassen, weil dieser mit Excommunicirten um-
ie. Was kann unvernünftiger scheinen, als bei Ausfüh-
ng eines höchst wichtigen politischen Plans auf einmal mit
en Partien Händel anzufangen? Wirklich scheint auch
regors Unternehmen zu denjenigen zu gehören, die man
r wohl überdacht hält, weil sie nicht unglücklich geriethen.

Heinrich glaubte anfangs des Pabsts sich erwehren zu

können, wie man sich bisher schon eines manchen Pabsts erwehrt hatte; er setzte ihm einen Gegenpabst entgegen. Aber in Teutschland war alles viel zu froh, eine scheinbare Ursache des Ungehorsams entdeckt zu haben. Der Kaiser sah überall nichts als Rebellion; in der Verzweiflung entschloß er sich also zu einem Schritt, zu welchem ihn sein trotzig verzagter Charakter hinriß. Er gieng selbst nach Italien, stellte sich im Armensünderhabit zu Canossa, und so weidete Gregor sein Auge drei ganze Tage lang an dem gedemüthigten Kaiser. Die Folge dieser Verwegenheit des Pabsts war, wie sie jeder Kluge voraussehen konnte. In Italien erwachte allgemeiner Haß gegen den Freund der Markgräfinn Mathildis, und in den Seelen mancher Teutschen regte sich der edle Ehrgeiz, ihren Kaiser nicht zu verlassen. Hätte nicht Gregor mit den Normännern elenden Friede gemacht, und wäre ihm nicht der Tod gerade zur erwünschtesten Zeit
1085 gekommen, so würde er schwerlich ganz ungestraft aus der Welt gekommen seyn.

Bei dieser ganzen Revolution ist gewiß nicht das merkwürdigste, daß Heinrich, verlassen von allen guten Freunden und treuen Rathgebern, einen einfältigen Streich that, den selbst der Pabst nicht erwartete; noch daß ein Pabst, wie Gregor, den Kaiser, wenn er sich einmal als armer Sünder eingestellt hatte, im Schloßhof unter freiem Himmel drei Tage lang auf priesterliche Gnade harren ließ. Aber unbegreiflich muß es scheinen, wie der Pabst sich unterstehen konnte, gegen die Observanz aller bisherigen Zeiten, als ob es ihm erst inspirirt worden wäre, auf einmal zu behaupten, daß kein Geistlicher von einem Weltlichen ein Lehen empfangen könne. Man sieht hier, wie oft ein Mann mit dem Menschenverstand seines ganzen Zeitalters spielen kann. Noch war un-

ich den Muth, den Kaiser nicht viel besser zu halten als an- dere Könige, nur mußte das Band der Subordination vor- her etwas mehr aufgelöst werden, die Verhältnisse des Kai- ers in Italien mußten sich erst so ändern, wie sie sich seit der Regierung Heinrichs II. zu ändern anfiengen; die Pabst- wahl mußte unabhängiger vom Einflusse des Kaisers seyn, he sich Auftritte ereignen konnten, wie Heinrichs Pönitenz u Canossa. Die Geschichte der Hierarchie des elften Jahr- underts wird das vollends aufklären, worauf bisher immer vorbereitet wurde.

§. 17.

Geschichte der Römischen Hierarchie im elften Jahrhunderte.

Zu Anfang des elften Jahrhunderts schien alles wieder ch dem bisherigen Wechsel bald glücklicher bald unglückli- r Versuche zu gehen. Die Partien zankten sich wieder der Patriarchenwahl. Es gab Päbste und Gegenpäbste, d Kaiser Heinrich III. behauptete sein Ansehen, wie we- je der vorhergehenden Kaiser. Er ergriff wieder den schon Otten III. befolgten Plan, geborne Teutsche auf den Rö- schen Stuhl zu setzen, um ihrer Treue desto gewisser ver- ert zu seyn. Aber mitten unter allen hieraus entstehen- Unruhen bildete sich ein Mann, in welchem sich endlich s vereinigte, was bisher manche einzelne der vorhergehen- Römischen Bischöfe mächtig und gewaltthätig gemacht tte, und der vielleicht der erste auf dem Römischen Stuhl r, der nach einem bestimmten Plan handelte.

Hildebrand (man nennt ihn mit diesem Namen eben oft als mit dem Pabstnamen Gregor VII.) Hildebrand r ein geborner Italiäner von sehr niedrigem Herkommen.

eignes Stillschweigen beider Partien als durch wahre Ve-
söhnung sich geendigt, daß jeder kleine neuhinzukommen-
Umstand den heftigsten Ausbruch wieder befördern muß
Der Patriarch von Constantinopel. aber Michael Cerulari-
der in der Mitte des elften Jahrhunderts regierte, war g
rade der Mann zur Erneurung des Streits. Er war v
Gift gegen die Lateiner, weil er selbst bei seinem Hofe we
Unterstützung gegen dieselbe fand; denn der Griechische Ka
schmeichelte dem Römischen Hof, da er durch seine Hülfe
Neapel und Sicilien, vielleicht doch noch einiges gegen
Saracenen und Normänner zu behaupten hoffte. Ein
des Michael Cerularius gab also das Zeichen zum ö
chen neuen Angriff. Er beschuldigte in einem Schrei
einen Apulischen Bischof, die Lateiner vielfacher Ketz
die größtentheils von der Beschaffenheit sind, daß sie
bei jedem Dialect keinen Eindruk hätten machen sollen.
Brief kam dem Römischen Bischof in die Hände, der e
eine Ehrensache ansah, und die Griechen auf einer Sy
1053 excommunicirte. Der Griechische Kaiser versuchte alle
der Vermittlung. Es kamen, die Sache zu vergleichen,
Gesandte des Römischen Bischofs nach Constantinopel.
führten sich aber so trotzig auf, daß eben dadurch alle
nung der Vereinigung vereitelt wurde. Sie publicirten
in der Hauptkirche zu Constantinopel die Excommuni-
des Michael Cerularius, und um nicht von dem Volke
standen und gesteinigt zu werden, publicirten sie dieselb
heimisch. Der Krieg war nun auf beiden Seiten ang
digt, und wie damals theologische Kriege geführt wurden
sonders wenn der beleidigte Stolz großer Bischöfe dabei sp
läßt sich sehr leicht vermuthen.

was er unter der Regierung vorhergehender Päbste als ihr erster Minister veranstaltet hatte.

Einer der Hauptheile seines Plans, den er noch vor seiner Thronbesteigung ausführte, bestand darinn, die Pabstwahl auf einen zuverlässigen Fuß zu setzen. Nikolaus II. 1059 hielt eine Synode, worauf die Verordnung gemacht wurde, daß die Wahl eines Römischen Bischofs künftig nur bei den Kardinälen seyn sollte; der bisher reelle Antheil des übrigen Klerus und Volks wurde auf eine bloße Acclamation herabgesetzt, das kaiserliche Bestätigungsrecht wurde bloß als päbstliches Privilegium behandelt. In Teutschland war man zwar über diesen verwegenen Schritt erbittert. Man ließ den Gesandten nicht einmal vor, der den Synodalschluß überbrachte: der Administrationsregierungen sind ohnedieß immer unstät und schwach, und so klug auch Heinrich IV. Mutter gewesen, so hatte sie doch für allzu viele Angelegenheiten in Teutschland zu sorgen, um auch noch gegen jede Prätension der Italiäner sogleich protestiren zu können. Schon bei der nächsten Pabstwahl aber gieng Hildebrand noch einen Schritt weiter, und suchte jetzt das kaiserliche Recht ganz beiseite zu setzen. Die Vormünderinn Heinrichs seine Mutter Agnes widersprach zwar auf das nachdrücklichste, setzte dem unrechtmäßig gewählten Alexander II. den von ihr bestätigten Honorius II. entgegen; allein die unglückliche Entführung des jungen Heinrichs zernichtete alle diese noch so vernünftige Anschläge.

Endlich wurde nach Alexanders Tode Hildebrand selbst auf den Stuhl gesetzt, der unterdeß nur unter fremdem Namen regiert hatte, und Heinrich IV. gewarnt von allen welche 1083 den schlauen Archidiakonus kannten, bestätigte ihn in seiner Würde. Mit unverstellter Dreistigkeit fieng jetzt Gregor an,

eine Idee verband, in einem ganzen Zeitalter ausrichten kann
Kirche und Kirchenfreiheit waren die zwei Worte, um welche sich alle Streitigkeiten der letztern Zeit dieser Periode herum drehten, und niemand wußte bestimmt, was er sich unter Kirche und Kirchenfreiheit denken sollte. Sorgloser Gebrauch vieler Stellen des alten Testaments vermehrte die schon herrschende Verwirrung, und die Partie, welche sich den ausschweifendsten Forderungen des Römischen Bischofs entgegensetzte, fühlte wohl die Ungereimtheit der Folgerungen, aber wußte nie den eigentlichen Trugschluß zu entdecken. Die Entdeckung desselben lag auch ganz außer dem Gesichtskreis dieses Zeitalters, so lang noch alle Gelehrsamkeit einzig in den Händen des Klerus war, und so lang selbst dieser seine Ideen aus der Vulgata schöpfte.

Geschichte der Religion und Theologie, nebst den damit in Verbindung stehenden Gebräuchen des öffentlichen Gottesdienstes.

§. 20.

Monotheletenstreit.

Ob schon am Ende der vorigen Periode der Artikel von der Person Christi durch Streitigkeiten und Vereinigungsversuche bis zu den feinsten Spitzfindigkeiten erörtert worden war, und vorzüglich die Lehre von Vereinigung beider Naturen in einer Person, durch zweihundertjährige Untersuchungen bis zur Beantwortung der seltsamsten Fragen sich ausdehnte: so gelang es doch dem Ungestümm einiger Mönche noch einmal einen neuen Streitpunct zu finden, den Orient und Occident noch einmal in die größte Bewegung zu setzen. Die angesehensten Männer sowohl der großen katholischen Partie als der Monophysiten kamen nehmlich in der Mei

ig überein, daß man nur einen Willen in Christo anneh- können, und es fanden sich auch wirklich mehrere Stel- daß orthodoxe Väter so gesprochen hatten; Phraseologie Alten aber war damals immer einziges Kriterium der hrheit; welche hier sogar noch durch die Uebereinstim- ng der drei großen Patriarchen zu Rom, Constantinopel Alexandrien außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese von hodoxen und Monophysiten so angenommene Meinung hielt man nun leider für einen Vereinigungspunct bei- Partien, und Kaiser Heraklius, der zu Anfang des sie- ten Jahrhunderts mit den Persern um die Existenz seines ichs kämpfen mußte, hatte alle Ursache, eine Vereinigung wünschen, um die getheilten Kräfte seines Reichs bei so gehäuften Drangsalen zur Gegenwehr zu vereinigen.

Einem Mönch zu Alexandrien Sophronius kam es zu- in Sinn, den bisher allgemein angenommenen Satz als terodoxie zu bestreiten; doch der einzelne Mönch gab sich d wieder zufrieden. Kaum hatte es ihm aber geglückt, triarch von Jerusalem zu werden, so verfluchte er auf ei- Synode die Lehre von einem Willen, und erklärte für hwendige Orthodoxie, zwei Willen und zwei Wirkungen Christo zu bekennen.

Man suchte durch Versprechungen eines wechselsweisen illschweigens allen weitern Ausbruch zu verhüten; weil r solche Privatversprechungen wenig nützten, so ließ endlich Kaiser selbst ein Edict (Ecthesin) ergehn, worin zwar 638
Lehre von einem Willen gebilligt, aber überall verboten rde, von einem oder von zwei Willen zu sprechen. So t die Macht des Kaisers reichte, so weit wurde das Ver- gehalten, aber der Bischof von Rom Johann IV. wel- r die Partie des Sophronius gewonnen hatte, und der

können, wie man sich bisher schon eines manchen Pabsts erwehrt hatte; er setzte ihm einen Gegenpabst entgegen. Aber in Teutschland war alles viel zu froh, eine scheinbare Ursache des Ungehorsams entdeckt zu haben. Der Kaiser sah überall nichts als Rebellion; in der Verzweiflung entschloß er sich also zu einem Schritt, zu welchem ihn sein trotzig verzagter Charakter hinriß. Er gieng selbst nach Italien, stellte sich im Armensünderhabit zu Canossa, und so weidete Gregor sein Auge drei ganze Tage lang an dem gedemüthigten Kaiser. Die Folge dieser Verwegenheit des Pabsts war, wie sie jeder Kluge voraussehen konnte. In Italien erwachte allgemeiner Haß gegen den Freund der Markgräfinn Mathildis, und in den Seelen mancher Teutschen regte sich der edle Ehrgeiz, ihren Kaiser nicht zu verlassen. Hätte nicht Gregor mit den Normännern eilends Friede gemacht, und wäre ihm nicht der Tod gerade zur erwünschtesten Zeit
1085 gekommen, so würde er schwerlich ganz ungestraft aus der Welt gekommen seyn.

Bei dieser ganzen Revolution ist gewiß nicht das merkwürdigste, daß Heinrich, verlassen von allen guten Freunden und treuen Rathgebern, einen einfältigen Streich thut, den selbst der Pabst nicht erwartete; noch daß ein Pabst, wie Gregor, den Kaiser, wenn er sich einmal als armer Sünder eingestellt hatte, im Schloßhof unter freiem Himmel drei Tage lang auf priesterliche Gnade harren ließ. Aber unbegreiflich muß es scheinen, wie der Pabst sich unterstehen konnte, gegen die Observanz aller bisherigen Zeiten, als ob es ihm erst inspirirt worden wäre, auf einmal zu behaupten, daß kein Geistlicher von einem Weltlichen ein Lehen empfangen könne. Man sieht hier, wie oft ein Mann mit dem Menschenverstand seines ganzen Zeitalters spielen kann. Noch war

deß kein Mensch auf den Einfall gekommen, daß die und des friedlichen Geistlichen von der blutigen Hand der mige keine Lehen empfangen könne, daß, was einmal Kirche gegeben worden sey, nicht eben so wie andere Gü- und Schenkungen von Zeit zu Zeit wieder verliehen wer- müsse. Sobald aber Gregor der Welt seine neue Ent- kung verkündigt, so fand sogleich eine große Menge eben wahr, was Gregor gefunden hatte. Es entstand nicht den heftigsten Kampf zwischen den weltlichen und geistli- n Macht, sondern auch eine gelehrte Streitigkeit, in wel- sich die besten Federn des damaligen Zeitalters übten.

Eine Verordnung wegen des Cölibats der Geistlichkeit nichts neues. Die Verordnung an sich selbst würde also ig Aufsehen gemacht haben, aber man erwartete gar nicht auf Beobachtung derselben mit so vieler Strenge gedrun- werden würde. Die Mainzer Geistlichen, deren Erzbi- Siegfried, ein inniger Freund Gregors war, antworteten der Publication der päbstlichen Verordnung, sie könnten nicht Engel leben, der Pabst möge sehen, wo er sich Engel zu lichen bekommen könne. Doch siegte endlich das un- nschliche Gesetz, und die gänzliche Vermischung des Mönchs- dens mit dem Klerus war gewiß eine der Hauptursachen glücklichern Ausführung. Die arme katholische Geist- keit, die nun das Sacrament der Ehe nicht mehr genießen Doch die noch bedaurenswürdigeren Laien, deren geistliche so gewaltthätig von allen Empfindungen eines Gatten Vaters abgezogen wurden, welche sie der Führung des erst recht fähig gemacht hätten. Hätte doch lieber gor in dem Investiturstreit gesiegt, als mit seinem Cöli- gesetz.

Gregor hat den Ton zu allen nachfolgenden Mißhand-

können, wie man sich bisher schon eines manchen Pabsts erwehrt hatte; er setzte ihm einen Gegenpabst entgegen. Aber in Teutschland war alles viel zu froh, eine scheinbare Ursache des Ungehorsams entdeckt zu haben. Der Kaiser fand überall nichts als Rebellion; in der Verzweiflung entschloß er sich also zu einem Schritt, zu welchem ihn sein trotzig verzagter Charakter hinriß. Er gieng selbst nach Italien, stellte sich im Armensünderhabit zu Canossa, und so weidete Gregor sein Auge drei ganze Tage lang an dem gedemüthigten Kaiser. Die Folge dieser Verwegenheit des Pabsts war, wie sie jeder Kluge voraussehen konnte. In Italien erwachte allgemeiner Haß gegen den Freund der Marggräfinn Mathildis, und in den Seelen mancher Teutschen regte sich wieder der edle Ehrgeiz, ihren Kaiser nicht zu verlassen. Hätte nicht Gregor mit den Normännern eilends Friede gemacht, und wäre ihm nicht der Tod gerade zur erwünschtesten Zeit
1085 gekommen, so würde er schwerlich ganz ungestraft aus der Welt gekommen seyn.

Bei dieser ganzen Revolution ist gewiß nicht das merkwürdigste, daß Heinrich, verlassen von allen guten Freunden und treuen Rathgebern, einen einfältigen Streich thut, den selbst der Pabst nicht erwartete, noch daß ein Pabst, wie Gregor, den Kaiser, wenn er sich einmal als armer Sünder eingestellt hatte, im Schloßhof unter freiem Himmel drei Tage lang auf priesterliche Gnade harren ließ. Aber unbegreiflich muß es scheinen, wie der Pabst sich unterstehen konnte, gegen die Observanz aller bisherigen Zeiten, als ob es ihm erst inspirirt worden wäre, auf einmal zu behaupten, daß kein Geistlicher von einem Weltlichen ein Lehen empfangen könne. Man sieht hier, wie oft ein Mann mit dem Menschenverstand seines ganzen Zeitalters spielen kann. Noch war un-

§. 19.

...ierarchischen Veränderungen in dieser Periode.

... sich, wenn wir auf die bisherige Periode ... ganzen System der Hierarchie geändert. Die ... Lateinische Christen erkennen sich nicht mehr ... um Nachtheil der beiderseitigen Kirchen, hört ...ndig fortdaurende Communication unter ihnen ...erarchie des Orients ist wie schon zu Anfang ... geschah, immer mehr dem kaiserlichen Despo... ...orfen worden. Im Occident aber siegte die ...t im Kampf mit der weltlichen. Die Syno... ...n Entscheidung in der ersten Hälfte dieser Pe... ... viel ankam, waren ganz unbedeutend gewor... ... Sachen giengen alle nach Rom und der Ge... ...theologischen Streitigkeiten hatte sich bei den Bi... ...g verloren, da sie weltliche Herren geworden wa... ...beträchtlichste Anzahl von Klöstern hatte sich von ...dination der Bischöfe losgerissen, der Römische ...hte alle unmittelbar an sich zu ziehen, und da ihn ... öfters zur Ausführung ihrer Absichten brauchten, ...t dabei nach und nach den Gebrauch seiner Kräfte ...nd wagte endlich auch zum vermeinten Besten der ...as er so oft vorher bloß andern zu gefallen gethan ... Wenn man die äussersten Mißhandlungen und die ...Verehrungen, welche oft einem und eben demselben ...widerfuhren, mit einander vergleicht, so glaubt man ... unter Menschen versetzt, welche den Wilden ähnlich ...e ihren Gott prügeln, wenn er ihnen nicht zu Wil... ...rd. Es wäre, wenn wir es nicht noch täglich bei ein... Menschen wahrnehmen könnten, es wäre unbegreiflich, ... der Schall gewisser Worte, mit welchen doch niemand

eignes Stillschweigen beider Partien als durch wahre V
söhnung sich geendigt, daß jeder kleine neuhinzukomme
Umstand den heftigsten Ausbruch wieder befördern mu
Der Patriarch von Constantinopel aber Michael Cerular
der in der Mitte des elften Jahrhunderts regierte, war
rade der Mann zur Erneurung des Streits. Er war
Gift gegen die Lateiner, weil er selbst bei seinem Hofe n
Unterstützung gegen dieselbe fand; denn der Griechische K
schmeichelte dem Römischen Hof, da er durch seine Hül
Neapel und Sicilien, vielleicht doch noch einiges gegen
Saracenen und Normänner zu behaupten hoffte. Ein
des Michael Cerularius gab also das Zeichen zum
chen neuen Angriff. Er beschuldigte in einem Schrei
einen Apulischen Bischof die Lateiner vielfacher Ke
die größtentheils von der Beschaffenheit sind, daß sie
bei jenem Dialect keinen Eindruk hätten machen sollen.
Brief kam dem Römischen Bischof in die Hände, der
eine Ehrensache ansah, und die Griechen auf einer S
1053 excommunicirte. Der Griechische Kaiser versuchte alle
der Vermittlung. Es kamen, die Sache zu vergleichen,
Gesandte des Römischen Bischofs nach Constantinopel.
führten sich aber so trotzig auf, daß eben dadurch alle
nung der Vereinigung vernichtet wurde. Sie publicirten
in der Hauptkirche zu Constantinopel die Excommun
des Michael Cerularius, und um nicht von dem Volk
kanden gesteinigt zu werden, publicirten sie dieselb
heimisch. Der Krieg war nun auf beiden Seiten an
digt, und wie damals theologische Kriege geführt wurde
sonders wenn der beleidigte Stolz großer Bischöfe dabei
läßt sich sehr leicht vermuthen.

§. 19.

Resultat aller hierarchischen Veränderungen in dieser Periode.

Alles hat sich, wenn wir auf die bisherige Periode rückseben, im ganzen System der Hierarchie geändert. Die riechische und Lateinische Christen erkennen sich nicht mehr s Brüder; zum Nachtheil der beiderseitigen Kirchen, hört e bisher beständig fortdaurende Communication unter ihnen rf. Die Hierarchie des Orients ist wie schon zu Anfang eser Periode geschah, immer mehr dem kaiserlichen Despo= smus unterworfen worden. Im Occident aber siegte die istliche Macht im Kampf mit der weltlichen. Die Syno= n, auf deren Entscheidung in der ersten Hälfte dieser Pe= ode noch so viel ankam, waren ganz unbedeutend gewor= n, wichtige Sachen giengen alle nach Rom und der Ge= hmack an theologischen Streitigkeiten hatte sich bei den Bi= höfen völlig verloren, da sie weltliche Herren geworden wa= n. Die beträchtlichste Anzahl von Klöstern hatte sich von r Subordination der Bischöfe losgerissen, der Römische ischof suchte alle unmittelbar an sich zu ziehen, und da ihn e Könige öfters zur Ausführung ihrer Absichten brauchten, lernte er dabei nach und nach den Gebrauch seiner Kräfte nnen, und wagte endlich auch zum vermeinten Besten der rche, was er so oft vorher bloß andern zu gefallen gethan tte. Wenn man die äußersten Mißhandlungen und die ösften Verehrungen, welche oft einem und eben demselben abste widerfuhren, mit einander vergleicht, so glaubt man ich oft unter Menschen versetzt, welche den Wilden ähnlich ind, die ihren Gott prügeln, wenn er ihnen nicht zu Wil= len wird. Es wäre, wenn wir es nicht noch täglich bei ein= zelnen Menschen wahrnehmen könnten, es wäre unbegreiflich, was der Schall gewisser Worte, mit welchen doch niemand

eine Idee verband, in einem ganzen Zeitalter ausrichten kann. Kirche und Kirchenfreiheit waren die zwei Worte, um welche sich alle Streitigkeiten der letztern Zeit dieser Periode herumdrehten, und niemand wußte bestimmt, was er sich unter Kirche und Kirchenfreiheit denken sollte. Sorgloser Gebrauch vieler Stellen des alten Testaments vermehrte die schon herrschende Verwirrung, und die Partie, welche sich den ausschweifendsten Forderungen des Römischen Bischofs entgegensetzte, fühlte wohl die Ungereimtheit der Folgerungen, aber wußte nie den eigentlichen Trugschluß zu entdecken. Die Entdeckung desselben lag auch ganz außer dem Gesichtskreis dieses Zeitalters, so lang noch alle Gelehrsamkeit einzig in den Händen des Klerus war, und so lang selbst dieser seine Ideen aus der Vulgata schöpfte.

Geschichte der Religion und Theologie, nebst den damit in Verbindung stehenden Gebräuchen des öffentlichen Gottesdienstes.

§. 20.

Monotheletenstreit.

Ob schon am Ende der vorigen Periode der Artikel von der Person Christi durch Streitigkeiten und Vereinigungsversuche bis zu den feinsten Spitzfindigkeiten erörtert worden war, und vorzüglich die Lehre von Vereinigung beider Naturen in einer Person, durch zweihundertjährige Untersuchungen bis zur Beantwortung der seltsamsten Fragen sich ausdehnte: so gelang es doch dem Ungestümm einiger Mönche noch einmal einen neuen Streitpunct zu finden, den Orient und Occident noch einmal in die größte Bewegung zu setzen. Die angesehensten Männer sowohl der großen katholischen Partie als der Monophysiten kamen nehmlich in der Mei-

es kein Mensch auf den Einfall gekommen, daß die
id des friedlichen Geistlichen von der blutigen Hand der
ige keine Lehen empfangen könne, daß, was einmal
Kirche gegeben worden sey, nicht eben so wie andere Gü
und Schenkungen von Zeit zu Zeit wieder verliehen wer
müsse. Sobald aber Gregor der Welt seine neue Ent
ung verkündigt, so fand sogleich eine große Menge eben
wahr, was Gregor gefunden hatte. Es entstand nicht
der heftigste Kampf zwischen der weltlichen und geistli
Macht, sondern auch eine gelehrte Streitigkeit, in wel
sich die besten Federn des damaligen Zeitalters übten.
Eine Verordnung wegen des Cölibats der Geistlichkeit
nichts neues; die Verordnung an sich selbst würde also
ig Aufsehen gemacht haben, aber man erwartete gar nicht
auf Beobachtung derselben mit so vieler Strenge gedrun
werden würde. Die Mainzer Geistlichen, denen Erzbi
f Siegfried ein inniger Freund Gregors war, antworteten
der Publication der päbstlichen Verordnung, sie könnten nicht
Engel leben, der Pabst möge sehen, wo er sich Engel zu
istlichen bekommen könne. Doch siegte endlich das un
nschliche Gesetz, und die gänzliche Vermischung des Mönchs
ndes mit dem Klerus war gewiß eine der Hauptursachen
er glücklichern Ausführung. Die arme katholische Geist
keit, die nun das Sacrament der Ehe nicht mehr genießen.
Auch die noch bedaurenswürdigeren Laien, deren geistliche
ter so gewaltthätig von allen Empfindungen eines Gatten
d Vaters abgezogen wurden, welche sie der Führung des
lks erst recht fähig gemacht hätten. Hätte doch lieber
egor in dem Investiturstreit gesiegt, als mit seinem Cöli
gesetz.

Gregor hat den Ton zu allen nachfolgenden Mißhand

eignes Stillschweigen beider Partien als durch wahre V
söhnung sich geendigt, daß jeder kleine neuhinzukomme
Umstand den heftigsten Ausbruch wieder befördern mu
Der Patriarch von Constantinopel, aber Michael Cerular
der in der Mitte des elften Jahrhunderts regierte, war
rade der Mann zur Erneurung des Streits. Er war
Gift gegen die Lateiner, weil er selbst bei seinem Hofe w
Unterstützung gegen dieselbe fand; denn der Griechische K
schmeichelte dem Römischen Hof, da er durch seine Hülf
Neapel und Sicilien, vielleicht doch noch einiges gegen
Saracenen und Normänner zu behaupten hoffte. Ein B
des Michael Cerularius gab also das Zeichen zum öff
chen neuen Angriff. Er beschuldigte in einem Schreib
einen Apulischen Bischof die Lateiner vielfacher Ketz
die größtentheils von der Beschaffenheit sind, daß sie
bei jenem Zeitalter keinen Eindruck hätten machen sollen.
Brief kam dem Römischen Bischof in die Hände, der es
eine Ehrensache ansah, und die Griechen auf einer Syn
1053 excommunicirte. Der Griechische Kaiser versuchte alle M
der Vermittlung. Es kamen, die Sache zu vergleichen,
Gesandte des Römischen Bischofs nach Constantinopel. D
führten sich aber so trotzig auf, daß eben dadurch alle H
nung der Vereinigung vernichtet wurde. Sie publicirten s
in der Hauptkirche zu Constantinopel die Excommunica
des Michael Cerularius, und um nicht von dem Volke
Handen und gesteinigt zu werden, publicirten sie dieselb
heimlich. Der Krieg war nun auf beiden Seiten ange
digt, und wie damals theologische Kriege geführt wurden,
sonders wenn der beleidigte Stolz großer Bischöfe dabei sp
läßt sich sehr leicht vermuthen.

bendmahl Wein darunter gossen. Der Kaiser fuhr mit Strafen zu, setzte ab, verwies des Landes, und war so entschlossen, seinem Edict Respect zu verschaffen, daß er den Römischen Bischof als einen Verräther würde haben enthaupten lassen, wenn nicht der sterbende Patriarch von Constantinopel für ihn gebeten hätte.

Die nachfolgenden Römischen Bischöfe schmiegten sich, und erhielten endlich durch Schmiegen mehr als durch allen vorhergehenden Trotz. Der Sohn und Nachfolger des Kaisers Constans, Constantinus Pogonatus, hielt eine große 680 Kirchenversammlung zu Constantinopel (Trullana Synodus) und verdammte auf derselben die Monotheletenlehre. Die Freunde der päbstlichen Untrüglichkeit lieben die Acten dieser Synode gar nicht, denn namentlich dem Römischen Bischof Honorius wird das Anathem darin zugesagt. Auch dießmal wie bisher immer machte die Entscheidung der Synode dem Streit kein Ende, auch dießmal wechselte wieder die öffentliche Kirchenorthodoxie nach den Gesinnungen der schwachen, parteiisch = blöden Kaiser, nur konnte sich keine eigentliche Religionspartie bilden, weil kein großer Bischof der Anführer der Monotheleten war.

Allein nur die Mönche eines Klosters am Berg Libanon behaupteten sich, getrennt von der übrigen großen Kirche. Es war unter ihnen ein unternehmender Kopf Johann Maro, der, nicht zufrieden bloß der allgemeinen Reichsorthodoxie sich zu widersetzen, einen völligen Aufruhr gegen den Griechischen Kaiser erregte, die Regierung der ganzen Gegend an sich riß, und seine Partie so furchtbar zu machen wußte, daß Griechen und Araber dieselbe nicht bezwingen konnten. Dieser von der großen Kirche getrennte Haufen, zu dessen Entstehung der Monotheletenstreit Anlaß gegeben hatte, erhielt sich bis zu

seine Entwürfe auszuführen. Gleich auf der ersten Synode schlug er mit dreifachem Bannstrahl. Er excommunicirte alle der Simonie schuldige; alle Geistliche, welche nicht ganz außer ehelichen Verbindungen lebten; und endlich namentlich den Robert Guiscard, einen edlen Normann, der den Saracenen Sicilien, und einen Theil von Neapel abgenommen hatte und der Römischen Kirche ihre ehemaligen dasigen Güter nicht wiederhergestellt haben sollte.

Wenn man je von den Absichten eines Mannes nach Verfluß von sieben Jahrhunderten zuverlässig urtheilen kann, so scheinen Gregors Ideen folgendermaßen aus einander geflossen zu seyn. Hauptzweck aller seiner Bestrebungen wohl kein anderer als die Kirche, und das war nach damaligen Stil niemand anders als die Geistlichen, Staat völlig unabhängig zu machen, sogar den Staat Kirche ganz zu unterwerfen. Diesen Zweck zu erreichen nöthig, erst in manchem der Kirche selbst eine ganz an Einrichtung zu geben. Ein Geistlicher, der Frau und Kinder hatte, war gar zu sehr in Familien= und Staatsinteresse flochten, als daß er recht eifriger Verfechter der Kirche seyn können. Weiber und Concubinen der Geistlichen mußten also hinweggeschafft werden, es koste noch so heftige wegungen. War der Geistliche erst von dieser Seite unabhängig, so mußte alsdenn die Ertheilung der kirchlichen Aemter und Stellen ganz aus den Händen der Könige Fürsten gerissen werden. Dieß ließ sich unter dem Schein der einreissenden Simonie am besten ausführen; denn es freilich unläugbar, daß sich die Könige und ihre Minister manches hatten bezahlen lassen, was sie hätten umsonst ben sollen. Nun diese aber aus allen Verhältnissen mit Staat gleichsam herausgerissene Geistlichkeit sollte einzig d

mischen Bischof subordinirt seyn. Jeder Bischof und Erz-
hof sollte in seinem Sprengel nur so viel gelten als ihn
Pabst gelten lassen wollte. Er sollte bloss Vicarius
Pabsts seyn, und der Vicarius habe keine Gewalt als
dem, dessen Stelle er vertrete. Alle Königreiche betrach-
er als Eigenthum des heiligen Stuhls, welche also auch
heilige Stuhl verleihen könne, wem er wolle, für deren
rleihung auch dem heiligen Stuhl ein Recognitionsgeld ge-
re. Kann sich alsdenn ein Vasall der Jurisdiction seines
nsherrn entziehn? Sind nicht alle Könige und Bischöfe
bunden, vor dem Römischen Stuhl ihr Recht zu nehmen?
Vielleicht hat noch kein menschlicher Kopf ein ausschwei-
ores politisches Project ausgeheckt, vielleicht ist auch noch
k Project mit mehr Unvorsichtigkeit ausgeführt worden.
dieser Entwurf Gregors. Mit dem ersten Tritt auf den
stlichen Thron fieng Gregor mit dem grossen und nie-
Klerus, mit den Normännern, die ihm so nahe auf
Nacken waren, zugleich Händel an, verschonte zwar
nrichen noch auf seiner ersten Synode, aber doch gleich
Jahr darauf citirte er ihn zur Verantwortung nach Rom,
erklärte die Sache der aufrührischen Sachsen als sein
isdictionssache. So erklärte er zwar auch seine Gesin-
gen wegen der Investitur nicht gleich anfangs vollkom-
deutlich, aber er verbot doch sogleich, vom Kaiser sich
stiren zu lassen, weil dieser mit Excommunicirten um-
. Was kann unvernünftiger scheinen, als bei Ausfüh-
g eines höchst wichtigen politischen Plans auf einmal mit
n Partien Händel anzufangen? Wirklich scheint auch
gors Unternehmen zu denjenigen zu gehören, die man
wohl überdacht hält, weil sie nicht unglücklich geriethen.
Heinrich glaubte anfangs des Pabsts sich erwehren zu

können, wie man sich bisher schon eines manchen Pabsts er- wehrt hatte; er setzte ihm einen Gegenpabst entgegen. Aber in Teutschland war alles viel zu froh, eine scheinbare Ur- sache des Ungehorsams entdeckt zu haben. Der Kaiser fand überall nichts als Rebellion; in der Verzweiflung entschlo er sich also zu einem Schritt, zu welchem ihn sein trotzigver- zagter Charakter hinriß. Er gieng selbst nach Italien, stell sich im Armensünderhabit zu Canossa, und so weidete Gre- gor sein Auge drei ganze Tage lang an dem gedemüthigten Kaiser. Die Folge dieser Verwegenheit des Pabsts war, wi sie jeder Kluge voraussehen konnte. In Italien erwach allgemeiner Haß gegen den Freund der Marggräfinn Ma- thildis, und in den Seelen mancher Teutschen regte sich der edle Ehrgeiz, ihren Kaiser nicht zu verlassen. Hä nicht Gregor mit den Normännern eilends Friede gema und wäre ihm nicht der Tod gerade zur erwünschtesten Z
1085 gekommen, so würde er schwerlich ganz ungestraft aus d Welt gekommen seyn.

Bei dieser ganzen Revolution ist gewiß nicht das merk würdigste, daß Heinrich, verlassen von allen guten Freund und treuen Rathgebern, einen einfältigen Streich thut, de selbst der Pabst nicht erwartete; noch daß ein Pabst, wi Gregor, den Kaiser, wenn er sich einmal als armer Sün eingestellt hatte, im Schloßhof unter freiem Himmel dr Tage lang auf priesterliche Gnade harren ließ. Aber unb greiflich muß es scheinen, wie der Pabst sich unterstehen konnt gegen die Observanz aller bisherigen Zeiten, als ob es ihm erst inspirirt worden wäre, auf einmal zu behaupten, daß kei Geistlicher von einem Weltlichen ein Lehen empfangen könn Man sieht hier, wie oft ein Mann mit dem Menschenver stand seines ganzen Zeitalters spielen kann. Noch war n

des kein Mensch auf den Einfall gekommen, daß die and des friedlichen Geistlichen von der blutigen Hand der önige keine Lehen empfangen könne, daß, was einmal r Kirche gegeben worden sey, nicht eben so wie andere Gü und Schenkungen von Zeit zu Zeit wieder verliehen wer- n müsse. Sobald aber Gregor der Welt seine neue Ent- kung verkündigt, so fand sogleich eine große Menge eben s wahr, was Gregor gefunden hatte. Es entstand nicht r der heftigste Kampf zwischen der weltlichen und geistli- n Macht, sondern auch eine gelehrte Streitigkeit, in wel- r sich die besten Federn des damaligen Zeitalters übten.

Eine Verordnung wegen des Cölibats der Geistlichkeit r nichts neues, die Verordnung an sich selbst würde also nig Aufsehen gemacht haben, aber man erwartete gar nicht, ß auf Beobachtung derselben mit so vieler Strenge gedrun- t werden würde. Die Mainzer Geistlichen, deren Erzbi- of Siegfried ein inniger Freund Gregors war, antworteten der Publication der päbstlichen Verordnung, sie könnten nicht e Engel leben, der Pabst möge sehen, wo er sich Engel zu istlichen bekommen könne. Doch siegte endlich das un- nschliche Gesetz, und die gänzliche Vermischung des Mönchs- ndes mit dem Klerus war gewiß eine der Hauptursachen er glücklichern Ausführung. Die arme katholische Geist- keit, die nun das Sacrament der Ehe nicht mehr genießen !! Doch die noch bedaurenswürdigeren Laien, deren geistliche iter so gewaltthätig von allen Empfindungen eines Gatten d Vaters abgezogen wurden, welche sie der Führung des lks erst recht fähig gemacht hätten. Hätte doch lieber regor in dem Investiturstreit gesiegt, als mit seinem Cöli- tsgesetz!

Gregor hat den Ton zu allen nachfolgenden Mißhand-

Nach vielen Abwechslungen triumphirten endlich die Bilderanbeter seit dem Jahr 842 wieder vollkommen. Ein schwaches Weib war wieder auf dem Thron, die sich vor den Mönchen fürchtete. Selbst der gelehrte, verständige Photius erklärte sich ganz für die Bilderanbetung. Das blinde Vol sah es auch als eine besondere Vorsehung an, daß der Aber glaube endlich gesiegt hatte, man setzte zum Angedenken d Fest der Orthodoxie ein.

§. 24.

Im Occident hingegen war es nicht eigentliche Revoluti durch welche die Bilderanbetung herrschend geworden, so dern sehr leicht erweckte Entwicklung der grobsinnlichen D kungsart, welche unter dem Klerus und Volk fast allgem war, nachdem der Eifer zu den Wissenschaften, welcher u Karls des Großen und Ludwigs des Milden Regierung weckt worden war, gänzlich wieder erkaltet. Die Mira historien bahnten auch hier den Weg, der Eigennutz d Klerus unterhielt an manchen Orten die Täuschung, u wenn etwa auch ein Mann, wie Claudius Bischof von T rin auftrat und dem herrschenden Ton seines Zeitalters wi dersprach, so erfuhr er, was jeder große Mann in einem solchen Fall erfährt, daß es unmöglich ist, die Wahrheit hör bar genug zu sagen, wenn sie allen herrschenden Meinunge des Zeitalters zu sehr entgegen ist.

Fast alle Streitigkeiten, welche im neunten Jahrhunde im Occident entstanden, liefen darauf hinaus, daß sich einig wenige vernünftige Theologen dem Einreißen unvernünftig sinnlicher Vorstellungsarten widersetzten, und ihre Dogmat in mehrere Uebereinstimmung mit ihrer Philosophie zu brin gen suchten. Am Hof Karls des Kahlen war zwar imm ein kleiner, auserlesener Haufe von Philosophen und Theol

es kein Mensch auf den Einfall gekommmen, daß die
nd des friedlichen Geistlichen von der blutigen Hand der
nige keine Lehen empfangen könne, daß, was einmal
Kirche gegeben worden sey, nicht eben so wie andere Gü-
und Schenkungen von Zeit zu Zeit wieder verliehen wer-
müsse. Sobald aber Gregor der Welt seine neue Ent-
ung verkündigt, so fand sogleich eine große Menge eben
wahr, was Gregor gefunden hatte. Es entstand nicht
den heftigste Kampf zwischen der weltlichen und geistli-
Macht, sondern auch eine gelehrte Streitigkeit, in wel-
sich die besten Federn des damaligen Zeitalters übten.
Eine Verordnung wegen des Cölibats der Geistlichkeit
nichts neues, die Verordnung an sich selbst würde also
g Aufsehen gemacht haben, aber man erwartete gar nicht
auf Beobachtung derselben mit so vieler Strenge gedrun-
werden würde. Die Mainzer Geistlichen, deren Erzbi-
Siegfried ein inniger Freund Gregors war, antworteten
r Publication der päbstlichen Verordnung, sie könnten nicht
Engel leben, der Pabst möge sehen, wo er sich Engel zu
lichen bekommen könne. Doch siegte endlich das un-
ürliche Gesetz, und die gänzliche Vermischung des Mönchs-
standes mit dem Klerus war gewiß eine der Hauptursachen
hen glücklichern Ausführung. Die arme katholische Geist-
eit, die nun das Sacrament der Ehe nicht mehr genießen.
Doch die noch bedaurenswürdigeren Laien, deren geistliche
er so gewaltthätig von allen Empfindungen eines Gatten
Vaters abgezogen wurden, welche sie der Führung des
ls erst recht fähig gemacht hätten. Hätte doch lieber
gor in dem Investiturstreit gesiegt, als mit seinem Cöli-
esetz!

Gregor hat den Ton zu allen nachfolgenden Mißhand-

eignes Stillschweigen beider Partien als durch wahre Ver-
söhnung sich geendigt, daß jeder kleine neuhinzukommen-
Umstand den heftigsten Ausbruch wieder befördern muß
Der Patriarch von Constantinopel aber Michael Cerular-
der in der Mitte des elften Jahrhunderts regierte, war ge-
rade der Mann zur Erneurung des Streits. Er war
Gift gegen die Lateiner, weil er selbst bei seinem Hofe we-
Unterstützung gegen dieselbe fand; denn der Griechische Ka-
schmeichelte dem Römischen Hof, da er durch seine Hülfe
Neapel und Sicilien, vielleicht doch noch einiges gegen
Saracenen und Normänner zu behaupten hoffte. Ein
des Michael Cerularius gab also das Zeichen zum ö-
chen neuen Angriff. Er beschuldigte in einem Schrei-
einen Apulischen Bischof die Lateiner vielfacher Ketz-
die größtentheils von der Beschaffenheit sind, daß sie
bei jedem [illegible] keinen Eindruck hätten machen sollen.
Brief kam dem Römischen Bischof in die Hände, der es
eine Ehrensache ansah, und die Griechen auf einer Syn-
1053 excommunicirte. Der Griechische Kaiser versuchte alle M-
der Vermittlung. Es kamen, die Sache zu vergleichen,
Gesandte des Römischen Bischofs nach Constantinopel. Di-
führten sich aber so trotzig auf, daß gleich dadurch alle Ho-
nung der Vereinigung vernichtet wurde. Sie publicirten sel-
in der Hauptkirche zu Constantinopel die Excommunicati-
des Michael Cerularius, und um nicht von dem Volke
standen und gesteinigt zu werden, publicirten sie dieselbe
heimlich. Der Krieg war nun auf beiden Seiten angekün-
digt, und wie damals theologische Kriege geführt wurden, be-
sonders, wenn der beleidigte Stolz großer Bischöfe dabei sprach,
läßt sich sehr leicht vermuthen.

velche man als göttliches Recht forderte, ohnedieß zahlreich enug waren. Da Abendmahlhalten ein Opfer seyn sollte, o ließ man dieß Opfer Gott durch den Priester bringen, bald ür empfangene Wohlthaten, bald um Gott zu bewegen, der Seele seiner Voraltern oder der Kinder, die im Fegfeuer hmachteten, desto schneller sich zu erbarmen, bald um Regen- etter, bald um Sonnenschein für die Feldfrüchte zu erbitten. Der Priester ließ sich seit dem Ende des achten Jahrhunderts ie Mühe bezahlen, welche er mit dem häufigen Meßhal- n hatte, und da die Messen schon im neunten Seculum nit einem mal zu hunderten bestellt wurden, so mußte man arauf denken, recht viele Messen an einem Tag lesen zu nnen. Schade! die Kirchengesetze verboten, weiter als eine i lesen. Der Klerus erfand sich aber zu diesen Gesetzen die losse, nur eine wo der Kelch getrunken wird, aber missa cca könnte nicht viel unkräftiger seyn als eine ganze Messe. So wurden mehrere Messen den Tag über von einem Geist- chen gelesen, und er trank in einer den Kelch für alle übri- :. Das Gepränge bei Haltung dieses Abendmahls oder ieser Messen wurde denn doch immer ceremonienvoller, dem Geistlichen lag daran, der Handlung den höchsten Grad der Feierlichkeit und des unverständlichsten Geheimnisses zu geben. Man nahm besonders seit dem Ende des neunten Jahrhun- erts nicht mehr bloß gemeines gesäuertes Brod, sondern un- gesäuertes, eigentlich einzig für diesen Endzweck gebacken, nach iner besondern Form zugeschnitten, und immer kleiner zuge- schnitten, damit ja niemand von der kostbarsten Sache zu viel empfange.

Wie bei der feierlichsten Handlung des öffentlichen Got- tesdiensts äußerliche, in die Sinne fallende, Pracht oft mit einer recht ungeschickten Verschwendung den Werth oder den

eine Idee verband, in einem ganzen Zeitalter ausrichten
Kirche und Kirchenfreiheit waren die zwei Worte, um
sich alle Streitigkeiten der letztern Zeit dieser Periode
drehten, und niemand wußte bestimmt, was er sich
Kirche und Kirchenfreiheit denken sollte. Sorgloser Ge
vieler Stellen des alten Testaments vermehrte die schon
schende Verwirrung, und die Partie, welche sich de
schweifendsten Forderungen des Römischen Bischofs en
setzte, fühlte wohl die Ungereimtheit der Folgerungen;
wußte nie den eigentlichen Trugschluß zu entdecken
Entdeckung desselben lag auch ganz außer dem Gesic
dieses Zeitalters, so lang noch alle Gelehrsamkeit i
den Händen des Klerus war, und so lang selbst di
seine Ideen aus der Vulgata schöpfte.

Geschichte der Religion und Theologie, nebst d mit in Verbindung stehenden Gebräuchen des ö lichen Gottesdienstes.

§. 20.

Monotheletenstreit.

Ob schon am Ende der vorigen Periode der Artikel
der Person Christi durch Streitigkeiten und Vereinigungs
suche bis zu den feinsten Spitzfindigkeiten erörtert wo
war, und vorzüglich die Lehre von Vereinigung beider N
ren in einer Person, durch zweihundertjährige Untersu
gen bis zur Beantwortung der seltsamsten Fragen sich
dehnte: so gelang es doch dem Ungestümm einiger Mö
noch einmal einen neuen Streitpunct zu finden, den Or
und Occident noch einmal in die größte Bewegung zu set
Die angesehensten Männer sowohl der großen katholisch
Partie als der Monophysiten kamen nehmlich in der N

g überein, daß man nur einen Willen in Christo anneh-
können, und es fanden sich auch wirklich mehrere Stel-
daß orthodoxe Väter so gesprochen hatten; Phraseologie
Alten aber war damals immer einziges Kriterium der
)rheit; welche hier sogar noch durch die Uebereinstim-
g der drei großen Patriarchen zu Rom, Constantinopel
Alexandrien außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese von
)odoxen und Monophysiten so angenommene Meinung
hielt man nun leider für einen Vereinigungspunct bei-
Partien, und Kaiser Heraklius, der zu Anfang des sie-
'en Jahrhunderts mit den Persern um die Existenz seines
hs kämpfen mußte, hatte alle Ursache, eine Vereinigung
vünschen, um die getheilten Kräfte seines Reichs bei so
ehäuften Drangsalen zur Gegenwehr zu vereinigen.

Einem Mönch zu Alexandrien Sophronius kam es zu-
in Sinn, den bisher allgemein angenommenen Satz als
erodoxie zu bestreiten; doch der einzelne Mönch gab sich
wieder zufrieden. Kaum hatte es ihm aber geglückt,
riarch von Jerusalem zu werden, so verfluchte er auf ei-
Synode die Lehre von einem Willen, und erklärte für
)wendige Orthodoxie, zwei Willen und zwei Wirkungen
Christo zu bekennen.

Man suchte durch Versprechungen eines wechselsweisen
illschweigens allen weitern Ausbruch zu verhüten; weil
r solche Privatversprechungen wenig nützten, so ließ endlich
Kaiser selbst ein Edict (Ecthesin) ergehn, worin zwar 638
Lehre von einem Willen gebilligt, aber überall verboten
rde, von einem oder von zwei Willen zu sprechen. So
it die Macht des Kaisers reichte, so weit wurde das Ver-
t gehalten, aber der Bischof von Rom Johann IV. wel-
n die Partie des Sophronius gewonnen hatte, und der

gebrauch Nothwendige anderwärts kürzer beisammen hatte. Der Festtage wurden zwar immer mehrere, und die Feier des Sonntags wurde immer strenger befohlen; aber das Alles diente nur dazu, den Aberglauben zu vermehren, denn jedes neugeordnete Fest war nur Fest einer neuen abergläubischen Meinung, gewöhnlich nur Gelegenheit einer neuen Messe, aber nicht eines neuen Volksunterrichts.

Das einzige Mittel, das etwa noch übrig blieb, de[n] gänzlichen Zerfall der Religion unter dem Volk zu wehre[n] war die Beichtanstalt, und von dieser Seite betrachtet w[ar] es zu damaligen Zeiten in der That nützlich, daß dem La[ien] eine Aufzählung einzelner Sünden zur heiligen Verbindl[ich]keit gemacht wurde, und daß man ein dreimaliges Bei[chten] des Jahrs für eine der nothwendigsten Pflichten des Chri[sten] hielt. Durch diese Beichtanstalt wurde doch nach und n[ach] auch unter dem niedrigsten Volke mancher Aberglaube a[us]gerottet, wenn auch nicht immer aufgeklärte Religionske[nnt]niß, wenigstens doch einige Ausübung von Moral erhalt[en]; aber auch dieser erwartete Nutzen wurde leider bald durch Unwissenheit und den Eigennutz der Priester äußerst vern[in]dert. Der Priester betrachtete die Sünden seines Beicht[kin]des bloß im Verhältnisse gegen seine Sündentaxe und w[enn] die Sünde auch nicht mit Geld abgekauft wurde, so w[ard] selbst durch die anderen Arten von Büßungen, Psalmenb[eten] und Fasten, gar keine Besserung bewirkt, vielmehr mußte Ueberzeugung, wie leicht man einer Sündenschuld loswer[den] könne, nur roher und gegen das Laster unempfindlicher m[a]chen. Aus allen diesen Umständen, welche so unglücklich [zu]sammentrafen, läßt es sich wohl erklären, warum in der [letz]ten Hälfte des neunten und in der ersten Hälfte des zehn[ten] Jahrhunderts fast alle Moralität so ganz verloren w[ar]

bmahl Wein darunter gossen. Der Kaiser fuhr mit
sen zu, setzte ab, verwies des Landes, und war so ent-
sen, seinem Edict Respect zu verschaffen, daß er den
schen Bischof als einen Verräther würde haben enthaup-
ssen, wenn nicht der sterbende Patriarch von Constan-
l für ihn gebeten hätte.

Die nachfolgenden Römischen Bischöfe schmiegten sich,
rhielten endlich durch Schmiegen mehr als durch allen
gehenden Trotz. Der Sohn und Nachfolger des Kai-
Constans, Constantinus Pogonatus, hielt eine große 680
enversammlung zu Constantinopel (Trullana Synodus)
verdammte auf derselben die Monotheletenlehre. Die
nde der päbstlichen Untrüglichkeit lieben die Acten dieser
nde gar nicht, denn namentlich dem Römischen Bischof
rius wird das Anathem darin zugesagt. Auch dießmal
isher immer machte die Entscheidung der Synode dem
it kein Ende, auch dießmal wechselte wieder die öffent-
Kirchenorthodoxie nach den Gesinnungen der schwachen,
isch-blöden Kaiser, nur konnte sich keine eigentliche
gionspartie bilden, weil kein großer Bischof der Anfüh-
der Monotheleten war.

Allein nur die Mönche eines Klosters am Berg Libanon
upteten sich, getrennt von der übrigen großen Kirche. Es
unter ihnen ein unternehmender Kopf Johann Maro,
nicht zufrieden bloß der allgemeinen Reichsorthodoxie sich
widersetzen, einen völligen Aufruhr gegen den Griechischen
er erregte, die Regierung der ganzen Gegend an sich riß,
seine Partie so furchtbar zu machen wußte, daß Griechen
Araber dieselbe nicht bezwingen konnten. Dieser von der
len Kirche getrennte Haufen, zu dessen Entstehung der
notheletenstreit Anlaß gegeben hatte, erhielt sich bis zu

können, wie man sich bisher schon eines manchen Pabsts erwehrt hatte; er setzte ihm einen Gegenpabst entgegen. Aber in Teutschland war alles viel zu froh, eine scheinbare Ursache des Ungehorsams entdeckt zu haben. Der Kaiser fand überall nichts als Rebellion; in der Verzweiflung entschloß er sich also zu einem Schritt, zu welchem ihn sein trotzig verzagter Charakter hinriß. Er gieng selbst nach Italien, stellte sich im Armensünderhabit zu Canossa, und so weidete Gregor sein Auge drei ganze Tage lang an dem gedemüthigten Kaiser. Die Folge dieser Verwegenheit des Pabsts war, wie sie jedes Auge voraussehen konnte. In Italien erwachte allgemeiner Haß gegen den Freund der Markgräfinn Mathildis, und in den Seelen mancher Teutschen regte sich der edle Ehrgeiz, ihren Kaiser nicht zu verlassen. Hätte nicht Gregor mit den Normännern eilends Friede gemacht, und wäre ihm nicht der Tod gerade zur erwünschtesten Zeit
1085 gekommen, so würde er schwerlich ganz ungestraft aus der Welt gekommen seyn.

Bei dieser ganzen Revolution ist gewiß nicht das merkwürdigste, daß Heinrich, verlassen von allen guten Freunden und treuen Rathgebern, einen einfältigen Streich that, den selbst der Pabst nicht erwartete; noch daß ein Pabst, wie Gregor, den Kaiser, wenn er sich einmal als armer Sünder eingestellt hatte, im Schloßhof unter freiem Himmel drei Tage lang auf priesterliche Gnade harren ließ. Aber unbegreiflich muß es scheinen, wie der Pabst sich unterstehen konnte, gegen die Observanz aller bisherigen Zeiten, als ob es ihm erst inspirirt worden wäre, auf einmal zu behaupten, daß kein Geistlicher von einem Weltlichen ein Lehen empfangen könne. Man sieht hier, wie oft ein Mann mit dem Menschenverstand seines ganzen Zeitalters spielen kann. Noch war man

es kein Mensch auf den Einfall gekommen, daß die
nd des friedlichen Geistlichen von der blutigen Hand der
ige keine Lehen empfangen könne, daß, was einmal
Kirche gegeben worden sey, nicht eben so wie andere Gü
und Schenkungen von Zeit zu Zeit wieder verliehen wer
müsse. Sobald aber Gregor der Welt seine neue Ent
ung verkündigt, so fand sogleich eine große Menge eben
wahr, was Gregor gefunden hatte. Es entstand nicht
den heftigste Kampf zwischen den weltlichen und geistli
Macht, sondern auch eine gelehrte Streitigkeit, in wel
sich die besten Federn des damaligen Zeitalters übten.
Eine Verordnung wegen des Cölibats der Geistlichkeit
nichts neues. Die Verordnung an sich selbst würde also
s Aufsehen gemacht haben, aber man erwartete gar nicht
auf Beobachtung derselben mit so vieler Strenge gedrun
werden würde. Die Mainzer Geistlichen, deren Erzbi
Siegfried ein inniger Freund Gregors war, antworteten
r Publication der päbstlichen Verordnung, sie könnten nicht
Engel leben, der Pabst möge sehen, wo er sich Engel zu
lichen bekommen könne. Doch siegte endlich das un
ürliche Gesetz, und die gänzliche Vermischung des Mönchs
thums mit dem Klerus war gewiß eine der Hauptursachen
r glücklichern Ausführung. Die arme katholische Geist
eit, die nun das Sacrament der Ehe nicht mehr genießen.
Doch die noch bedauernswürdigeren Laien, deren geistliche
r so gewaltthätig von allen Empfindungen eines Gatten
Vaters abgezogen wurden, welche sie der Führung des
s erst recht fähig gemacht hätten. Hätte doch lieber
gor in dem Investiturstreit gesiegt, als mit seinem Cöli
esetz.
Gregor hat den Ton zu allen nachfolgenden Mißhand

seine Entwürfe auszuführen. Gleich auf der ersten Syn
schlug er mit dreifachem Bannstrahl. Er excommunicirte
der Simonie schuldige; alle Geistliche, welche nicht ga
außer ehelichen Verbindungen lebten; und endlich nament
den Robert Guiscard, einen edlen Normann, der den S
racenen Sicilien, und einen Theil von Neapel abgenomm
hatte und der Römischen Kirche ihre ehemaligen dasigen
ter nicht wiederhergestellt haben sollte.

Wenn man je von den Absichten eines Mannes
Verfluß von sieben Jahrhunderten zuverlässig urtheilen
so scheinen Gregors Ideen folgendermaßen aus einande
flossen zu seyn. Hauptzweck aller seiner Bestrebungen
wohl kein anderer als die Kirche, und das war nac
damaligen Stil niemand anders als die Geistlichen,
Staat völlig unabhängig zu machen, sogar den Staat
Kirche ganz zu unterwerfen. Diesen Zweck zu erreichen
nöthig, erst in manchem der Kirche selbst eine ganz a
Einrichtung zu geben. Ein Geistlicher, der Frau und Ki
hatte, war gar zu sehr in Familien- und Staatsinteresse
flochten, als daß er recht eifriger Verfechter der Kirche
seyn können. Weiber und Concubinen der Geistlichen m
ten also hinweggeschafft werden, es koste noch so heftige
wegungen. War der Geistliche erst von dieser Seite g
unabhängig, so mußte alsdenn die Ertheilung der kirchli
Aemter und Stellen ganz aus den Händen der Könige
Fürsten gerissen werden. Dieß ließ sich unter dem Sc
der einreissenden Simonie am besten ausführen; denn es w
freilich unläugbar, daß sich die Könige und ihre Mini
manches hatten bezahlen lassen, was sie hätten umsonst g
ben sollen. Nun diese aber aus allen Verhältnissen mit de
Staat gleichsam herausgerissene Geistlichkeit sollte einzig den

mischen Bischof subordinirt seyn. Jeder Bischof und Erz-
hof sollte in seinem Sprengel nur so viel gelten als ihn
Pabst gelten lassen wollte. Er sollte bloß Vicarius
Pabsts seyn, und der Vicarius habe keine Gewalt als
dem, dessen Stelle er vertrete. Alle Königreiche betrach-
er als Eigenthum des heiligen Stuhls, welche also auch
heilige Stuhl verleihen könne, wem er wolle, für deren
leihung auch dem heiligen Stuhl ein Recognitionsgeld ge-
re. Kann sich alsdenn ein Vasall der Jurisdiction seines
nsherrn entziehn? Sind nicht alle Könige und Bischöfe
bunden, vor dem Römischen Stuhl ihr Recht zu nehmen?
Vielleicht hat noch kein menschlicher Kopf ein ausschwei-
deres politisches Project ausgeheckt, vielleicht ist auch noch
Project mit mehr Unvorsichtigkeit ausgeführt worden
dieser Entwurf Gregors. Mit dem ersten Tritt auf den
stlichen Thron fieng Gregor mit dem grossen und nie-
n Klerus, mit den Normännern, die ihm so nahe auf
n Nacken waren, zugleich Händel an, verschonte zwar
inrichen noch auf seiner ersten Synode, aber doch gleich
s Jahr darauf citirte er ihn zur Verantwortung nach Rom
d erklärte die Sache der aufrührischen Sachsen als sein
risdictionssache. So erklärte er zwar auch seine Gesin-
ngen wegen der Investitur nicht gleich anfangs vollkom-
en deutlich, aber er verbot doch sogleich, vom Kaiser sich
vestiren zu lassen, weil dieser mit Excommunicirten um-
he. Was kann unvernünftiger scheinen, als bei Ausfüh-
ung eines höchst wichtigen politischen Plans auf einmal mit
len Partien Händel anzufangen? Wirklich scheint auch
Gregors Unternehmen zu denjenigen zu gehören, die man
ur wohl überdacht hält, weil sie nicht unglücklich geriethen.
Heinrich glaubte anfangs des Pabsts sich erwehren zu

in manchen vorhergehenden Schriftstellern bei ähnlichen Verirrungen noch fanden.

Die besseren Köpfe seines Zeitalters, Johann Scotus, der scharfsinnigste Philosoph, und Ratramnus, Mönch im Kloster Corvey, widerlegten nebst vielen andern diese Meinung, und vertheidigten wahrscheinlich die nachher Lutherische Meinung von der Art der Gegenwart im heiligen Abendmahl: aber der Strom war schon nicht mehr aufzuhalten, die sinnlichere Meinung bekam mehr Anhänger, und man suchte die Vertheidigung der vernünftigen Hypothese durch seltsame Folgerungen aus derselben recht verhaßt zu machen. Wenn Brod und Wein auch im Abendmahl noch Brod und Wein bleiben sollten, so müßten sie nach dem Genusse das Schicksal aller menschlichen Nahrung erfahren: ob es denn nicht gotteslästerlich sey, das von Brod und Wein zu sagen, die Leib und Blut Christi sind? Stercoranismus hieß die Ketzereibeschuldigung, welche immer eine Partie der andern vorwarf, und keine der andern mit Recht vorwerfen konnte. Es ist unglaublich, auf was für profane und alberne Fragen die Mönche durch solche Streitigkeiten allmählig geriethen, und wie sich nach und nach die Idee festsetzte, daß das heilige Abendmahl ein Opfer sey, das man Gott darbringe. Schon diese einzige Meinung war eine Quelle der ungereimtesten Gewohnheiten, wodurch der ganze Zweck des Abendmahls völlig verkehrt wurde.

Itzt hielt man häufig Abendmahl, ohne daß jemand außer den Priestern dasselbe genoß (missae privatae solitariae), denn die Laien giengen jetzt meistens nur dreimal des Jahrs an gewissen großen Festtagen zum Abendmahl. Oefter zu gehen war beschwerlich kostbar, weil man nicht mit leerer Hand erscheinen durfte, und die Abgaben an die Priester

rdeß kein Mensch auf den Einfall gekommmen, daß die
and des friedlichen Geistlichen von der blutigen Hand der
önige keine Lehen empfangen könne, daß, was einmal
r Kirche gegeben worden sey, nicht eben so wie andere Gü-
r und Schenkungen von Zeit zu Zeit wieder verliehen wer-
n müsse. Sobald aber Gregor der Welt seine neue Ent-
ckung verkündigt, so fand sogleich eine große Menge eben
s wahr, was Gregor gefunden hatte. Es entstand nicht
r den heftigste Kampf zwischen der weltlichen und geistli-
en Macht, sondern auch eine gelehrte Streitigkeit, in wel-
er sich die besten Federn des damaligen Zeitalters übten.

Eine Verordnung wegen des Cölibats der Geistlichkeit
r nichts neues; die Verordnung an sich selbst würde auch
nig Aufsehen gemacht haben, aber man erwartete gar nicht,
ß auf Beobachtung derselben mit so vieler Strenge gedrun-
n werden würde. Die Mainzer Geistlichen, denen Erzbi-
of Siegfried, ein inniger Freund Gregors, war, antworteten
i der Publication der päbstlichen Verordnung, sie könnten nicht
e Engel leben, der Pabst möge sehen, wo er sich Engel zu
istlichen bekommen könne. Doch siegte endlich das un-
enschliche Gesetz, und die gänzliche Vermischung des Mönchs-
andes mit dem Klerus war gewiß eine der Hauptursachen
iner glücklichern Ausführung. Die arme katholische Geist-
chkeit durfte nun das Sacrament der Ehe nicht mehr genießen.
Noch die noch bedaurenswürdigeren Laien, deren geistliche
äter so gewaltthätig von allen Empfindungen eines Gatten
nd Vaters abgezogen wurden, welche sie der Führung des
olks erst recht fähig gemacht hätten. Hätte doch lieber
regor in dem Investiturstreit gesiegt, als mit seinem Cöli-
atgesetz.

Gregor hat den Ton zu allen nachfolgenden Mißhand-

eignes Stillschweigen beider Partien als durch wahre Ver-
söhnung sich geendigt, daß jeder kleine neuhinzukommende
Umstand den heftigsten Ausbruch wieder befördern mußte.
Der Patriarch von Constantinopel aber Michael Cerularius,
der in der Mitte des elften Jahrhunderts regierte, war
rade der Mann zur Erneurung des Streits. Er war
Gift gegen die Lateiner, weil er selbst bei seinem Hofe
Unterstützung gegen dieselbe fand; denn der Griechische
schmeichelte dem Römischen Hof, da er durch seine Hü
Neapel und Sicilien, vielleicht doch noch einiges geg
Saracenen und Normänner zu behaupten hoffte. Ein
des Michael Cerularius gab also das Zeichen zum ö
chen neuen Angriff. Er beschuldigte in einem Schrei
einen Apulischen Bischof die Lateiner vielfacher Ke
die größtentheils von der Beschaffenheit sind, daß
bei jenem Zeitalter keinen Eindruk hätten machen sollen
Brief kam dem Römischen Bischof in die Hände; der
eine Ehrensache ansah, und die Griechen auf einer S
1053 excommunicirte. Der Griechische Kaiser versuchte alle
der Vermittlung. Es kamen, die Sache zu vergleichen,
Gesandte des Römischen Bischofs nach Constantinopel,
führten sich aber so trotzig auf, daß eben dadurch all
nung der Vereinigung vernichtet wurde. Sie publicirten
in der Hauptkirche zu Constantinopel die Excommun
des Michael Cerularius, und um nicht von dem Vol
standen und gesteinigt zu werden, publicirten sie diese
heimlich. Der Krieg war nun auf beiden Seiten a
digt, und wie damals theologische Kriege geführt wur
sonders, wenn der beleidigte Stolz großer Bischöfe dabei
läßt sich sehr leicht vermuthen.

§. 19.

ultat aller hierarchischen Veränderungen in dieser Periode.

Alles hat sich, wenn wir auf die bisherige Periode ckſehen, im ganzen System der Hierarchie geändert. Die chische und Lateinische Christen erkennen sich nicht mehr Brüder; zum Nachtheil der beiderseitigen Kirchen, hört bisher beständig fortdaurende Communication unter ihnen Die Hierarchie des Orients ist wie schon zu Anfang r Periode geschah, immer mehr dem kaiserlichen Despo- us unterworfen worden. Im Occident aber siegte die liche Macht im Kampf mit der weltlichen. Die Syno- auf deren Entscheidung in der ersten Hälfte dieser Pe- noch so viel ankam, waren ganz unbedeutend gewor- wichtige Sachen giengen alle nach Rom und der Ge- st an theologischen Streitigkeiten hatte sich bei den Bi- völlig verloren, da sie weltliche Herren geworden wa- Die beträchtlichste Anzahl von Klöstern hatte sich von Subordination der Bischöfe losgerissen, der Römische suchte alle unmittelbar an sich zu ziehen, und da ihn nige öfters zur Ausführung ihrer Absichten brauchten, ßte er dabei nach und nach den Gebrauch seiner Kräfte und wagte endlich auch zum vermeinten Besten der was er so oft vorher bloß andern zu gefallen gethan Wenn man die äussersten Mißhandlungen und die Verehrungen, welche oft einem und eben demselben widerfuhren, mit einander vergleicht, so glaubt man unter Menschen versetzt, welche den Wilden ähnlich die ihren Gott prügeln, wenn er ihnen nicht zu Wil- ird. Es wäre, wenn wir es nicht noch täglich bei ein- Menschen wahrnehmen könnten, es wäre unbegreiflich, der Schall gewisser Worte, mit welchen doch niemand

eine Idee verband, in einem ganzen Zeitalter ausrichten kann. Kirche und Kirchenfreiheit waren die zwei Worte, um welche sich alle Streitigkeiten der letztern Zeit dieser Periode herum drehten, und niemand wußte bestimmt, was er sich unter Kirche und Kirchenfreiheit denken sollte. Sorgloser Gebrauch vieler Stellen des alten Testaments vermehrte die schon herrschende Verwirrung, und die Partie, welche sich den ausschweifendsten Forderungen des Römischen Bischofs entgegensetzte, fühlte wohl die Ungereimtheit der Folgerungen, aber wußte nie den eigentlichen Trugschluß zu entdecken. Die Entdeckung desselben lag auch ganz außer dem Gesichtskreis dieses Zeitalters, so lang noch alle Gelehrsamkeit einzig in den Händen des Klerus war, und so lang selbst dieser seine Ideen aus der Vulgata schöpfte.

Geschichte der Religion und Theologie, nebst den damit in Verbindung stehenden Gebräuchen des öffentlichen Gottesdienstes.

§. 20.

Monotheletenstreit.

Ob schon am Ende der vorigen Periode der Artikel von der Person Christi durch Streitigkeiten und Vereinigungsversuche bis zu den feinsten Spitzfindigkeiten erörtert worden war, und vorzüglich die Lehre von Vereinigung beider Naturen in einer Person, durch zweihundertjährige Untersuchungen bis zur Beantwortung der seltsamsten Fragen sich ausdehnte: so gelang es doch dem Ungestümm einiger Mönche, noch einmal einen neuen Streitpunct zu finden, den Orient und Occident noch einmal in die größte Bewegung zu setzen. Die angesehensten Männer sowohl der großen katholischen Partie als der Monophysiten kamen nehmlich in der Mei-

ng überein, daß man nur einen Willen in Christo anneh- n könne, und es fanden sich auch wirklich mehrere Stel- , daß orthodoxe Väter so gesprochen hatten; Phraseologie Alten aber war damals immer einziges Kriterium der ahrheit; welche hier sogar noch durch die Uebereinstim- ng der drei großen Patriarchen zu Rom, Constantinopel d. Alexandrien außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese von thodoxen und Monophysiten so angenommene Meinung r hielt man nun leider für einen Vereinigungspunct bei- Partien, und Kaiser Heraklius, der zu Anfang des sie- nten Jahrhunderts mit den Persern um die Existenz seines ichs kämpfen mußte, hatte alle Ursache, eine Vereinigung wünschen, um die getheilten Kräfte seines Reichs bei so fgehäuften Drangsalen zur Gegenwehr zu vereinigen.

Einem Mönch zu Alexandrien Sophronius kam es zu- in Sinn, den bisher allgemein angenommenen Satz als terodoxie zu bestreiten; doch der einzelne Mönch gab sich ld wieder zufrieden. Kaum hatte es ihm aber geglückt, triarch von Jerusalem zu werden, so verfluchte er auf ei- r Synode die Lehre von einem Willen, und erklärte für thwendige Orthodoxie, zwei Willen und zwei Wirkungen Christo zu bekennen.

Man suchte durch Versprechungen eines wechselsweisen tillschweigens allen weitern Ausbruch zu verhüten; weil er solche Privatversprechungen wenig nützten, so ließ endlich Kaiser selbst ein Edict (Ecthesin) ergehn, worin zwar 638
Lehre von einem Willen gebilligt, aber überall verboten urde, von einem oder von zwei Willen zu sprechen. So eit die Macht des Kaisers reichte, so weit wurde das Ver- t gehalten, aber der Bischof von Rom Johann IV. wel- en die Partie des Sophronius gewonnen hatte, und der

damals noch nicht gewußt haben muß, daß sich sein Am
vorfahr Honorius in Glaubenssachen nicht habe irren kö
nen, erklärte sich mit allem Nachdruck gegen Monotheleti
mus, und suchte mit der gewöhnlichen Geschäftigkeit des R
mischen Ehrgeizes, eine Partie zu werben.

Doch der wirksamste Patron der neugefundenen Ort
dorie war ein Mönch Maximus, der mit fanatischer Unr
aus einer Provinz in die andere lief, in Afrika die grö
Bewegungen erregte, und den Kaiser als einen zweiten
lian verlästerte. Eine Frage, welche bloß zu den fei
theologischen Speculationen gehörte, sollte als eines der w
tigsten Religionsmomente angesehen werden. Kaiser Co
der die nachtheiligen politischen Folgen dieser religiös
ruhen einsah — die Araber nahmen eine Provinz na
648 andern hinweg — suchte durch ein neues Edict (Typus)
Fortgang derselben zu hemmen, der durch die Verord
des Heraklius nur noch befördert worden war. Hera
hatte wechselweises Stillschweigen befohlen, aber zugleich
die Monotheletenlehre gebilligt. Constans befahl Stillsch
gen und gab selbst das beste Beispiel desselben, er billigte
verwarf keine von beiden Meinungen. Heraklius hatte
befohlen, Constans gab seinem Befehl durch Androhung b
gerlicher Strafe Nachdruck. Allein Schweigen war nun
mal keine Sache der aufgebrachten Mönche und Theolo

Kaum war das Edict des Kaisers Constans zu
bekannt, so hielt der dasige Bischof Martin eine Sy
auf welcher er die kaiserlichen Edicte und alle Freunde
selben verfluchte, und kaum noch des kaiserlichen Nam
schonte. Die Erbitterungen in Rom waren so groß, daß
auf einer Synode daselbst die Verfluchung der Monothele
lehre nicht mit bloßer Dinte unterschrieben, sondern

ndmahl Wein darunter gossen. Der Kaiser fuhr mit afen zu, setzte ab, verwies des Landes, und war so entssen, seinem Edict Respect zu verschaffen, daß er den nischen Bischof als einen Verräther würde haben enthauplassen, wenn nicht der sterbende Patriarch von Constanзel für ihn gebeten hätte.

Die nachfolgenden Römischen Bischöfe schmiegten sich, erhielten endlich durch Schmiegen mehr als durch allen ergehenden Trotz. Der Sohn und Nachfolger des Kai Constans, Constantinus Pogonatus, hielt eine große 680
henversammlung zu Constantinopel (Trullana Synodus) verdammte auf derselben die Monotheletenlehre. Die nde der päbstlichen Untrüglichkeit lieben die Acten dieser node gar nicht, denn namentlich dem Römischen Bischof orius wird das Anathem darin zugesagt. Auch dießmal bisher immer machte die Entscheidung der Synode dem eit kein Ende, auch dießmal wechselte wieder die öffent Kirchenorthodoxie nach den Gesinnungen der schwachen, eisch = blöden Kaiser, nur konnte sich keine eigentliche igionspartie bilden, weil kein großer Bischof der Anfühder Monotheleten war.

Allein nur die Mönche eines Klosters am Berg Libanon upteten sich, getrennt von der übrigen großen Kirche. Es unter ihnen ein unternehmender Kopf Johann Maro, nicht zufrieden bloß der allgemeinen Reichsorthodoxie sich widersetzen, einen völligen Aufruhr gegen den Griechischen ser erregte, die Regierung der ganzen Gegend an sich riß, seine Partie so furchtbar zu machen wußte, daß Griechen Araber dieselbe nicht bezwingen konnten. Dieser von der ßen Kirche getrennte Haufen, zu dessen Entstehung der notheletenstreit Anlaß gegeben hatte, erhielt sich bis zu

Ende des zwölften Jahrhunderts, er vereinigte sich als...
endlich mit den Lateinern in Palästina.

§. 21.

Wesentliche Verschiedenheit der Bildung der Griechischen Dog-
tik und der Lateinischen.

Schon in der vorigen Periode zeigte sich in der D...
matik und in der Entwicklung ihrer Grundsätze ein offe...
rer Unterschied zwischen der Griechischen und Lateini...
Kirche. Je mehr sich nun auch die Glaubenslehre der ...
teinischen Kirche durch eigene Untersuchungen ihrer Lehrer ...
und nach ausbildete, je mehr sich die ganze Communic...
der beiden Kirchen nur auf die Verbindungen Roms ...
Constantinopel einschränkte, je metaphysischer die Th...
der Griechen wurde und je mehr sich die Theologie de...
ner mit Volksmeinungen vermengte, desto sichtbarer ...
sich der Unterschied der beiderseitigen Dogmatik zeigen. M...
wichtige Schriften, welche den ganzen Schatz der spitz...
gen Griechischen Dogmatik enthielten, wurden zwar übe...
und dadurch auch bei den Lateinern in Gang gebracht, ...
sie bekamen doch nie eben das Interesse für den Lateiner ...
für den Griechen. Augustin und Gregor der Große g...
bei jenem immer mehr als die allgemeinen Lehrer; und be...
nicht sowohl spitzfindige Köpfe als Männer von Decla...
tion, und einer solchen Einbildungskraft, wie sie gerade ...
eignen Vorstellungsvermögen der Occidentalischen Theo...
am meisten entsprach, mußten nothwendig immer stä...
Partien machen.

Ueberdieß hatte die ganze Hierarchie des Occidents, ...
glichen mit der Orientalischen, gerade die entgegengesetzteste E...
wicklung, mußte also nicht auch Dogmatik, welche den ...
rarchischen Meinungen zur Grundlage diente, nach ganz ...

ngesetzten Seiten sich ausbilden? In der Griechischen
he erstarb immer alles mehr, in der Lateinischen lebte,
einigen Katastrophen, alles immer mehr auf. Aus
r flohen die Wissenschaften, in dieser verbreiteten sie sich
er mehr, und fanden bei Kirchen und Klöstern nach und
einige sichere Stätte. Dort zerfiel die Sprache, hier bil-
sie sich nach und nach zum glücklichern Ausdruck auch
rer Unterscheidungen.

Auch die große Verschiedenheit des Orientalischen und
dentalischen Mönchswesens äußerte natürlich zunächst in
Dogmatik ihre ganze Wirkung, weil in beiden Kirchen
größte Theil der angesehensten Theologen — Mönche
n. In so vieler Rücksicht unterschied sich die Bildung
Griechen und der Lateiner, und diese in die ganze bei-
itige Verfassung verwebte Unähnlichkeit war gewiß eine
unsichtbarwirkenden Ursachen des großen Schisma, das
ieser Periode zwischen beiden Kirchen entstand; denn der
it wegen dem Ausgang des heiligen Geistes vom Sohne
ate nicht erst beide Kirchen, sondern gab nur Gelegen-
die Trennung auf eine feierliche Art zu erklären, und
Riß unheilbar zu machen.

§. 22.

In das Nicäische Symbolum kommt filioque.

In Spanien, wo der Arianismus bis zu Ende des
sten Jahrhunderts herrschende Religion war, suchte man
unternommener Reformation jede Kleinigkeit hervor, welche
Arianer zum Beweisgrund seiner Meinung gebraucht
e, und es mußte damals für einen der bündigsten Gründe
n die Gotteswürde des Logos gehalten worden seyn, daß
den häufigern Zeugnissen der Kirchenväter der Geist nur
Vater und nicht vom Sohn ausgehe. Die Spanier,

voll Eifers gegen den Arianismus, bedachten die Heiligk
des Nicäischen Symbolums nicht, und unterstanden sich dur
Einrückung des Worts filioque das Symbolum nach ihr
Meinung noch orthodoxer zu machen, als es nach bisherig
Gebrauch gewesen war. Von den Spanischen Kirchen k
diese vermehrte Ausgabe des ältesten ehrwürdigsten Sym
lums in die Fränkischen Kirchen, und da zwischen Fra
und Griechen wegen dem Interesse der beiderseitigen
eine beständige Verbindung war, der Streit wegen der
derverehrung zu Gesandtschaften Veranlassung gab, so
auch diese Frage in Bewegung; ob es recht gewesen sey,
Nicäischen Symbolum einen solchen Zusatz zu geben.
Lateinischen Mönche beförderten endlich den ganzen Au
Sie wallfahrteten in großer Menge nach Jerusalem,
sangen dort unter andern gottesdienstlichen Uebungen
Nicäische Symbolum, mit dem Zusatze wie sie es zu
wohl gewohnt waren. Die Griechen wollten dieses nicht
den, und die Mönche suchten Hülfe bei Karl dem Gro
Die Sentenz seiner Reichsprälaten fiel zwar für die Mö
aus, aber der Römische Bischof, ob er schon das Do
billigte, mißbilligte doch die gewagte symbolische Vermehr
und in den Streitigkeiten mit den Griechen war Joh
VIII. so offenherzig, den Zusatz für gotteslästerlich zu er
ren, er bat sich aber für diese Fehler der Lateinischen Ki
Gedult aus. Im zehnten Jahrhundert wußte schon nie
mehr bei den Lateinern von einem andern Nicäischen S
bolum als von einem solchen, worin filioque stand.

§. 23.

Geschichte des Bilderkriegs.

Doch alle andere Streitigkeiten dieser Periode, so
in der Lateinischen als Griechischen Kirche, waren gleich

r Zuckungen, in Vergleichung mit dem fürchterlichen Sturm, lchen der Bilderkrieg veranlaßte. Es lag nehmlich schon der Denkungsart der Christen des fünften Jahrhunderts, ; man den Bildern heiliger Männer, besonders den Bil= n Jesu und der Maria, außerordentliche Hochachtung be= s. Man erzählte sich Wunderwerke, die bei denselben ge= hen seyen, und während der Monophysitischen Streitig= en wurden die Gemälde und Statuen der Gottesgebährerinn einer Art von Wetteifer der Orthodoxen und Heterodo= verehrt. Ein Handlungsinteresse, besonders der Mönche, einigte sich damit, sie beschäftigten sich sehr viel mit Ma= i, und konnten, wenn der Aberglaube des Volks recht ; war, eine beträchtliche Anzahl ihrer Manufacturen ab= n. Die Meinung war ohnedieß angenommen, daß die ligen auch noch nach dem Tode an den Angelegenheiten er Erde und der Menschen Theil nähmen, und daß ihr rwort bei Gott nicht ohne Wirkung sey. Wie man ihre liquien mit kindischabergläubischer Sorgfalt zeigte, so glaubte n auch, ihnen selbst die Ehre zu erweisen, die ihren Bil= n erwiesen wurde. Eigentliche Anbetung war es zwar ht, die man ihnen erwies: wenigstens die Klügeren eiferten gegen; aber nachdem der Wundererzählungen so viele wur= , durch die beständigen metaphysischtheologischen Streitig= ten das Wesentliche der Religion immer mehr sich verdun= te, so gieng jener anfangs nur unbestimmte Aberglauben dlich in eine ganz entschiedene göttliche Verehrung über. ie eigentliche Epoche eines solchen Uebergangs läßt sich ich der Natur der Sache nicht bestimmen.

Kaiser Leo, ein Prinz von vieler Einsicht, nahm den reißenden Unfug wahr, und befahl die Bilder in der Kirche 726
hoch zu stellen, daß wenigstens eine gewisse Art der aber=

Nach vielen Abwechslungen triumphirten endlich die Bilderanbeter seit dem Jahr 842 wieder vollkommen. Ein schwaches Weib war wieder auf dem Thron, die sich vor den Mönchen fürchtete. Selbst der gelehrte, verständige Photius erklärte sich ganz für die Bilderanbetung. Das blinde Volk sah es auch als eine besondere Vorsehung an, daß der Aberglaube endlich gesiegt hatte, man setzte zum Angedenken ein Fest der Orthodoxie ein.

§. 24.

Im Occident hingegen war es nicht eigentliche Revolution, durch welche die Bilderanbetung herrschend geworden, sondern sehr leicht erweckte Entwicklung der grobsinnlichen Denkungsart, welche unter dem Klerus und Volk fast allgemein war, nachdem der Eifer zu den Wissenschaften, welcher unter Karls des Großen und Ludwigs des Milden Regierung erweckt worden war, gänzlich wieder erkaltet. Die Mirakelhistorien bahnten auch hier den Weg, der Eigennutz des Klerus unterhielt an manchen Orten die Täuschung, und wenn etwa auch ein Mann, wie Claudius Bischof von Turin auftrat und dem herrschenden Ton seines Zeitalters widersprach, so erfuhr er, was jeder große Mann in einem solchen Fall erfährt, daß es unmöglich ist, die Wahrheit brauchbar genug zu sagen, wenn sie allen herrschenden Meinungen des Zeitalters zu sehr entgegen ist.

Fast alle Streitigkeiten, welche im neunten Jahrhundert im Occident entstanden, liefen darauf hinaus, daß sich einige wenige vernünftige Theologen dem Einreißen unvernünftiger sinnlicher Vorstellungsarten widersetzten, und ihre Dogmatik in mehrere Uebereinstimmung mit ihrer Philosophie zu bringen suchten. Am Hof Karls des Kahlen war zwar immer ein kleiner, auserlesener Haufe von Philosophen und Theolo-

nal zu Rom vor, und Berengar gieng diesmal selbst hin; was sollte er zu fürchten haben, der alles geltende Archidiakonus Hildebrand war doch sein Freund? aber wie der Erfolg ewies, nur Freund nach Behaglichkeit. Da das Geschrei er Eiferer zu groß wurde, Hildebrand für sich selbst Gefahr th, mußte Berengar ein Glaubensbekenntniß unterschreiben, essen sich itzt mancher Katholik schämen möchte.

Die Unterschrift war aber umsonst, denn sobald Berengar zu Haus war, nahm er alles zurück. Die Ketzerklagen neuerten sich also, und Hildebrand, der unterdessen selbst ie dreifache Krone gewonnen hatte, glaubte seinen alten Beunnten zu retten, wenn er sich nur ein neues Glaubensbennntniß von ihm geben ließ. Doch die Gegner waren auch iesmal wieder zu scharfsichtig, um nicht das Unbestimmte eser Confession wahrzunehmen. Seiner eigenen Ehre we- 1079
n mußte ihn Gregor eine härtere Formel beschwören lassen, er kein Eidschwur band Berengarn mehr, so bald er zu Hause ar, und Gregor war doch so menschlich, ihn nicht weiter verlgen zu lassen. Noch blieb es also ungewiß, was bei der rage von der Art der Gegenwart des Leibs und Bluts Christi n Abendmahl als Kirchenorthodoxie angesehen seyn solle: aber an sah doch viel deutlicher als jemals, welche Wagschale am ärksten zog.

§. 31.

Einige der Hauptfolgen aus dem bisherigen. Coexistenz der reifenden systematischen Theologie und der merklich sich entwicklenden Mystik.

Religion und Dogmatik sind, wie aus dem bisherigen deutlich erhellt, in dieser ganzen Periode sehr viel mehr verderbt als gebessert worden. Wie in der vorigen Periode die theologische Freiheit, im Orient durch die Tyrannei der Kaiser und das mißbrauchte Ansehn der Synodalschlüsse in die engsten

in manchen vorhergehenden Schriftstellern bei ähnlichen Ver-irrungen noch fanden.

Die besseren Köpfe seines Zeitalters, Johann Scotus, der scharfsinnigste Philosoph, und Ratramnus, Mönch im Kloster Corvey, widerlegten nebst vielen andern diese Mei-nung, und vertheidigten wahrscheinlich die nachher Lutherisch Meinung von der Art der Gegenwart im heiligen Abend-mahl: aber der Strom war schon nicht mehr aufzuhalte die sinnlichere Meinung bekam mehr Anhänger, und ma suchte die Vertheidigung der vernünftigen Hypothese dur seltsame Folgerungen aus derselben recht verhaßt zu mach Wenn Brod und Wein auch im Abendmahl noch Brod Wein bleiben sollten, so müßten sie nach dem Genuss Schicksal aller menschlichen Nahrung erfahren: ob es nicht gotteslästerlich sey, das von Brod und Wein zu sa die Leib und Blut Christi sind? Stercoranismus hieß d Ketzereibeschuldigung, welche immer eine Partie der and vorwarf, und keine der andern mit Recht vorwerfen kon Es ist unglaublich, auf was für profane und alberne F gen die Mönche durch solche Streitigkeiten allmählig ge then, und wie sich nach und nach die Idee festsetzte, daß heilige Abendmahl ein Opfer sey, das man Gott darbri Schon diese einzige Meinung war eine Quelle der unge testen Gewohnheiten, wodurch der ganze Zweck des Ab mahls völlig verkehrt wurde.

Itzt hielt man häufig Abendmahl, ohne daß jemand ßer den Priestern dasselbe genoß (missae privatae solitar denn die Laien giengen jetzt meistens nur dreimal des J an gewissen großen Festtagen zum Abendmahl. Oefter gehen war beschwerlich kostbar, weil man nicht mit lee Hand erscheinen durfte, und die Abgaben an die Pries

lche man als göttliches Recht forderte, ohnedieß zahlreich
ug waren. Da Abendmahlhalten ein Opfer seyn sollte,
ließ man dieß Opfer Gott durch den Priester bringen, bald
empfangene Wohlthaten, bald um Gott zu bewegen, der
ele seiner Voraltern oder der Kinder, die im Fegfeuer
nachteten, desto schneller sich zu erbarmen, bald um Regen-
ter, bald um Sonnenschein für die Feldfrüchte zu erbitten.
r Priester ließ sich seit dem Ende des achten Jahrhunderts
Mühe bezahlen, welche er mit dem häufigen Meßhal-
hatte, und da die Messen schon im neunten Seculum
t einem mal zu hunderten bestellt wurden, so mußte man
auf denken, recht viele Messen an einem Tag lesen zu
nen. Schade! die Kirchengesetze verboten, weiter als eine
lesen. Der Klerus erfand sich aber zu diesen Gesetzen die
sse, nur eine wo der Kelch getrunken wird, aber missa
a könnte nicht viel unkräftiger seyn als eine ganze Messe.
wurden mehrere Messen den Tag über von einem Geist-
en gelesen, und er trank in einer den Kelch für alle übri-
Das Gepränge bei Haltung dieses Abendmahls oder
er Messen wurde denn doch immer ceremonienvoller, dem
stlichen lag daran, der Handlung den höchsten Grad der
rlichkeit und des unverständlichsten Geheimnisses zu geben.
n nahm besonders seit dem Ende des neunten Jahrhun-
ts nicht mehr bloß gemeines gesäuertes Brod, sondern un-
uertes, eigentlich einzig für diesen Endzweck gebacken, nach
r besondern Form zugeschnitten, und immer kleiner zuge-
litten, damit ja niemand von der kostbarsten Sache zu
empfange.

Wie bei der feierlichsten Handlung des öffentlichen Got-
dienstes äußerliche, in die Sinne fallende, Pracht oft mit
r recht ungeschickten Verschwendung den Werth oder den

Eindruck derselben erhöhen sollte, so war es seit dem sechsten Jahrhundert, seit den Bemühungen Gregors des Großen ... mit allen Theilen des Gottesdienstes. Ihm verdankt die Römische Kirche die gegenwärtige Form ihres Meßkanons, wie sonst die wichtigsten Theile ihrer Religionsceremonien. Durch ihn wurden die heiligen Processionen erst recht aufgebracht; die Litanien, oder die besonderen Gebetsformeln für alle Feste und alle besonderen Gelegenheiten, die sich nur denken ließen, kamen in öffentlichen Kirchengebrauch. ... war im ganzen Aeußern des Gottesdienstes kein Schatten der alten Einfalt mehr da, und auch Karl der Große gab alle Mühe, die Kirchen seines Reichs wie im ganzen Gange so besonders in Ansehung des Gesangs nach Römischer Weise zu bilden. Es ist ein Beweis, wie man der ungereimtesten Sache endlich so gewohnt werden kann, daß man ... gar nicht mehr achtet — seit Gregors Zeiten wurde es ... allgemeine Sitte, daß man dem lieben Gott das Gebet ... sang.

§. 25.

Schilderung der wichtigsten Umstände, wodurch die Schicksale ... Religion und Theologie im neunten Jahrhundert bestimmt wurden.

Nichts mußte aber endlich mehr zum Verderben der Religion und Dogmatik dienen, als daß die Cultur der Muttersprachen so sehr hintangesetzt, und fast Alles nur in ... in denen einmal angenommenen Lateinischen Ausdrücken gehandelt wurde. Das Vaterunser, das Taufsymbolum lernte zwar fast jede Nation auch in ihrer Muttersprache, und besonders im neunten Jahrhundert wurden Anstalten gemacht, daß in der Muttersprache gepredigt werden sollte, aber ... ganze Zweck der zwei wichtigsten Religionshandlungen

Scheidung, die sich besonders in Frankreich und Italien
chen der lateinischen Sprache und der neuen Landessprache
ier mehr machte, nicht wenig befördert. Localumstände,
ich gerade nur in der Normandie fanden, trugen nicht we-
dazu bei, gerade in diesen Gegenden den Keim am frühe-
zu entwickeln, dort zeigte sich eben deswegen auch das Pro-
t der Romane am frühesten, dessen Einfluß selbst auf die
henhistorischen Documente so mannigfaltig war. Dort
das Institut der Chevalerie am frühesten gebildet und viel-
ht auch am wirksamsten. Alles, was im ganzen Zeitalter
streut zusammentraf, einen neuen besseren Zustand hervorzu-
ngen, war dort zufällig in einem Lande vereinigt.

Von allen neuen Versuchen aber, einigen Artikeln der
aubenslehre genaue verbesserte Bestimmungen zu geben, ver-
nt keiner vorzüglicher bemerkt zu werden, als der Versuch,
lchen der Kanonikus Berengar so unglücklich gewagt hat.

§. 30.

Berengariusische Streitigkeiten.

Paschasius Ratbert hatte zwar für seine sinnlichere Mei-
ing, von einer besondern Verwandlung des Abendmahlbrods
den Leib Christi, nach und nach besonders im zehnten Jahr-
andert eine fast entscheidende Mehrheit der Stimmen erhal-
en. Seine Meinung entsprach nämlich der ganzen theologi-
chen Vorstellungsart dieser Zeitalter viel besser als die Mei-
nung des Johannes Skotus und Ratramn, aber es blieben noch
immer Gelehrte übrig, welche das Vernunftwidrige dieser all-
gemeinern Meinung nicht ertragen konnten, und weil durch
kein Kirchengesetz befohlen war, was man glauben solle, so stand
noch völlig frei, über die Sache nach Willkühr zu disputiren.
Berengar aber, Kanonikus zu Tours in Auvergne, war viel zu
scharfsinniger Kenner der Meinungen der Alten, als daß er der

in manchen vorhergehenden Schriftstellern bei ähnlichen Verirrungen noch fanden.

Die besseren Köpfe seines Zeitalters, Johann Scotus der scharfsinnigste Philosoph, und Ratramnus, Mönch im Kloster Corvey, widerlegten nebst vielen andern diese Meinung, und vertheidigten wahrscheinlich die nachher Lutherische Meinung von der Art der Gegenwart im heiligen Abendmahl: aber der Strom war schon nicht mehr aufzuhalten; die sinnlichere Meinung bekam mehr Anhänger, und man suchte die Vertheidigung der vernünftigen Hypothese durch seltsame Folgerungen aus derselben recht verhaßt zu machen. Wenn Brod und Wein auch im Abendmahl noch Brod und Wein bleiben sollten, so müßten sie nach dem Genusse das Schicksal aller menschlichen Nahrung erfahren: ob es nicht gotteslästerlich sey, das von Brod und Wein zu sagen, die Leib und Blut Christi sind? Stercoranismus hieß die Ketzereibeschuldigung, welche immer eine Partie der andern vorwarf, und keine der andern mit Recht vorwerfen konnte. Es ist unglaublich, auf was für profane und alberne Fragen die Mönche durch solche Streitigkeiten allmählig geriethen, und wie sich nach und nach die Idee festsetzte, daß das heilige Abendmahl ein Opfer sey, das man Gott darbringe. Schon diese einzige Meinung war eine Quelle der ungereimtesten Gewohnheiten, wodurch der ganze Zweck des Abendmahls völlig verkehrt wurde.

Itzt hielt man häufig Abendmahl, ohne daß jemand außer den Priestern dasselbe genoß (missae privatae solitariae); denn die Laien giengen jetzt meistens nur dreimal des Jahrs an gewissen großen Festtagen zum Abendmahl. Oefter zu gehen war beschwerlich kostbar, weil man nicht mit leerer Hand erscheinen durfte, und die Abgaben an die Priester

che man als göttliches Recht forderte, ohnedieß zahlreich ug waren. Da Abendmahlhalten ein Opfer seyn sollte, ließ man dieß Opfer Gott durch den Priester bringen, bald empfangene Wohlthaten, bald um Gott zu bewegen, der ele seiner Vorältern oder der Kinder, die im Fegfeuer nachteten, desto schneller sich zu erbarmen, bald um Regen- ter, bald um Sonnenschein für die Feldfrüchte zu erbitten. r Priester ließ sich seit dem Ende des achten Jahrhunderts Mühe bezahlen, welche er mit dem häufigen Meßhal- hatte, und da die Messen schon im neunten Seculum t einem mal zu hunderten bestellt wurden, so mußte man auf denken, recht viele Messen an einem Tag lesen zu nen. Schade! die Kirchengesetze verboten, weiter als eine lesen. Der Klerus erfand sich aber zu diesen Gesetzen die sse, nur eine wo der Kelch getrunken wird, aber missa a könnte nicht viel unkräftiger seyn als eine ganze Messe. wurden mehrere Messen den Tag über von einem Geist- en gelesen, und er trank in einer den Kelch für alle übri- Das Gepränge bei Haltung dieses Abendmahls oder ser Messen wurde denn doch immer ceremonienvoller, dem istlichen lag daran, der Handlung den höchsten Grad der ierlichkeit und des unverständlichsten Geheimnisses zu geben. an nahm besonders seit dem Ende des neunten Jahrhun- rts nicht mehr bloß gemeines gesäuertes Brod, sondern un- säuertes, eigentlich einzig für diesen Endzweck gebacken, nach er besondern Form zugeschnitten, und immer kleiner zuge- nitten, damit ja niemand von der kostbarsten Sache zu el empfange.

Wie bei der feierlichsten Handlung des öffentlichen Got- sdiensts äußerliche, in die Sinne fallende, Pracht oft mit ner recht ungeschickten Verschwendung den Werth oder den

Eindruck derselben erhöhen sollte, so war es seit dem sechsten Jahrhundert, seit den Bemühungen Gregors des Großen ... mit allen Theilen des Gottesdiensts. Ihm verdankt die Römische Kirche die gegenwärtige Form ihres Meßkanons, so wie sonst die wichtigsten Theile ihrer Religionsceremonien. Durch ihn wurden die heiligen Processionen erst recht aufgebracht; die Litanien, oder die besonderen Gebetsformeln auf alle Feste und alle besonderen Gelegenheiten, die sich nur denken ließen, kamen in öffentlichen Kirchengebrauch. ... war im ganzen Aeußern des Gottesdienstes kein Schatten der alten Einfalt mehr da, und auch Karl der Große gab sich alle Mühe, die Kirchen seines Reichs wie im ganzen ... ge so besonders in Ansehung des Gesangs nach Römischer Weise zu bilden. Es ist ein Beweis, wie man der ungereimtesten Sache endlich so gewohnt werden kann, daß man gar nicht mehr achtet — seit Gregors Zeiten wurde es ... allgemeine Sitte, daß man dem lieben Gott das Gebet ... sang.

§. 25.

Schilderung der wichtigsten Umstände, wodurch die Schicksale ... Religion und Theologie im neunten Jahrhundert bestimmt wurden.

Nichts mußte aber endlich mehr zum Verderben der Religion und Dogmatik dienen, als daß die Cultur der Muttersprachen so sehr hintangesetzt, und fast Alles nur immer in denen einmal angenommenen Lateinischen Ausdrücken behandelt wurde. Das Vaterunser, das Taufsymbolum lernte zwar fast jede Nation auch in ihrer Muttersprache, und besonders im neunten Jahrhundert wurden Anstalten gemacht, daß in der Muttersprache geprediget werden sollte, aber der ganze Zweck der zwei wichtigsten Religionshandlungen

lche man als göttliches Recht forderte, ohnedieß zahlreich ug waren. Da Abendmahlhalten ein Opfer seyn sollte, ließ man dieß Opfer Gott durch den Priester bringen, bald empfangene Wohlthaten, bald um Gott zu bewegen, der ele seiner Voraltern oder der Kinder, die im Fegfeuer nachteten, desto schneller sich zu erbarmen, bald um Regen- tter, bald um Sonnenschein für die Feldfrüchte zu erbitten. r Priester ließ sich seit dem Ende des achten Jahrhunderts Mühe bezahlen, welche er mit dem häufigen Meßhal- hatte, und da die Messen schon im neunten Seculum t einem mal zu hunderten bestellt wurden, so mußte man rauf denken, recht viele Messen an einem Tag lesen zu nnen. Schade! die Kirchengesetze verboten, weiter als eine lesen. Der Klerus erfand sich aber zu diesen Gesetzen die osse, nur eine wo der Kelch getrunken wird, aber missa ca könnte nicht viel unkräftiger seyn als eine ganze Messe.) wurden mehrere Messen den Tag über von einem Geist- hen gelesen, und er trank in einer den Kelch für alle übri- . Das Gepränge bei Haltung dieses Abendmahls oder eser Messen wurde denn doch immer ceremonienvoller, dem eistlichen lag daran, der Handlung den höchsten Grad der ierlichkeit und des unverständlichsten Geheimnisses zu geben. Man nahm besonders seit dem Ende des neunten Jahrhun- erts nicht mehr bloß gemeines gesäuertes Brod, sondern un- esäuertes, eigentlich einzig für diesen Endzweck gebacken, nach ner besondern Form zugeschnitten, und immer kleiner zuge- hnitten, damit ja niemand von der kostbarsten Sache zu iel empfange.

Wie bei der feierlichsten Handlung des öffentlichen Got- esdiensts äußerliche, in die Sinne fallende, Pracht oft mit ner recht ungeschickten Verschwendung den Werth oder den

Eindruck derselben erhöhen sollte, so war es seit dem sechsten Jahrhundert, seit den Bemühungen Gregors des Großen ist mit allen Theilen des Gottesdienstes. Ihm verdankt die Rö mische Kirche die gegenwärtige Form ihres Meßkanons, so wie sonst die wichtigsten Theile ihrer Religionsceremonien. Durch ihn wurden die heiligen Processionen erst recht aufgebracht; die Litanien, oder die besonderen Gebetsformeln für alle Feste und alle besonderen Gelegenheiten, die sich nur denken ließen, kamen in öffentlichen Kirchengebrauch. Es war im ganzen Aeußern des Gottesdienstes kein Schatten der alten Einfalt mehr da, und auch Karl der Große gab sich alle Mühe, die Kirchen seines Reichs wie im ganzen Ge ge so besonders in Ansehung des Gesangs nach Römischer Weise zu bilden. Es ist ein Beweis, wie man der ungereimtesten Sache endlich so gewohnt werden kann, daß man gar nicht mehr achtet — seit Gregors Zeiten wurde es die allgemeine Sitte, daß man dem lieben Gott das Gebet vorsang.

§. 25.

Schilderung der wichtigsten Umstände, wodurch die Schicksale der Religion und Theologie im neunten Jahrhundert bestimmt wurden.

Nichts mußte aber endlich mehr zum Verderben der Religion und Dogmatik dienen, als daß die Cultur der Muttersprachen so sehr hintangesetzt, und fast Alles nur immer in denen einmal angenommenen Lateinischen Ausdrücken behandelt wurde. Das Vaterunser, das Taufsymbolum lernte zwar fast jede Nation auch in ihrer Muttersprache, und besonders im neunten Jahrhundert wurden Anstalten gemacht, daß in der Muttersprache gepredigt werden sollte, aber der ganze Zweck der zwei wichtigsten Religionshandlungen

ufe und Abendmahl, konnte doch unmöglich vom Volk er-
nt werden; selbst der Priester verstand kaum Latein zu
n, wer von dem Volk sollte mit Verstand hören? Ein-
ne Stücke der Bibel wurden zwar übersetzt, aber wie viel
örte damals dazu, bis ein Buch allgemein in Gang kam!
lbst Otfrieds Uebersetzung, ungeachtet sie Poesie war, wurde
ht sehr ausgebreitet, und so lange man sich nicht auf ein
ches Buch im öffentlichen Unterricht beständig bezog, so lange
ht der öffentliche Predigtunterricht recht häufig und angelegent-
h war, so nahm das Volk nur wenigen Theil an dem, was
: Gelehrten seines Zeitalters sagten und schrieben.

Und gerade dieser Volksunterricht war nur höchst spar-
n und dürftig; der ganze Gottesdienst schränkte sich immer
hr auf die Messen ein, also auf eine Religionshandlung,
n welcher das Volk durchaus keinen Sinn haben konnte,
d Karl der Große, so eifrig er suchte, allgemeine Aufklä-
ng zu verbreiten, ergriff doch bei versuchter Ausbreitung
r Religionskenntnisse ein Mittel, das gerade entgegengesetzte
irkung that. Er ließ durch einen Gelehrten an seinem Hof,
aul Warnefried, Homilien aus den Kirchenvätern über ge-
isse Evangelien- und Epistelterte zusammensuchen. Der grö-
re Theil der Bischöfe und Geistlichen war nicht im Stande,
omilien selbst zu verfertigen oder wenn sie je Bücher hatten,
ie aus denselben zusammenzusuchen; man kam ihnen also von
Seiten der Regierung zu Hülfe, und gab ihnen eine Postill
i die Hände, von deren Gebrauch man versichert war. So
urde freilich hie und da aus der Reichspostill noch eine er-
rägliche Predigt gehalten, wo vorher gar keine gehört wor-
en wäre, aber die nächste Folge war, daß sich nun niemand
nehr Mühe gab, und die Bibel selbst immer auch unter den
Gelehrten außer Gang kam, weil man das für den Alltags-

Jahre in Jerusalem die Oberherrschaft zu erkaufen. Der z
fällige Nutzen war hier, wie in vielen andern großen Re
lutionen, weit beträchtlicher als der, den man sich zum Z
gemacht hatte.

Man giebt den Päbsten gemeiniglich Schuld, daß sie
herrschsüchtigen und ehrgeizigen Absichten diese Raserei er
hätten: aber kein Menschenaug konnte wohl von Anfang
aussehn, wie sich diese Revolution entwickeln werde, und
letzte Resultat derselben war doch fatal für die Päbste.
Könige wurden durch den Ruin ihrer Vasallen groß, die
fassungen der Reiche erhielten eine festere Consistenz, die
Aufklärung wurde gerade auf eine solche Weise be
daß die Päbste bald oder spät nothwendig dabei
mußten. Ueberhaupt war längst zu einer solchen Ras
ganze innere Anlage da, daß es nur noch einen leichten
brauchte. Wer den Pabst Urban II. und Peter von A
welche diesen letzten Stoß gaben, nur von Ferne her k
gelernt hat, wird sie keiner politischen Absichten beschul

Schon seit Karls des Großen Zeiten zogen immer S
ren von Pilgrimen nach dem Orient, und so lange die
der Herrn von Palästina und Jerusalem waren, so k
sie für eine kleine Abgabe ihrer Andacht nach Bequemli
pflegen. Die Araber wurden überhaupt durch ihre w
schaftliche Bemühungen nach und nach so civilisirt, da
Christen alle gemäßigte Freiheit unter denselben genossen
ihr Religionseifer nahm, sobald eigene Secten unter de
entstanden, sogleich eine andere Richtung. Aber die
waren bald Sclaven ihrer Türkischen Miethvölker gew
Noch während daß Gregor in Europa despotisirte, ero
die Seldschuken, einer der mächtigsten Türkischen St
Syrien und Palästina, und verfuhren mit aller Schärfe

Sieger gegen die Christlichen Einwohner und gegen die
rime, deren Werth sie nicht kannten, oder gleichgültig
hteten. Wer noch das Glück hatte, glücklich nach Eu-
zurückzukommen, erzählte die überstandenen Gefahren
der Beredsamkeit eines Märtyrers, und man konnte es
so viel leichter glauben, da von mehreren Tausenden
mmer nur die Hälfte zurückkam. Keiner aber verstand
auf dieses Erzählen besser als Peter von Amiens, ein
einfältiger Mensch, dem der Kopf sehr leicht warm wer-
konnte. Ihm war der Herr Christus selbst zu Jerusalem
enen, und hatte ihm den Auftrag gegeben, die Europäi-
Christen zur Hülfe aufzufordern. Er brachte Briefe
vom Patriarchen zu Jerusalem, welche den Zustand der
en Christen eben so traurig schilderten, als vorher eine
ndtschaft des Griechischen Kaisers denselben geschildert
; und Pabst Urban wurde endlich so in Bewegung ge-
daß er eine Synode nach Piacenza ausschrieb.
Zweihundert Bischöfe, über viertausend andere Geistliche
dreißigtausend weltliche Herren erschienen. Auch Ge-
e des Griechischen Kaisers waren zugegen; aber es gieng
noch nicht, wie der Pabst gewünscht hatte. Er hielt
in eben dem Jahr zu Clermont in Frankreich eine zweite
ode, und hier merkte man sogleich, wie der Eifer des un-
ß umherziehenden Peters von Amiens die Gemüther ent-
et hatte. Alles rief, sobald Urban und Peter ihre Rede
digt hatten, „es ist Gottes Wille, es ist Gottes Wille."
nun an war dieß auch Losung in allen künftigen Kreuz
1. Eine zahllose Menge von Fürsten, Grafen, Rittern
Bauern ließ sich mit dem Kreuz von Wolle auf der
lter zeichnen; das hieß die Montur Gottes und der
e anziehen.

Der Ritter war ohnedieß durch die treugam Dei m manche Tage seiner ritterlichen Uebung gekommen; wie m war er jetzt nicht, wenn das, was schon vorher seine Neig war, auch der Weg zum Himmel seyn sollte! Der Ba dünkte sich Ritter geworden zu seyn, weil er die Waffen f ren durfte; und wie viel Freude für ihn, es gieng in s Lande! Aller Sünden und aller Sündenschulden war Kreuzfahrer quitt und ledig; nach Palästina ziehen, galt aller Buße. Er war Soldat der Kirche, genoß also alle theile eines Unterthanen der Kirche. Seine Güter st unter dem Schutz der Kirche, sie waren so heilig als Ki güter, und vor weltlichen Richtern konnte er nicht me klagt werden; Er gehörte vor das geistliche Forum. durft' ihn mehr treiben, und der Aufschub der Be wurde ihm auch nicht durch die aufwachsenden Zinsen be lich; der Kreuzzug dispensirte von den Zinsen. War Wunder, daß zu einer so reizenden, mit so vielen Vortheilen verknüpften Unternehmung zahllose Schaar Menschen zusammenströmten?

Der ganze Haufen konnte nicht mit einemmal aufbr Gottfried von Bouillon Herzog von Niederlothringen, der größten, edelsten Kriegshelden seiner Zeit, war zu führer ausersehen, er schickte aber die größten Schwärm aus oder vertheilte sie unter andere Anführer; denn se natismus war von der edleren Art, welche den Kräft Seele bloß einen stärkeren Trieb und eine neue Ri giebt, ohne dieselbe zu zerrütten.

Peter der Eremite aber zog selbst an der Spi mehr als hunderttausend Mann voraus, und keine S that ist, die nicht von seinem Haufen verübt wurde. schlugen sie überall todt, es gieng nach Palästina, dami

t alle Sänden gebüßt. Um Anlegung guter Maga-
e war man auf dem Marsch gar nicht besorgt, der Pabst
te in seiner Rede auf der Clermonter Synode versichert,
denen, die Gott lieben, gewiß nichts abgehen werde: sie
men also wo sie fänden und dafür rächten sich diejenige,
h deren Länder sie zogen, man schlug sie todt, wo man
n kleinern Haufen antraf.

Gottfried zog mit dem auserlesensten Heer von achtzigtau-
Mann durch Teutschland und Ungarn, setzte über die Meer-
von Gallipoli, und war schon im Jahr 1097. Meister
Nicäa, wo der damalige türkische Sultan von Kleinasien
Residenz hatte. Ueberall Sieger über die Türken, zog
rch Kleinasien und Syrien, eroberte die wichtigsten Plätze
die Christen, und den 5ten Jul. 1099 wurde er endlich
von Jerusalem. Wenn man nicht wüßte, wie sehr Re-
isenthusiasmus den Menschen über sich selbst erheben
, so müßte man die Geschichte dieses ersten Zuges, der
inzelnen so voll der erstaunenswürdigsten Begebenheiten
ist ganz auf die Rechnung romanenhafter Historiker schrei-
aber der Romanenschreiber dieses Zeitalters würde nicht
t haben, wie schlecht Peter von Amiens seine Rolle aus-
lt habe.

§. 2.

Fast kein Jahr vergieng, nachdem einmal feste Besitzun-
n Palästina gewonnen waren, daß nicht kleinere oder
e Haufen nach diesem Lande der Hoffnung zögen. Man
aber gewöhnlich nur fünf Hauptzüge. Gottfried von
on gab dem ersten Zug seinen Namen. Den zwei-
nachten Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII.
ankreich. Die Nachricht von den großen Eroberungen
dins, Atabekischen Sultans von Syrien, hatte die from-

men Europäischen Seelen in neue Bewegung gesetzt: der hei-
lige Bernhard von Clairvaux schärfte den Königen das Ge-
wissen, und die vereinigte Macht der beiden Reiche Teutsch-
land und Frankreich schien den Prophezeihungen des eifrigen
Cisterciensers den glücklichsten Erfolg zu versprechen. Aber
der heilige Bernhard hatte wohl Recht, wenn er das über
alle Befürchtung traurige Ende den Sünden der Christen
schrieb, den Lastern der Kreuzfahrer, der tückischen Bos-
der Griechischen Christen, und selbst auch der Untreue de
welchen man in Palästina helfen wollte.

So viel Teutsches Blut aber dieser Kreuzzug ge
so unternahm doch vierzig Jahre nachher Friedrich I.
neuen, der, weil die Unternehmung dießmal auch
risch groß und gegen einen der berühmtesten Helden der
gläubigen gerichtet war, eben so zahlreichen Teutschen
wieder herbeizog, als jener erstere. Es hatte sich neh
Saladin, der lange bloß als Wesir in Aegypten regiert,
seines Sultans Tode unabhängig gemacht, und mit der Sch
nigkeit eines Cäsarglücks Syrien und Palästina unterj
selbst Jerusalem wieder erobert. Kaiser Friedrich schien
einzige zu seyn, der es ihm wieder entreissen konnte; aber
fand noch auf dem Marsche in Armenien seinen Tod,
der zugleich veranstaltete Kreuzzug beider Könige von Engl
und Frankreich Richard I. und Philipp II. konnte bei
Verschiedenheit der Charaktere und Interessen dieser zwei F
zen unmöglich einen Ersatz jenes Verlusts geben, er verm
die Schmach der Christen, und brachte den Krieg aus Pa
stina nach Europa zurück.

Ungeachtet der sichtbar unglücklichen Folgen wurde
doch jedem König, der die Hülfe des Römischen Hofs nöthi
hatte, und besonders den Teutschen Königen zur Dankba

…pflicht gemacht, die Christen in Palästina zu retten. Auch …ser Friedrich II. that endlich im Jahr 1229 einen neuen …, aber der Bann des Pabsts, den er vorher durch sein zehen…iges Zaudern verdient haben soll, verfolgte ihn nun selbst nach …ästina, weil ein verbannter, ohne neue Erlaubniß des …bsts das heilige Land zu erobern nicht hätte wagen sollen. …drich eroberte zwar Jerusalem, aber selbst durch eigene An…genheiten gedrungen eilte er zu schnell zurück nach Italien, … daß das durch innere Uneinigkeiten geschwächte Reich der …isten gegen die erneuerten Angriffe der Unglaubigen hätte …dauern können. Nach vierzehn Jahren gieng selbst Jeru…m wieder verloren, und der Versuch König Ludwigs IX. … Frankreich, so viel auch sein veränderter Plan zu verspre…n schien, hatte nach dem Unglück bei Mansura in Unter…ypten nicht einmal so weit glückliche Folgen, daß die Mor…ländischen Christen auch nur Erleichterung gewannen.

Sieben und zwanzig Jahre nach Ludewigs Tode, der 1297 …f einem zweiten Kreuzzuge in Afrika starb, gieng auch der …te Ueberrest Christlicher Herrschaft im heiligen Lande, Pto…mais vollends verloren.

So war also nach zweihundertjährigen Bestrebungen mit …m Verlust mehrerer Millionen Menschen, wenigstens für …n Zweck, auf welchen man zunächst losgestürmt hatte, gar …ichts ausgerichtet worden.

Sonst macht der Fanatismus fast immer möglich, was …ach ordentlichem menschlichen Unternehmen unmöglich schien, …ber diesmal arbeitete ihm gar zu viel entgegen, und es kam …ier nicht nur auf einen heftigen Anlauf, sondern auf aus…aurendes planmäßiges Verfahren an. Die treulosen Grie…chen thaten alles, was den Lateinern schädlich werden konnte, …nd zu ihrem Sectenhaß kam noch die Furcht, von diesen

Der Ritter war ohnedieß durch die treugam Dei m manche Tage seiner ritterlichen Uebung gekommen; wie fr war er jetzt nicht, wenn das, was schon vorher seine Neigu war, auch der Weg zum Himmel seyn sollte! Der Ba dünkte sich Ritter geworden zu seyn, weil er die Waffen fü ren durfte; und wie viel Freude für ihn, es gieng in sei Lande! Aller Sünden und aller Sündenschulden war Kreuzfahrer quitt und ledig; nach Palästina ziehen, galt aller Buße. Er war Soldat der Kirche, genoß also alle theile eines Unterthanen der Kirche. Seine Güter st unter dem Schutz der Kirche, sie waren so heilig als Ki güter, und vor weltlichen Richtern konnte er nicht me klagt werden; Er gehörte vor das geistliche Forum. durft' ihn mehr treiben, und der Aufschub der Bez wurde ihm auch nicht durch die aufwachsenden Zinsen besc lich; der Kreuzzug dispensirte von den Zinsen. War e Wunder, daß zu einer so reizenden, mit so vielen ä Vortheilen verknüpften Unternehmung zahllose Schaaren Menschen zusammenströmten?

Der ganze Haufen konnte nicht mit einemmal aufbre Gottfried von Bouillon Herzog von Niederlothringen, der größten, edelsten Kriegshelden seiner Zeit, war zum führer ausersehen, er schickte aber die größten Schwärme aus oder vertheilte sie unter andere Anführer; denn sei natismus war von der edleren Art, welche den Kräfte Seele bloß einen stärkeren Trieb und eine neue Ri giebt, ohne dieselbe zu zerrütten.

Peter der Eremite aber zog selbst an der Spitze mehr als hunderttausend Mann voraus, und keine Sc that ist, die nicht von seinem Haufen verübt wurde. J schlugen sie überall todt, es gieng nach Palästina, damit

en alle Händen gebüßt. Um Anlegung guter Maga- ne war man auf dem Marsch gar nicht besorgt, der Pabst tte in seiner Rede auf der Clermonter Synode versichert, ß denen, die Gott lieben, gewiß nichts abgehen werde: sie hmen also wo sie fanden und dafür rächten sich diejenige, rch deren Länder sie zogen, man schlug sie todt, wo man in kleinern Haufen antraf.

Gottfried zog mit dem auserlesensten Heer von achtzigtau- d Mann durch Teutschland und Ungarn, setzte über die Meer- e von Gallipoli, und war schon im Jahr 1097. Meister t Nicäa, wo der damalige türkische Sultan von Kleinasien e Residenz hatte. Ueberall Sieger über die Türken, zog durch Kleinasien und Syrien, eroberte die wichtigsten Plätze die Christen, und den 5ten Jul. 1099 wurde er endlich r von Jerusalem. Wenn man nicht wüßte, wie sehr Re- insenthusiasmus den Menschen über sich selbst erheben n, so müßte man die Geschichte dieses ersten Zuges, der einzelnen so voll der erstaunenswürdigsten Begebenheiten fast ganz auf die Rechnung romanenhafter Historiker schrei- : aber der Romanenschreiber dieses Zeitalters würde nicht hlt haben, wie schlecht Peter von Amiens seine Rolle aus- ielt habe.

§. 2.

Fast kein Jahr vergieng, nachdem einmal feste Besitzun- in Palästina gewonnen waren, daß nicht kleinere oder ere Haufen nach diesem Lande der Hoffnung zögen. Man : aber gewöhnlich nur fünf Hauptzüge. Gottfried von illon gab dem ersten Zug seinen Namen. Den zwei- machten Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. rankreich. Die Nachricht von den großen Eroberungen eddins, Atabekischen Sultans von Syrien, hatte die from-

men Europäischen Seelen in neue Bewegung gesetzt: der heilige Bernhard von Clairvaux schärfte den Königen das Gewissen, und die vereinigte Macht der beiden Reiche Teutschland und Frankreich schien den Prophezeihungen des eifrigen Cistercensers den glücklichsten Erfolg zu versprechen. Aber der heilige Bernhard hatte wohl Recht, wenn er das über alle Befürchtung traurige Ende den Sünden der Christen zuschrieb, den Lastern der Kreuzfahrer, der tückischen Bosheit der Griechischen Christen, und selbst auch der Untreue derer, welchen man in Palästina helfen wollte.

So viel Teutsches Blut aber dieser Kreuzzug gekost[e]
so unternahm doch vierzig Jahre nachher Friedrich I. ein[en]
neuen, der, weil die Unternehmung dießmal auch krie[ge]risch groß und gegen einen der berühmtesten Helden der Un[]gläubigen gerichtet war, eben so zahlreichen Teutschen A[del]
wieder herbeizog, als jener erstere. Es hatte sich nehmli[ch]
Saladin, der lange bloß als Wesir in Aegypten regiert, na[ch]
seines Sultans Tode unabhängig gemacht, und mit der Schl[eu]nigkeit eines Cäsarglücks Syrien und Palästina unterjo[cht,]
selbst Jerusalem wieder erobert. Kaiser Friedrich schien [der]
einzige zu seyn, der es ihm wieder entreissen könnte; aber
fand noch auf dem Marsche in Armenien seinen Tod, u[nd]
der zugleich veranstaltete Kreuzzug beider Könige von Engl[and]
und Frankreich Richard I. und Philipp II. konnte bei [der]
Verschiedenheit der Charaktere und Interessen dieser zwei Pri[n]zen unmöglich einen Ersatz jenes Verlusts geben, er verme[hrte]
die Schmach der Christen, und brachte den Krieg aus Pa[lä]stina nach Europa zurück.

Ungeachtet der scheinbar unglücklichen Folgen wurde
doch jedem König, der die Hülfe des Römischen Hofs nöt[ig]
hatte, und besonders den Teutschen Königen zur Dankb[ar]

keitspflicht gemacht, die Christen in Palästina zu retten. Auch Kaiser Friedrich II. that endlich im Jahr 1229 einen neuen Zug, aber der Bann des Pabsts, den er vorher durch sein zehenjähriges Zaudern verdient haben soll, verfolgte ihn nun selbst nach Palästina, weil ein verbannter, ohne neue Erlaubniß des Pabsts das heilige Land zu erobern nicht hätte wagen sollen. Friedrich eroberte zwar Jerusalem, aber selbst durch eigene Angelegenheiten gedrungen eilte er zu schnell zurück nach Italien, als daß das durch innere Uneinigkeiten geschwächte Reich der Christen gegen die erneuerten Angriffe der Unglaubigen hätte ausdauern können. Nach vierzehn Jahren gieng selbst Jerusalem wieder verloren, und der Versuch König Ludwigs IX. von Frankreich, so viel auch sein veränderter Plan zu versprechen schien, hatte nach dem Unglück bei Mansura in Unteregypten nicht einmal so weit glückliche Folgen, daß die Morgenländischen Christen auch nur Erleichterung gewannen.

Sieben und zwanzig Jahre nach Ludewigs Tode, der 1297 auf einem zweiten Kreuzzuge in Afrika starb, gieng auch der letzte Ueberrest Christlicher Herrschaft im heiligen Lande, Ptolemais vollends verloren.

So war also nach zweihundertjährigen Bestrebungen mit dem Verlust mehrerer Millionen Menschen, wenigstens für den Zweck, auf welchen man zunächst losgestürmt hatte, gar nichts ausgerichtet worden.

Sonst macht der Fanatismus fast immer möglich, was nach ordentlichem menschlichen Unternehmen unmöglich schien, aber diesmal arbeitete ihm gar zu viel entgegen, und es kam hier nicht nur auf einen heftigen Anlauf, sondern auf ausdaurendes planmäßiges Verfahren an. Die treulosen Griechen thaten alles, was den Lateinern schädlich werden konnte, und zu ihrem Sectenhaß kam noch die Furcht, von diesen

Abendtheurern überwältigt zu werden, deren Sitten und ganze Art, Krieg zu führen, dem Griechen auffallend-schröcklich war. Schon die Veränderung des Teutschen Klima mit dem Syrischen mußte tausenden der Teutschen Ritter nachtheilig werden, und gewöhnlich nahm man auch einen Weg, der außer der damaligen geographischen Unkunde schon allein durch seine Länge die Armee bis zur Hälfte herabbringen mußte. Billig hätte immer Aegypten zuerst angegriffen, zuerst erobert werden sollen, um von dorther Herrschaft über die See und freieste Zufuhr aller Lebensmittel zu behaupten.

In Palästina selbst war also durch zweihundertjährige Kriege kein Land für die Christliche Religion erobert worden, aber der einmal rege Rittergeist hatte sich auch gegen andere Länder gewandt, welche bisher noch von den so genannten Unglaubigen besetzt waren, und daurende Besitzungen hier erworben. Die Ritterzüge nach Spanien und Portugal waren eine mächtige Unterstützung der dasigen Christlichen Königreiche. Heinrich der Löwe unterwarf sich die heidnischen Wenden in Meklenburg und Pommern, indeß Kaiser Konrad III. seine Kreuzarmee nach Syrien führte. Auch Preussen ist endlich Land der Kreuzzüge geworden, und eine Ritterconsociation, zu welcher Kaiser Friedrichs II. Kreuzzug die nächste Veranlassung gegeben, hatte sich dort durch gewaffneten Eifer für Christlichen Glauben ein Fürstenthum erkämpft.

Unter den vielfältigen Ritterconsociationen, zu welchen besonders die Kreuzzüge Veranlassung gegeben, haben sich vorzüglich folgende drei auf die Nachwelt berühmt gemacht.

§. 3.

Ritterorden.

Noch ehe die Kreuzzüge anfiengen, hatten sich einige Rit

r zu Jerusalem vereinigt, der armen Pilgrime in einem da-
gen Hospitale zu pflegen. Der Schutzheilige des Hospitals
ib ihnen den Namen Johanniter. Da dieser Krankenpfle-
r viele wurden, das Hospital große Reichthümer erhielt,
entschloß sich der Aufseher desselben mit seinen Brüdern
ch im Felde gegen die Unglaubige zu dienen, einen Theil
ner Genossenschaft in den Hospitälern als Krankenwärter
rückzulassen, einen Theil zu Predigern in den Kirchen des
dens zu bestimmen, und mit den übrigen auf eigene Ko-
n zu dienen. Der Pabst bestätigte die fromme Absicht,
d als sich Palästina nicht mehr retten ließ, suchten sie von
pern aus den Türken Schaden zu thun. Sie erwarben
endlich Rhodis, und wie ihnen Suleiman II. auch diese
sel abdrang, so gab ihnen Karl V. Maltha.

Nicht für Krankenwartung sondern gleich anfangs allein
gewaffnete Vertheidigung gegen die Unglaubige — be-
mmten sich die Tempelherrn. Das erste Haus, das
en König Balduin II. in seiner Residenz einräumte, lag
weit dem Tempel Salomons. Daher ihr Name. Nur
e Zeit überlebte dieser Orden den unglücklichen Zeitpunct,
jeder Ueberrest Christlicher Herrschaft in Palästina
ilgt wurde. Seine Reichthümer reizten die Begierde
lipps des Schönen, Königs in Frankreich, wie etwa
er ihr Betragen in den Händeln mit Bonifacius seine
he gereizt hatte, und der Pabst, der hier die ersten Fol-
seines in Frankreich genommenen Aufenthalts kennen
te, mußte endlich auf der Synode zu Vienne ein Opfer 1311
igen, das Philipp noch vor dem richterlichen Synodal-
spruch unbarmherzig genommen hatte.

Die Teutschen Ritter entstanden fast ein Jahrhundert
ter als beide erstere Orden, weil Teutschland viel später

als Frankreich und Italien an den Kreuzzügen Theil genommen hatte, auch einen eigenen Orden nöthig zu haben schien, da jene zwei ersteren Orden fast ganz von Französischen Rittern besetzt waren. Die Belagerung von Ptolemais gab die nächste Veranlassung zu Entstehung einer solchen Ritterverbindung, und Cölestin III. erhub sie zu einem Orden. Bloß Teutsche — so foderte es ihr Zweck — konnten in diese Verbindung kommen, und da sich gleich die ersten Ordensmeister gar nicht darauf einschränkten, bloß in Palästina sich behaupten zu wollen, so rief Herzog Konrad von Masovien dieselben nach Preussen, wo ihr Schwert eben so bekehrte, wie Karl der Große die Sachsen bekehrt hatte. Der Orden war anfangs äußerst strenge, und selbst auch da noch äußerst streng, wie sich ihre Pflicht auf Vertheidigung der Christlichen Religion überhaupt erweiterte. Sie waren die einzigen Ritter, welche, auch nachdem es unmöglich war, länger in Palästina zu bleiben, der Ausbreitung der Christlichen Religion in Europa noch nützten. Die Preussen hatten sich gegen alle Predigten ihrer Apostel und besonders die der Cisterciensermönche eigensinnig gemacht, und konnten auch durch die Kreuzzüge der Dänen, Polen und Pommern nicht bezwungen werden. Herzog Konrad von Masovien bat sich also endlich vom Pabst die Teutschen Ritter aus, und diese machten den heidnischen Preussen zum Christen, zugleich aber auch zu ihrem gedrückten Unterthan. Eine fast ununterbrochene Reihe ein acht und fünfzigjährigen Blutvergiessens schwächte die Macht des Volks so sehr, daß es endlich an Kraft oder in manchen Gegenden an Menschen fehlte. Mit gleicher Grausamkeit erweiterten die Teutschen Ritter die Gränzen der Christenheit auch nach Litthauen hinein.

§. 4.

lai=Lonna. Dschingis=Chans Nachfolger. Litthauen für das Christenthum gewonnen.

Indeß der Römische Bischof, Moses und Aaron zugleich n wollte, und dafür selbst auch die Revolution der Kreuzzüge ützte, so kam ein sogenannter Nestorianischer Priester im lichen Asien viel schneller zu diesem Zweck. Er machte sich h dem Tode des Kenchans, Königs von Tibet, mit Ge- lt der Waffen zum Herrn des Reichs, war Oberpriester d König, und spielte diese Rolle mit aller der Eitelkeit und handlung seiner Unterworfenen, welche man bei Asiatern wohnt ist. Ob man dieses Phänomen in der Geschichte Ausbreitung der Christlichen Religion für wichtig hal- dürfe ist ungewiß. Kaum kann diese Religion des Da- i=Lonna Christenthum heißen; denn ihr höchst ungereimter erglaube übertrifft alles dieser Art, was man sonst in der schichte der Christlichen Völker nicht weit suchen darf. erhaupt war wohl dieser sogenannte Priester Johann ein so mächtiger Monarch, als man aus seinen eigenen roßsprechereien gegen Kaiser Friedrich I. geglaubt hat. chingischan, ein vielleicht noch größerer Held als Fried- h und Saladin, auf deren Zeitalter er unmittelbar folgt, erwarf sich denselben, und die nachfolgende Wiedervereini- ng der geistlichen und weltlichen Macht hat der Christli- n Religion keinen weitern Nutzen geschafft.

Aber Dschingischans Nachfolger wurden in Polen, Ruß- nd und beinahe selbst auch einem Theile von Teutschland en das für die Christliche Religion, was ehmals Norman- er und Madscharen gewesen waren. Wie ein Heer verwü- tender Heuschrecken verbreitete sich der Schwarm über den größten Theil des östlichen und westlichen Asiens, über Ruß-

land, Polen und Schlesien; und im ersten Flug wurde in China, Indien und Persien der Christen so wenig geschont als in Europa. Nirgends war Hülfe, dieser tobenden Eroberer sich zu erwehren. Die Teutschen Ritter thaten zwar ihre Pflicht, aber dreissigtausend Mann blieben in der Schlacht bei Liegnitz. Kaiser Friedrich II. anstatt mit einer Armee z marschiren, schrieb Briefe an die Europäischen Könige, vo Versicherungen was er thun wolle, und Pabst Innocenz I schickte ein Paar Bettelmönche an den Großchan, ihn z Buße und Annahme des Christenthums zu ermahnen.

Es war, als ob Gottes Vorsehung nur zeigen wo was sie thun könnte; denn so wenig sich auch Teutsch anders wehren konnte als mit Bußtagen und Messel so sehr die Tataren diese Schwäche kennen gelernt ha so kamen sie doch nicht mehr, und die kleine Verbin welche durch die päbstliche Gesandtschaft zwischen den E päern und diesen Tataren gestiftet wurde, brachte soga Christlichen Religion noch einigen Nutzen. Die päbst Gesandten, Leute vom gewöhnlichen Missionariusschlag, meisten hie und da Christliche Gemeinen im östlichen A Johann von Monte Corvino übersetzte sogar das neue T ment und den Psalter in das Tatarische, wurde vom P zum Erzbischof in Peking ernannt, und bekam mehrere schöfe subordinirt. Die Freude dauerte aber kaum ein bes Jahrhundert, da wahrscheinlich eine Staatsrevolutio China den völligen Untergang der Christlichen Religion förderte.

Außer dieser schnell wieder zernichteten Ausbreitung Christenthums war Litthauen das einzige Land, das im zehnten Jahrhundert gewonnen wurde. Der Litthauische F Jagello suchte König in Polen zu werden. Die jün

hter des letzten Piasten, Königs Ludwigs, deren Braut-
ß die Krone Polen war, wollte nur einen Christen zum
ahl haben, nun hielt Jagello, wie Heinrich IV., die
ne einer Messe werth, er bestieg den Thron unter dem
nen Wladislav II.; sein Volk mußte zugleich mit ihm
hen.

§. 5.

r. Hauptrevolutionen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Höchsttraurig aber sind für die Kirchengeschichte die Be-
heiten der letzten Jahrzehende des vierzehnten und der An-
des fünfzehnten Seculums. Timur, ein Tatarischer
von Kesch bei Samarkand hatte sich nach und nach mit
em Glück in die obersten Wesirstellen des Dschagatai-
Chans geschwungen, daß er endlich Selbstherr wurde,
kriegerischer als Dschingischan stürmte er über Persien
Indien hin, unterjochte Astrakan und Kasan, drang in
nd ein. Den Türkischen Sultan Bajeßid stürzte er
höchsten Gipfel seines Kriegsglücks herab, und nur sein
ettete Sina von einer neuen Mogolischen Unterjochung.
r war ein Muhamedaner von der Secte der Schijiten,
nahm als Glaubensartikel an, was auch die damalige
liche Kirche dafür hielt, daß man die Genossen anderer
ionen und Secten mit Feuer und Schwert bekehren
. Christen und Türken verfolgte er deswegen mit un-
ter Grausamkeit, und sein Tod war für beide die größte
lthat.

Die wichtigsten Veränderungen der politischen Welt
gen sich gleichsam in die zweite Hälfte des fünfzehnten
rhunderts zusammen, und alle haben mehr oder weniger,

früher oder später den größten Einfluß auf den Zustand d
Christlichen Kirche gehabt.

Im dritten Jahr dieser zweiten Hälfte des fünfzeh
Seculums wurde auch der letzte Ueberrest des Griechisch
1453 talischen Kaiserthums vollends vertilgt. Muhammed
machte die heilige Sophienkirche zur Moschee. Die
Griechische Kirche seufzt nun ohne Rettung in der dr
sten Sklaverei, und doch waren die Türken noch men
gegen die Christen in ihren Ländern, als diese ge
Muhammedaner, wo sie denselben ihren orthodoxkat
Eifer fühlen lassen konnten. Ferdinand von Cast
1491 berte Grenada, das dürftige Ueberbleibsel der ehe
über ganz Spanien verbreiteten Arabischen Oberh
Er hielt den Ueberwundenen die versicherte Religion
wie Ludwig XIV. das Edict von Nantes, und de
vieler tausend Juden, der thätigsten seiner Unterthane
er mit Gewalt vertrieb, wurde ihm vom Pabst
reich vergolten, durch den Titel katholischer
Wie traurig für den, der in großen Männern d
Jahrhunderte die Würde der Menschheit verehrt,
Ximenez, Spaniens Richelieu, alle diese Entwür
und so viel in seinen Kräften war, mit ausgeführ

Mit dem letzten Jahrzehend des fünfzehnten
eröffnet sich endlich ein ganz neuer Schauplatz.
hälften, zwischen welchen vielleicht seit mehreren
den keine Verbindung war, bringt das unterneh
eines Genuesischen Seefahrers in die entscheiden
weise Wirksamkeit. Unter den Waaren, welc
päer und besonders der Spanier sogleich an all
neu bekannt gewordene Völker absetzen wollte,
ersten — seine Art des Gottesdiensts. Schon

hatten bei ihren allmäligen Entdeckungen der kleinen Ab- iche auf der Afrikanischen Küste dem Christenthum ei- Colonien gewonnen; sie hatten dieses dem Pabst ver- n müssen, da ihnen derselbe mit unerhörter Großmuth inder schenkte, welche sie entdecken würden, und durch Früchte der Dankbarkeit waren auch die Spanier ge- macher Alexander VI. eine so schöne Person [illegible] der Zeichnung seiner Demarkationslinie [illegible] [illegible]

die brauchbarsten Werkzeuge seiner mehr politischen als theo-
logischen Absichten genützt, aber doch war jener Eifer noch
nicht da, welchen der durch die Reformation erlittene Verl
weckte, und so lange Europa noch so allgemein geho
war, suchte man nicht sehr mühsam, in Asien und Am
sich zu entschädigen. Was es aber überhaupt wohl für
Christenthum gewesen seyn mag, das in dieser Periode
bekehrten Völkern gepredigt wurde? Gewöhnlich gehen
die aufgeklärtesten Theologen auf Missionen; und wa-
ren selbst auch die aufgeklärtesten dieses Zeitalters?
Schüler des Missionarius konnte denn doch nicht mehr
liche Religion wissen als sein Lehrer selbst, und Hei
vierzehnten, fünfzehnten Jahrhunderts konnten ihren
glauben nicht schneller aufgeben, als die des acht
neunten.

Es wäre dabei noch einer eigenen Untersuchung
ob nicht die immer mehr steigende Kostbarkeit des kath
Gottesdiensts der allgemeinen Ausbreitung des Christen
schädlich gewesen sey, und ob überhaupt eine Religio
tie, unter welcher die Wissenschaften mit Erfolg sich
wickeln anfangen, großen Missionseifer noch haben k

Geschichte der Hierarchie und ganzen gesellschaf Einrichtung der Christlichen Kirche.

§. 7.

Investiturstreit und Concordat.

Am Ende der vorigen Periode hatte die große me
dige Revolution angefangen, durch welche vorzügli
Teutschland das Verhältniß der Kirche zum Staat ent
den werden sollte. Die Kaiser hatten den Bischöfen R
thümer und Macht zugeworfen, und wieder die weltl

großen dieselbe als Gegenmacht zu brauchen gesucht; nun soll-
n mit einemmal alle diese so mächtig und reich gewordenen
eistlichen aus allen Lehensverhältnissen mit dem Kaiser he-
ausgerissen werden, künftighin keinen Vasallendienst thun, und
f die Ersetzung dieser wichtigen Stellen sollte der Kaiser keinen
nfluß mehr haben; er, der sich durch wirkliche Ertheilung
r gemachte Hoffnung derselben ehedem so manchen treuen
ner erworben hatte.

Man sieht im ganzen Streit deutlich, die Päbste wußten
st nicht recht was sie wollten, oder die Nachfolger faßten
ganzen Plan und die Gesinnungen dessen nicht, der zu-
den Streit rege gemacht hatte. Paschal II., der zu An-
des zwölften Jahrhunderts regierte, war so einfältig, dem
r Heinrich V. den Vorschlag zu machen, daß, wenn er
der Investitur begeben würde, die Bischöfe alle welt-
Güter herausgeben sollten. [illegible] der Kaiser ohne Be-
einschlug, denn auf einmal wäre er dadurch wenig-
auf einige Zeit [illegible]
geworden, so [illegible]
weltlichen Fürsten; [illegible]
an, er [illegible]

Unter Calixt II., der nach [illegible]
folgte, endigte sich [illegible]
Wormser Concordat, [illegible]
nach sechs [illegible]
wo wir es uns aus [illegible]
ten, daß wir es nicht wissen. [illegible]
schlossen, als ob [illegible]
gestritten worden wäre, [illegible]
bisherige Art nicht zu [illegible]
ster hatte er oft [illegible]

nichts neues; außer daß die Versicherung itzt allgemeiner wurde, und nicht bloß Privilegium war, sondern Vertrag, zwischen dem geistlichen und weltlichen Oberhaupt der Christenheit auf das feierlichste errichtet. Aber dabei war das ganze Vereinigungsinstrument der so lange entzweiten Partien so auf Schrauben gesetzt, daß es nicht zehn Jahre anstand, so fieng der Streit hie und da wieder von neuem an.

Fast eben so gieng es in Frankreich und England. Die Partien drehten sich zwischen unbestimmten Forderungen und ungleichförmigen Weigerungen herum, doch sieht man deutlich, daß es dem Klerus darum zu thun war, die Lehensverbindungen ganz aufzuheben, und mit denselben auch der ... loszuwerden, daß der König die Einkünfte des vacant gewordenen Bisthums und die Hinterlassenschaft des verstorbenen Bischofs erben sollte. Im Concordat des Pabsts mit England stand von allem diesem kein Wort, aber Anselm, der berühmte Nachfolger Lanfranks in der Stelle des Englischen Primaten, ist hier gewiß ein eben so gültiger als deutlicher Zeuge der Hauptabsichten des Klerus.

Teutschland hatte zwar im zwölften Jahrhundert an Lothar II. Konrad III. und Friederich I. drei Kaiser, ... welchen immer der Nachfolger seinen Vorgänger an ... und Einsicht übertraf, und da vollends Friedrichs Sohn und Nachfolger Sicilien erheurathete, Teutschland beinahe ...fisches Erbreich zu werden schien, so war, dem ersten Anblick nach, der Zeitpunct sehr nahe, daß bei der ob... steigenden Aufklärung des Zeitalters die Macht des ...schen Bischofs wieder zum bloßen Ansehen des ersten ...ten der Christenheit herabsinken mußte. Doch neben ... daß der Staufische Stamm gerade im Zeitpunct seines ...sten Flors innerhalb eines Jahrzehends fast völlig verd...

id daß gerade im Jahrzehend dieses Verblühens ein Mann f den päbstlichen Stuhl kam, der alle seine Vorgänger und achfolger in planmäßigem Pabstverfahren übertraf, so la n im Ganzen der damaligen Verfassung, selbst in der ganzen t der damaligen Aufklärung mehrere der stärksten, unlenk ften Hindernisse, welche das Aufkommen der weltlichen acht hinderten, und selbst im Zeitalter der größten mächtig Könige den päbstlichen Thron unerschütterlich erhielten. wichtigsten derselben waren diese.

§. 8.

Entstehung der Universitäten.

Die ganze Litteratur und mit ihr alles auf was Litteratur fluß haben kann, hatte in der ersten Hälfte des zwölften rhunderts durch ein zufälligentstandenes Institut die merk digste Veränderung erlitten. Schon lange war nehmlich vorzüglicher Zulauf zu gewissen Städten, wo sich einzelne als merkwürdigere Lehrer unter dem Schutz des Bischofs öffentlichen Unterricht niedergelassen und durch ein glück s Zusammentreffen mehrerer äußern Umstände hie und da größern Haufen Schüler gesammelt hatten, als bei Klo und Domschulen sich fanden. Unter den mehreren dieser dte zeichneten sich vorzüglich Paris und Bologna aus. Paris fanden sich Grammatiker und Theologen und Dia ker zusammen: in Bologna aber, vielleicht weil sich in m Theile Italiens, selbst durch die Jahrhunderte der Un nheit hindurch, immer die meiste Kenntniß des Römischen hts erhalten, schien vorzüglich eine Schule der Rechtsgelehr keit zu entstehen. Wenigstens zeichneten sich alle große nner, welche diese Schule hatte, immer fast einzig von die Seite aus.

So bald sich an einem solchen Orte ein großer Hauf von Lehrern und Lernenden versammelte, so schlossen sich di bei ihren gemeinschaftlichen Zwecken und bei gewissen gemei schaftlichen Bedürfnissen in eine Gesellschaft zusammen. bildeten vereinigt einen kleinen Staat unter sich, der bald a von dem Regenten gewisse Privilegien erhielt, und durch V vollkommnung seiner innern Einrichtung in kurzem vor a noch übrigen Kloster- und Domschulen auf das vortheilha sich auszeichnete. Alle diese verödeten allmälig, und diese änderung der Sammelpuncte der Studirenden hatte auf Li tur und Teutsche Kirchenverfassung einen Einfluß, dessen Größe erst nach einem Jahrhundert übersehen werden

Der letzte Ueberrest des gemeinschaftlichen Lebens der herrn war hie und da noch das Zusammenwohnen der ren gewesen, aber seitdem die Domschule verödete, ver auch vollends diese letzte Erinnerung an die alte Ver und besonders in Ansehung des Kirchenrechts bracht Jünglinge von Bologna ganz andere Kenntnisse zurück sie auf einer benachbarten Kloster- oder Domschule ge ben würden. Italiänische Kirchenverfassung war d ster, das sie in Bologna vor Augen hatten, Italiä ren ihre Lehrer, der Römische Hof das Muster in d dessen usus modernus durch die Vorlesungen der P vorzüglich bekannt und unvermerkt als einzige R angesehen wurde.

Kein anderer Canal hätte auch erwünschter de sich öffnen können, um jedes ihrer neuen Gesetze dem ganzen Europäischen Publicum mitzutheilen, zufällig entstandene Institut in Bologna war, u Römischen Bischöfe mit allem Bewußtseyn der Wi Sache auf dieses neue Institut zu wirken, dasselb

Interesse zu erhalten suchten, so wirkte auch das Institut lbst wieder auf die Römische Hierarchie zurück, scharfsinnige anonisten wurden Päbste, und was vorher oft bloß nur zelne Gewaltthätigkeit oder Prätension war, wurde nun zgebildetes System.

Eben so sichtbar war endlich auch der Einfluß dieser en Institute auf das Ganze der theologischen Litteratur. sich nun die scharfsinnigsten und thätigsten Köpfe ganzer lter an einem Orte vereinigt fanden, da neben der [illegible] Verschiedenheit ihrer Denkart der wechselweise [illegible] derselben auch durch persönliches Interesse, durch [illegible] und Eigennutz gereizt wurde, so arteten bald Disciplinen in einen [illegible] Scepticismus aus, und über allem disputirt wurde, auch sowohl Wahrheit zu des Genies nach dem siegreichen Disputiren geschätzt so entstand schon mit der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein höchst ausgearteter theologischer Schu[illegible] neben welcher unmöglich, wie bisher Grammatik und he Litteratur [illegible] haben konnten.

Offenbar that [illegible] der [illegible] r keinen ganz [illegible] ß von Lehr[illegible] k, neue [illegible] n Köpfe [illegible] Bemühung [illegible] Christliche [illegible] ciplinen [illegible] den, [illegible] der Kirche.

§. 9.

Römisches Recht.

Das Römische Recht war in Italien seit Kaiser Ju-
nians Zeiten, ungeachtet so vieler alles zerstörenden Re-
lutionen besonders in den Provinzen des Exarchats nie au
Gang gekommen, und selbst auch außer den zuletzt sehr
engten Gränzen des letztern hatte sich dasselbe hie und da
andern Gegenden erhalten, weil Longobarden und Fra
der freien Willkühr eines jeden überließen, nach welchen
setzen er leben, nach welchen Gesetzen er gerichtet seyn wo
Unstreitig war zwar die große Barbarei des zehnten J
hunderts der Kenntniß eines geschriebenen höchst besti
ten Rechtes sehr nachtheilig, aber so bald bei Wiederh
lung einiger allgemeinen politischen Ruhe alte Sch
wieder hervorgesucht, Rechte sorgfältiger erörtert wurde
wachte auch Angedenken an Römisches Recht wiede
Da denn auch die ganze Beschaffenheit desselben den st
digen Disputirgeist des Zeitalters nährte, da ein besti
geschriebenes Recht in der Collision mit unbestimmten
vanzen leicht die Oberhand gewinnen mußte, auch sch
Heinrich V. die Römischen Rechtsgelehrten vorzüg
schätzt wurden, so erhielt dasselbe in kurzem ein solc
sehen, daß das Schicksal ganzer Städte und Län
allein nur nach seinen Grundsätzen entschieden wurd

Niemand scheint damals bei der unerwartet gr
gemeinwerdung desselben eingefallen zu seyn zu frag
das fremde Recht? denn Römisches Recht hielt
für fremdes Recht, Justinian war Römischer Ka
Friedrichs war's auch; also galt Justinian als
Regimentsvorfahre, der Nachfolger brachte nur
Reichsgesetze in Gang. Auch nahm daher ni

Teutsche, sondern Spanier, Franzosen und Engländer das
neue Recht an; denn es war eine der Partialideen der
neuen Entdeckungen des Zeitalters, daß alle Europäische Kö-
nige eigentlich nur Provincialkönige seyen, und wie Gott
der Kirche ein geistliches Haupt gesetzt, so habe die Chri-
stenheit auch nur ein weltliches Oberhaupt, unter welchem
alle übrige Häupter vereinigt seyen.

Die Päbste merkten früh genug, wohin endlich das neue
Recht führen möchte; aber gegen den herrschenden Ton ei-
nes Zeitalters, zu dessen Hervorbringung und Erhaltung so
viel zufällige Umstände sich vereinigt hatten, vermochten
päbstliche Befehle eben so wenig, als die wiederholten Kla-
gen der Kirchenpatrioten, welche mit äußerster Wehmuth
die Kenntnisse der alten Kirchengesetze gegen das neue Recht
verschwinden sahen. Glücklicherweise wurde gerade noch im
höchsten Krise des entscheidenden Zeitpuncts ein Gegen-
mittel gefunden, wodurch selbst der herrschende Hang des
Zeitalters zum Vortheil des Kirchenrechtes gegen das neuent-
standene Recht [illegible] werden konnte.

§. 10.

Decretum Gratiani, seine nähern und entferntere Folgen. Wie
der Pabst [illegible] immer mehr mächtig machte.

In einem der zu Bologna compilirte ein Mann,
Namens Gratian, eine Sammlung von Kirchengesetzen, die
ganz nach den [illegible] Bedürfnissen dieses Zeitalters
eingerichtet war. [illegible] es nicht fehlen konnte, sie mußte be-
sonders [illegible] und in den häufigsten Em-
pfehlungen [illegible] des [illegible] Rechts eine glück-
liche [illegible] der Römischen Rechtskunde werden.
Der [illegible] Werks war so angelegt, daß man eine
[illegible], der welcher nur recht gelehrt fra-

gen und für oder wider eine Meinung mehrere Gründe anführen lernte. Das Werk war nicht so stark, als manche vorhergehende ähnliche Sammlungen, und doch zugleich auch nicht zu mager, um als Innbegriff des Kirchenrechts angesehen werden zu können. Auch konnte im damaligen Zeitalter demselben nicht schädlich seyn, daß es voll historischer, chronologischer und kritischer Fehler war; denn selbst von dieser Seite betrachtet, war es doch sehr viel vollkommner als die meisten vorhergehenden ähnlichen Werke.

Die Päbste und alle, so noch einige Liebe zu den alten Kirchengesetzen hatten, beförderten die Ausbreitung desselben. Es stand auch kaum dreißig Jahre an, so theilten sich die Juristen schon in zwei große Factionen, Legisten und Decretisten. Der kanonischen Sammlungen wurden mehrere, aber wenigstens die wichtigsten derselben schlossen sich lange nur als Supplemente an Gratians Decret an.

Unstreitig hat dieses Buch der päbstlichen Hierarchie genützt. Das Kirchenrecht ist zufällig durch dasselbe zur eigenen Disciplin gemacht worden, und hat als eigene Disciplin in kurzem die Verfeinerung und Entwicklung erhalten, welche bei den sonstigen Grundsätzen, auf welchen Gratianisches Recht beruhte, immer mehrere Gelegenheit zu Kirchenprocessen, zu Appellationen nach Rom und Entscheidungen des Römischen Hofs gaben. Das Band der Römischen Hierarchie wurde merklich stärker angezogen, und Angelegenheiten, welche man ehmals zum Sprengelrecht einzelner Bischöfe und Erzbischöfe oder zur Jurisdiction von Provincialsynoden gerechnet hatte, wurden nach Rom gebracht.

Beweise hievon giebt die Geschichte der Kanonisationen und der Exemtion der Mönchsorden.

Bis ins zehnte Jahrhundert hatte jeder Bischof in seiner Diöcese das Recht, einen Mann, bei dessen Grabe vielleicht Wunder geschahen oder der überhaupt im Geruche der Frömmigkeit gestorben, für einen Heiligen zu erklären, welchem zu Ehren Kirchen und Capellen errichtet werden, den man als einen himmlischen Schutzpatron anrufen dürfte; doch galt er immer nur in der Diöcese dieses Bischofs. Im zehnten Jahrhundert hatten einmal die Augsburger Domherrn den unglücklichen Stolz, ihren Bischof Ulrich nicht nur zum augsburgischen Diöcesheiligen, sondern auch zum Universalheiligen der ganzen Kirche erklären lassen zu wollen. Sie baten den Pabst um seine Heiligsprechung, und dieser bediente sich anfangs des neuangebotenen Rechts höchst selten, und bloß in der fortdaurenden Concurrenz der alten Besitzer desselben, daß nie Eifersucht oder Streit darüber entstehen konnten. Da aber seit dem zwölften Jahrhundert der Römische Bischof immer mehr Mittelpunct alles Rechts und aller Gnade in der abendländischen Kirche wurde, so erklärte er endlich auch das Heiligsprechen für sein Monopol, und Alexander III. verbot allen übrigen Bischöfen das Kanonisiren.

Eben so stieg der Mißbrauch der Klosterexemtionen. Schon war in der vorigen Periode Klage gewesen, wenn auch nur einzelne Klöster von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe sich frei sprechen ließen, und gegen einen jährlichen Tribut dem Römischen Stuhl unmittelbar sich unterwarfen. Schon in einzelnen Klöstern wurde daher ein Zerfall der Zucht und Ordnung empfunden, aber nun wagten es ganz neue Ordensfamilien schon gleich bei ihrer Stiftung von allen gewöhnlichen Diöcesanbanden sich loszumachen. Auch glaubte man wohl den daraus befürchteten Schaden zu verhüten, indem man

men Europäischen Seelen in neue Bewegung gesetzt: der heilige Bernhard von Clairvaux schärfte den Königen das Gewissen, und die vereinigte Macht der beiden Reiche Teutschland und Frankreich schien den Prophezeihungen des eifrigen Cisterciensers den glücklichsten Erfolg zu versprechen. Aber der heilige Bernhard hatte wohl Recht, wenn er das über alle Befürchtung traurige Ende den Sünden der Christen zuschrieb, den Lastern der Kreuzfahrer, der tückischen Bosheit der Griechischen Christen, und selbst auch der Untreue deren, welchen man in Palästina helfen wollte.

So viel Teutsches Blut aber dieser Kreuzzug geko
so unternahm doch vierzig Jahre nachher Friedrich I. ei
neuen, der, weil die Unternehmung dießmal auch k
risch groß und gegen einen der berühmtesten Helden der U
gläubigen gerichtet war, eben so zahlreichen Teutschen Ad
wieder herbeizog, als jener erstere. Es hatte sich nehml
Saladin, der lange bloß als Wesir in Aegypten regiert, na
seines Sultans Tode unabhängig gemacht, und mit der Schn
nigkeit eines Cäsarglücks Syrien und Palästina unterjoch
selbst Jerusalem wieder erobert. Kaiser Friedrich schien d
einzige zu seyn, der es ihm wieder entreissen könnte; aber
fand noch auf dem Marsche in Armenien seinen Tod, u
der zugleich veranstaltete Kreuzzug beider Könige von Engla
und Frankreich Richard I. und Philipp II. konnte bei d
Verschiedenheit der Charaktere und Interessen dieser zwei Pr
zen unmöglich einen Ersatz jenes Verlusts geben, er verm
die Schmach der Christen, und brachte den Krieg aus Pa
stina nach Europa zurück.

Ungeachtet der sichtbar unglücklichen Folgen wurde
doch jedem König, der die Hülfe des Römischen Hofs nöthi
hatte, und besonders den Teutschen Königen zur Dankba

ritspflicht gemacht, die Christen in Palästina zu retten. Auch
aiser Friedrich II. that endlich im Jahr 1229 einen neuen
ug, aber der Bann des Pabsts, den er vorher durch sein zehen-
hriges Zaudern verdient haben soll, verfolgte ihn nun selbst nach
alästina, weil ein verbannter, ohne neue Erlaubniß des
absts das heilige Land zu erobern nicht hätte wagen sollen.
iedrich eroberte zwar Jerusalem, aber selbst durch eigene An-
legenheiten gedrungen eilte er zu schnell zurück nach Italien,
daß das durch innere Uneinigkeiten geschwächte Reich der
risten gegen die erneuerten Angriffe der Unglaubigen hätte
sdauern können. Nach vierzehn Jahren gieng selbst Jeru-
em wieder verloren, und der Versuch König Ludwigs IX.
Frankreich, so viel auch sein veränderter Plan zu verspre-
n schien, hatte nach dem Unglück bei Mansura in Unter-
ypten nicht einmal so weit glückliche Folgen, daß die Mor-
ländischen Christen auch nur Erleichterung gewannen.

Sieben und zwanzig Jahre nach Ludewigs Tode, der 1297
einem zweiten Kreuzzuge in Afrika starb, gieng auch der
te Ueberrest Christlicher Herrschaft im heiligen Lande, Pto-
nais vollends verloren.

So war also nach zweihundertjährigen Bestrebungen mit
Verlust mehrerer Millionen Menschen, wenigstens für
Zweck, auf welchen man zunächst losgestürmt hatte, gar
hts ausgerichtet worden.

Sonst macht der Fanatismus fast immer möglich, was
h ordentlichem menschlichen Unternehmen unmöglich schien,
r diesmal arbeitete ihm gar zu viel entgegen, und es kam
nicht nur auf einen heftigen Anlauf, sondern auf aus-
rendes planmäßiges Verfahren an. Die treulosen Grie-
n thaten alles, was den Lateinern schädlich werden konnte,
zu ihrem Sectenhaß kam noch die Furcht, von diesen

Abendtheurern überwältigt zu werden, deren Sitten und ganze Art, Krieg zu führen, dem Griechen auffallend-schröcklich wa Schon die Veränderung des Teutschen Klima mit dem Sy rischen mußte tausenden der Teutschen Ritter nachtheilig wer den, und gewöhnlich nahm man auch einen Weg, der außer der damaligen geographischen Unkunde schon allein durch seine Länge die Armee bis zur Hälfte herabbringen mußte Billig hätte immer Aegypten zuerst angegriffen, zuerst erob werden sollen, um von dorther Herrschaft über die See un freieste Zufuhr aller Lebensmittel zu behaupten.

In Palästina selbst war also durch zweihundertjähri Kriege kein Land für die Christliche Religion erobert w den, aber der einmal rege Rittergeist hatte sich auch g andere Länder gewandt, welche bisher noch von den so nannten Unglaubigen besetzt waren, und daurende Besitzun gen hier erworben. Die Ritterzüge nach Spanien und Po tugal waren eine mächtige Unterstützung der dasigen Chri lichen Königreiche. Heinrich der Löwe unterwarf sich d heidnischen Wenden in Meklenburg und Pommern, ind Kaiser Konrad III. seine Kreuzarmee nach Syrien führ Auch Preussen ist endlich Land der Kreuzzüge geworde und eine Ritterconsociation, zu welcher Kaiser Friedrichs Kreuzzug die nächste Veranlassung gegeben, hatte sich d durch gewaffneten Eifer für Christlichen Glauben ein Fü stenthum erkämpft.

Unter den vielfältigen Ritterconsociationen, zu welch besonders die Kreuzzüge Veranlassung gegeben, haben s vorzüglich folgende drei auf die Nachwelt berühmt gemach

§. 3.

Ritterorden.

Noch ehe die Kreuzzüge anfiengen, hatten sich einige Ri

zu Jerusalem vereinigt, der armen Pilgrime in einem da-
n Hospitale zu pflegen. Der Schutzheilige des Hospitals
ihnen den Namen Johanniter. Da dieser Krankenpfle-
viele wurden, das Hospital große Reichthümer erhielt,
ntschloß sich der Aufseher desselben mit seinen Brüdern
) im Felde gegen die Unglaubige zu dienen, einen Theil
er Genossenschaft in den Hospitälern als Krankenwärter
ickzulassen, einen Theil zu Predigern in den Kirchen des
ens zu bestimmen, und mit den übrigen auf eigene Ko-
zu dienen. Der Pabst bestätigte die fromme Absicht,
als sich Palästina nicht mehr retten ließ, suchten sie von
ern aus den Türken Schaden zu thun. Sie erwarben
endlich Rhodis, und wie ihnen Suleiman II. auch diese
l abdrang, so gab ihnen Karl V. Maltha.

Nicht für Krankenwartung sondern gleich anfangs allein
gewaffnete Vertheidigung gegen die Unglaubige — be-
mten sich die Tempelherrn. Das erste Haus, das
n König Balduin II. in seiner Residenz einräumte, lag
weit dem Tempel Salomons. Daher ihr Name. Nur
e Zeit überlebte dieser Orden den unglücklichen Zeitpunct,
jeder Ueberrest Christlicher Herrschaft in Palästina
ilgt wurde. Seine Reichthümer reizten die Begierde
lipps des Schönen, Königs in Frankreich, wie etwa
her ihr Betragen in den Händeln mit Bonifacius seine
che gereizt hatte, und der Pabst, der hier die ersten Fol-
seines in Frankreich genommenen Aufenthalts kennen
lte, mußte endlich auf der Synode zu Vienne ein Opfer 1311
ngen, das Philipp noch vor dem richterlichen Synodal-
sspruch unbarmherzig genommen hatte.

Die Teutschen Ritter entstanden fast ein Jahrhundert
ter als beide erstere Orden, weil Teutschland viel später

als Frankreich und Italien an den Kreuzzügen Theil genom-
men hatte, auch einen eigenen Orden nöthig zu haben schien,
da jene zwei ersteren Orden fast ganz von Französischen Rit-
tern besetzt waren. Die Belagerung von Ptolemais gab di
nächste Veranlassung zu Entstehung einer solchen Ritterve
bindung, und Cölestin III. erhub sie zu einem Orden. Nu
Teutsche — so foderte es ihr Zweck — konnten in diese V
bindung kommen, und da sich gleich die ersten Ordensmä
gar nicht darauf einschränkten, bloß in Palästina sich beh
ten zu wollen, so rief Herzog Konrad von Masovien die
nach Preussen, wo ihr Schwert eben so bekehrte, wie
der Große die Sachsen bekehrt hatte. Der Orden war
fangs äußerst strenge, und selbst auch da noch äußerst st
wie sich ihre Pflicht auf Vertheidigung der Christlichen
ligion überhaupt erweiterte. Sie waren die einzigen Ri
welche, auch nachdem es unmöglich war, länger in Paläs
zu bleiben, der Ausbreitung der Christlichen Religion in
ropa noch nützten. Die Preussen hatten sich gegen alle
digten ihrer Apostel und besonders die der Cistercienserm
eigensinnig gemacht, und konnten auch durch die Kreuz
der Dänen, Polen und Pommern nicht bezwungen we
Herzog Konrad von Masovien bat sich also endlich
Pabst die Teutschen Ritter aus, und diese machten den
nischen Preussen zum Christen, zugleich aber auch zu i
gedrückten Unterthan. Eine fast ununterbrochene Reihe
acht und fünfzigjährigen Blutvergiessens schwächte die M
des Volks so sehr, daß es endlich an Kraft oder in man
Gegenden an Menschen fehlte. Mit gleicher Grausam
erweiterten die Teutschen Ritter die Gränzen der Christen
auch nach Litthauen hinein.

§. 4.

-Lonna. Dschingis-Chans Nachfolger. Litthauen für das Christenthum gewonnen.

Indeß der Römische Bischof, Moses und Aaron zugleich
wollte, und dafür selbst auch die Revolution der Kreuzzüge
zte, so kam ein sogenannter Nestorianischer Priester im
en Asien viel schneller zu diesem Zweck. Er machte sich
dem Tode des Kenchans, Königs von Tibet, mit Ge-
der Waffen zum Herrn des Reichs, war Oberpriester
König, und spielte diese Rolle mit aller der Eitelkeit und
andlung seiner Unterworfenen, welche man bei Asiatern
nt ist. Ob man dieses Phänomen in der Geschichte
Ausbreitung der Christlichen Religion für wichtig hal-
ürfe ist ungewiß. Kaum kann diese Religion des Da-
Lonna Christenthum heißen; denn ihr höchst ungereimter
laube übertrifft alles dieser Art, was man sonst in der
ichte der Christlichen Völker nicht weit suchen darf.
haupt war wohl dieser sogenannte Priester Johann
n so mächtiger Monarch, als man aus seinen eigenen
sprechereien gegen Kaiser Friedrich I. geglaubt hat.
ngischan, ein vielleicht noch größerer Held als Fried-
und Saladin, auf deren Zeitalter er unmittelbar folgt,
warf sich denselben, und die nachfolgende Wiedervereini-
der geistlichen und weltlichen Macht hat der Christli-
Religion keinen weitern Nutzen geschafft.

Aber Dschingischans Nachfolger wurden in Polen, Ruß-
und beinahe selbst auch einem Theile von Teutschland
das für die Christliche Religion, was ehmals Normän-
und Madscharen gewesen waren. Wie ein Heer verwü-
er Heuschrecken verbreitete sich der Schwarm über den
ten Theil des östlichen und westlichen Asiens, über Ruß-

land, Polen und Schlesien; und im ersten Flug wurde
China, Indien und Persien der Christen so wenig gesch
als in Europa. Nirgends war Hülfe, dieser tobenden E
berer sich zu erwehren. Die Teutschen Ritter thaten
ihre Pflicht, aber dreißigtausend Mann blieben in der Sch
bei Liegnitz. Kaiser Friedrich II. anstatt mit einer Arme
marschiren, schrieb Briefe an die Europäischen Könige,
Versicherungen was er thun wolle, und Pabst Innocenz
schickte ein Paar Bettelmönche an den Großchan, ihn
Buße und Annahme des Christenthums zu ermahnen.

Es war, als ob Gottes Vorsehung nur zeigen
was sie thun könnte; denn so wenig sich auch Teut
anders wehren konnte als mit Bußtagen und Mes
so sehr die Tataren diese Schwäche kennen gelernt
so kamen sie doch nicht mehr, und die kleine Verbi
welche durch die päbstliche Gesandtschaft zwischen den E
päern und diesen Tataren gestiftet wurde, brachte sogar
Christlichen Religion noch einigen Nutzen. Die päbst
Gesandten, Leute vom gewöhnlichen Missionariusschlag,
melten hie und da Christliche Gemeinen im östlichen
Johann von Monte Corvino übersetzte sogar das neue T
ment und den Psalter in das Tatarische, wurde vom
zum Erzbischof in Peking ernannt, und bekam mehrere
schöfe subordinirt. Die Freude dauerte aber kaum e
des Jahrhundert, da wahrscheinlich eine Staatsrevolu
China den völligen Untergang der Christlichen Religi
förderte.

Außer dieser schnell wieder zernichteten Ausbreitu
Christenthums war Litthauen das einzige Land, das i
zehnten Jahrhundert gewonnen wurde. Der Litthauisch
Jagello suchte König in Polen zu werden. Die i

r des letzten Piasten, Königs Ludwigs, deren Braut-
ie Krone Polen war, wollte nur einen Christen zum
l haben, nun hielt Jagello, wie Heinrich IV., die
einer Messe werth, er bestieg den Thron unter dem
Wladislav II.; sein Volk mußte zugleich mit ihm
t.

§. 5.

Hauptrevolutionen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

chsttraurig aber sind für die Kirchengeschichte die Be-
ten der letzten Jahrzehende des vierzehnten und der An-
es fünfzehnten Seculums. Timur, ein Tatarischer
Kesch bei Samarkand hatte sich nach und nach mit
n Glück in die obersten Wesirstellen des Dschagatai-
hans geschwungen, daß er endlich Selbstherr wurde,
iegerischer als Dschingischan stürmte er über Persien
dien hin, unterjochte Astrakan und Kasan, drang in
d ein. Den Türkischen Sultan Bajeßid stürzte er
hsten Gipfel seines Kriegsglücks herab, und nur sein
tete Sina von einer neuen Mogolischen Unterjochung.
war ein Muhamedaner von der Secte der Schijiten,
m als Glaubensartikel an, was auch die damalige
he Kirche dafür hielt, daß man die Genossen anderer
en und Secten mit Feuer und Schwert bekehren
Christen und Türken verfolgte er deswegen mit un-
Grausamkeit, und sein Tod war für beide die größte
t.

e wichtigsten Veränderungen der politischen Welt
sich gleichsam in die zweite Hälfte des fünfzehnten
derts zusammen, und alle haben mehr oder weniger,

früher oder später den größten Einfluß auf den Zustand
Christlichen Kirche gehabt.

Im dritten Jahr dieser zweiten Hälfte des fünfz
Seculums wurde auch der letzte Ueberrest des Griechisch
1453 talischen Kaiserthums vollends vertilgt. Muhammed
machte die heilige Sophienkirche zur Moschee. Die
Griechische Kirche seufzt nun ohne Rettung in der drü
sten Sklaverei, und doch waren die Türken noch mensch
gegen die Christen in ihren Ländern, als diese gegen
Muhammedaner, wo sie denselben ihren orthodoxkath
Eifer fühlen lassen konnten. Ferdinand von Castilie
1491 berte Grenada, das dürftige Ueberbleibsel der ehm
über ganz Spanien verbreiteten Arabischen Oberh
Er hielt den Ueberwundenen die versicherte Religions
wie Ludwig XIV. das Edict von Nantes, und der
vieler tausend Juden, der thätigsten seiner Unterthanen,
er mit Gewalt vertrieb, wurde ihm vom Pabst und
reich vergolten, durch den Titel katholischer Kö
Wie traurig für den, der in großen Männern der
Jahrhunderte die Würde der Menschheit verehrt, daß
Ximenez, Spaniens Richelieu, alle diese Entwürfe g
und so viel in seinen Kräften war, mit ausgeführt hat.

Mit dem letzten Jahrzehend des fünfzehnten Sec
eröffnet sich endlich ein ganz neuer Schauplatz. Zwei
hälften, zwischen welchen vielleicht seit mehreren Jahr
den keine Verbindung war, bringt das unternehmende
eines Genuesischen Seefahrers in die entscheidendste we
weise Wirksamkeit. Unter den Waaren, welche der E
päer und besonders der Spanier sogleich an alle fremde,
neu bekannt gewordene Völker absetzen wollte, war eine
ersten — seine Art des Gottesdiensts. Schon die Portu

tten bei ihren allmäligen Entdeckungen der kleinen Kö-
he auf der Afrikanischen Küste dem Christenthum ei-
lolonien gewonnen; sie hatten dieses dem Pabst ver-
n müssen, da ihnen derselbe mit unerhörter Großmuth
inder schenkte, welche sie entdecken würden, und durch
Pflicht der Dankbarkeit waren auch die Spanier ge-
welchen Alexander VI. eine so schöne Portion zutheilte,
durch Ziehung seiner Demarkationslinie über mehr als
ilfte der Welt wie über eine Kirchenpfründe disponirte.
ur Ehre der Spanischkatholischen Geistlichkeit muß man
n, daß sie im Anfang den armen Amerikanern den
der Menschheitsrechte nicht nur gestattet, sondern selbst
elem Eifer gegen die Habsucht der Spanischen Großen
ten hat; daß sie nicht gewaltsam bei ihrer Bekehrung
ten, sondern den Weg allmäliger Aufklärung selbst nach
em Mißlingen versucht hat. Fast schien auch dieser
r natürlichen Indolenz und Stumpfheit der America-
enigstens für den, der den Fortgang nach Proselytenkö-
ählte, ganz unbrauchbar zu seyn. Der Spanische Kle-
ürde endlich müde, und bekehrte zuletzt mit eben der
keit, deren er im mittlern Zeitalter gewohnt war. Der
kam den Unglücklichen doch noch zu Hülfe, er erklärte
einer eigenen Bulle für vernünftige Geschöpfe, für
, die zu allen Vorrechten eines Christen berechtigt seyen.

§. 6.

Seit Gregors Zeiten zog sich also der Hauptschauplatz
Christlichen Kirche immer mehr nach Europa herüber,
die merkwürdigsten fortdaurenden Besitzungen, welche sich
Christliche Religion erwarb, waren im Europäischen Nor-
Der Pabst war zwar nicht unthätig für die Ausbrei-
derselben gewesen, und hatte auch die Bettelorden als

die brauchbarsten Werkzeuge seiner mehr politischen als t logischen Absichten genützt, aber doch war jener Eifer nicht da, welchen der durch die Reformation erlittene V weckte, und so lange Europa noch so allgemein geh war, suchte man nicht sehr mühsam, in Asien und Am sich zu entschädigen. Was es aber überhaupt wohl fü Christenthum gewesen seyn mag, das in dieser Periode bekehrten Völkern gepredigt wurde? Gewöhnlich gehen die aufgeklärtesten Theologen auf Missionen; und wa ren selbst auch die aufgeklärtesten dieses Zeitalters? Schüler des Missionarius konnte denn doch nicht mehr liche Religion wissen als sein Lehrer selbst, und Heid vierzehnten, fünfzehnten Jahrhunderts konnten ihren glauben nicht schneller aufgeben, als die des achten neunten.

Es wäre dabei noch einer eigenen Untersuchung w ob nicht die immer mehr steigende Kostbarkeit des kathol Gottesdiensts der allgemeinen Ausbreitung des Christent schädlich gewesen sey, und ob überhaupt eine Religion tie, unter welcher die Wissenschaften mit Erfolg sich zu wickeln anfangen, großen Missionseifer noch haben kön

Geschichte der Hierarchie und ganzen gesellschaftli Einrichtung der Christlichen Kirche.

§. 7.

Investiturstreit und Concordat.

Am Ende der vorigen Periode hatte die große merk dige Revolution angefangen, durch welche vorzüglich Teutschland das Verhältniß der Kirche zum Staat ents den werden sollte. Die Kaiser hatten den Bischöfen Re thümer und Macht zugeworfen, und wieder die weltlich

oßten dieselbe als Gegenmacht zu brauchen gesucht; nun soll mit einemmal alle diese so mächtig und reich gewordenen istlichen aus allen Lehensverhältnissen mit dem Kaiser he- ısgerissen werden, künftighin keinen Vasallendienst thun, und die Ersetzung dieser wichtigen Stellen sollte der Kaiser keinen ıfluß mehr haben; er, der sich durch wirkliche Ertheilung r gemachte Hoffnung derselben ehedem so manchen treuen ener erworben hatte.

Man sieht im ganzen Streit deutlich, die Päbste wußten st nicht recht was sie wollten, oder die Nachfolger faßten ı ganzen Plan und die Gesinnungen dessen nicht, der zu- den Streit rege gemacht hatte. Paschal II., der zu An- g des zwölften Jahrhunderts regierte, war so einfältig, dem ser Heinrich V. den Vorschlag zu machen, daß, wenn er der Investitur begeben würde, die Bischöfe alle welt- e Güter herausgeben sollten. Wie der Kaiser ohne Be- ken einschlug, denn auf einmal wäre er dadurch wenig- s auf einige Zeit zum Despoten Teutschlands und Ita- s geworden, so entstand allgemeiner Tumult der Bischöfe weltlichen Fürsten; man sah den Pabst für den zweiten das an, er konnte nicht schnell genug zurücktreten.

Unter Calixt II., der nach Gelasius II. Tod auf Pa- al folgte, endigte sich endlich der ganze Streit in dem bekann- ı Wormser Concordat, aber auf eine Art, über welche wir uns n nach sechs Jahrhunderten nicht genug wundern können, wo wir es uns aus Verwunderung beinahe abläugnen chten, daß wir es recht wüßten. Der Vergleich wurde geschlossen, als ob bisher bloß über die Zeichen der Beleh- ng gestritten worden wäre, der Kaiser versprach nur, auf bisherige Art nicht zu investiren. Die Wahlfreiheit der ister hatte er oft vorher versichert; hierinn geschah also

nichts neues; außer daß die Versicherung itzt allgemein wurde, und nicht bloß Privilegium war, sondern Vert zwischen dem geistlichen und weltlichen Oberhaupt der C stenheit auf das feierlichste errichtet. Aber dabei war ganze Vereinigungsinstrument der so lange entzweiten P tien so auf Schrauben gesetzt, daß es nicht zehn Jahre stand, so fieng der Streit hie und da wieder von neuem

Fast eben so gieng es in Frankreich und England. Partien drehten sich zwischen unbestimmten Forderungen ungleichförmigen Weigerungen herum, doch sieht man de daß es dem Klerus darum zu thun war, die Lehensb dungen ganz aufzuheben, und mit denselben auch d loszuwerden, daß der König die Einkünfte des vacant denen Bisthums und die Hinterlassenschaft des verst Bischofs erben sollte. Im Concordat des Pabsts mit E land stand von allem diesem kein Wort, aber Anselm, berühmte Nachfolger Lanfranks in der Stelle des Engli Primaten, ist hier gewiß ein eben so gültiger als deut Zeuge der Hauptabsichten des Klerus.

Teutschland hatte zwar im zwölften Jahrhundert Lothar II. Konrad III. und Friederich I. drei Kaiser, welchen immer der Nachfolger seinen Vorgänger an M und Einsicht übertraf, und da vollends Friedrichs Sohn Nachfolger Sicilien erheurathete, Teutschland beinahe E tisches Erbreich zu werden schien, so war, dem ersten blick nach, der Zeitpunct sehr nahe, daß bei der ob steigenden Aufklärung des Zeitalters die Macht des R schen Bischofs wieder zum bloßen Ansehen des ersten Pr ten der Christenheit herabsinken mußte. Doch neben daß der Staufische Stamm gerade im Zeitpunct seines sch sten Flors innerhalb eines Jahrzehends fast völlig verdorr

daß gerade im Jahrzehend dieses Verblühens ein Mann
den päbstlichen Stuhl kam, der alle seine Vorgänger und
hfolger in planmäßigem Pabstverfahren übertraf, so la
im Ganzen der damaligen Verfassung, selbst in der ganzen
der damaligen Aufklärung mehrere der stärksten, unlenk
en Hindernisse, welche das Aufkommen der weltlichen
ht hinderten, und selbst im Zeitalter der größten mächtig
Könige den päbstlichen Thron unerschütterlich erhielten.
wichtigsten derselben waren diese.

§. 8.

Entstehung der Universitäten.

Die ganze Litteratur und mit ihr alles auf was Litteratur
uß haben kann, hatte in der ersten Hälfte des zwölften
hunderts durch ein zufälligentstandenes Institut die merk
igste Veränderung erlitten. Schon lange war nehmlich
vorzüglicher Zulauf zu gewissen Städten, wo sich einzelne
als merkwürdigere Lehrer unter dem Schutz des Bischofs
öffentlichen Unterricht niedergelassen und durch ein glück
s Zusammentreffen mehrerer äußern Umstände hie und da
größern Haufen Schüler gesammelt hatten, als bei Klo
und Domschulen sich fanden. Unter den mehreren dieser
te zeichneten sich vorzüglich Paris und Bologna aus.
Paris fanden sich Grammatiker und Theologen und Dia
ker zusammen: in Bologna aber, vielleicht weil sich in
m Theile Italiens, selbst durch die Jahrhunderte der Un
nheit hindurch, immer die meiste Kenntniß des Römischen
ts erhalten, schien vorzüglich eine Schule der Rechtsgelehr
keit zu entstehen. Wenigstens zeichneten sich alle große
nner, welche diese Schule hatte, immer fast einzig von die
Seite aus.

So bald sich an einem solchen Orte ein großer Hauf von Lehrern und Lernenden versammelte, so schlossen sich die bei ihren gemeinschaftlichen Zwecken und bei gewissen gemeinschaftlichen Bedürfnissen in eine Gesellschaft zusammen. S bildeten vereinigt einen kleinen Staat unter sich, der bald a von dem Regenten gewisse Privilegien erhielt, und durch V vollkommnung seiner innern Einrichtung in kurzem vor a noch übrigen Kloster- und Domschulen auf das vortheilhaf sich auszeichnete. Alle diese verödeten allmälig, und diese V änderung der Sammelpuncte der Studirenden hatte auf Litt tur und Teutsche Kirchenverfassung einen Einfluß, dessen g Größe erst nach einem Jahrhundert übersehen werden k

Der letzte Ueberrest des gemeinschaftlichen Lebens der herrn war hie und da noch das Zusammenwohnen der Sch ren gewesen, aber seitdem die Domschule verödete, versch auch vollends diese letzte Erinnerung an die alte Verfass und besonders in Ansehung des Kirchenrechts brachten Jünglinge von Bologna ganz andere Kenntnisse zurück, sie auf einer benachbarten Kloster- oder Domschule geholt ben würden. Italiänische Kirchenverfassung war das M ster, das sie in Bologna vor Augen hatten, Italiäner ren ihre Lehrer, der Römische Hof das Muster in der R dessen usus modernus durch die Vorlesungen der Profe vorzüglich bekannt und unvermerkt als einzige Richtsc angesehen wurde.

Kein anderer Canal hätte auch erwünschter den Pä sich öffnen können, um jedes ihrer neuen Gesetze unbe dem ganzen Europäischen Publicum mitzutheilen, als d zufällig entstandene Institut in Bologna war, und wie Römischen Bischöfe mit allem Bewußtseyn der Wichtigkeit Sache auf dieses neue Institut zu wirken, dasselbe in ih

ıteresse zu erhalten suchten, so wirkte auch das Institut
ɔst wieder auf die Römische Hierarchie zurück, scharfsinnige
ınonisten wurden Päbste, und was vorher oft bloß nur
zelne Gewaltthätigkeit oder Prätension war, wurde nun
sgebildetes System.

Eben so sichtbar war endlich auch der Einflu dieser
ıen Institute auf das Ganze der theologischen Litteratur.
ı sich nun die scharfsinnigsten und thätigsten Köpfe ganzer
ıtalter an einem Orte vereinigt fanden, da neben der
thwendigen Verschiedenheit ihrer Denkart der wechselsweise
iderspruch derselben auch durch persönliches Interesse, durch
ıhmsucht und Eigennutz gereizt wurde, so arteten bald
e Disciplinen in einen casuistischen Skepticismus aus, und
il über allem disputirt wurde, auch sowohl Wahrheit als
öße des Genies nach dem siegreichen Disputiren geschätzt
ırd, so entstand schon mit der ersten Hälfte des dreizehn-
ı Jahrhunderts eine höchst ausgeartete theologische Scho-
tik, neben welcher unmöglich, wie bisher Grammatik und
ssische Litteratur noch blühend bleiben konnten.

Offenbar that es ohnedieß schon der theologischen Lit-
atur keinen geringen Schaden, daß bei der großen Con-
rrenz von Lehrern an einem solchen Orte bald neue Lehr-
cher, neue eigene Disciplinen entstanden, von welchen die
sten Köpfe folgender Zeitalter so angezogen wurden, daß
e Bemühung für Religion und Theologie, ihr Ansehen für
e Christliche Kirche verloren gieng. Die zwei wichtigsten
isciplinen dieser Art, welche sich zuerst von der Theologie ab-
ıieden, waren Römisches und kanonisches Recht.

§. 9.

Römisches Recht.

Das Römische Recht war in Italien seit Kaiser Justinians Zeiten, ungeachtet so vieler alles zerstörenden Revolutionen besonders in den Provinzen des Exarchats nie außer Gang gekommen, und selbst auch außer den zuletzt sehr verengten Gränzen des letztern hatte sich dasselbe hie und da in andern Gegenden erhalten, weil Longobarden und Franken der freien Willkühr eines jeden überließen, nach welchen Gesetzen er leben, nach welchen Gesetzen er gerichtet seyn wollte. Unstreitig war zwar die große Barbarei des zehnten Jahrhunderts der Kenntniß eines geschriebenen höchst bestimmten Rechtes sehr nachtheilig, aber so bald bei Wiederherstellung einiger allgemeinen politischen Ruhe alte Schriften wieder hevorgesucht, Rechte sorgfältiger erörtert wurden, erwachte auch Angedenken an Römisches Recht wieder auf. Da denn auch die ganze Beschaffenheit desselben den spitzfindigen Disputirgeist des Zeitalters nährte, da ein bestimmtes geschriebenes Recht in der Collision mit unbestimmten Observanzen leicht die Oberhand gewinnen mußte, auch schon von Heinrich V. die Römischen Rechtsgelehrten vorzüglich geschätzt wurden, so erhielt dasselbe in kurzem ein solches Ansehen, daß das Schicksal ganzer Städte und Länder oft allein nur nach seinen Grundsätzen entschieden wurde.

Niemand scheint damals bei der unerwartet großen Gemeinwerdung desselben eingefallen zu seyn zu fragen, ob das fremde Recht? denn Römisches Recht hielt man nicht für fremdes Recht, Justinian war Römischer August, und Friedrichs war's auch; also galt Justinian als Friedrichs Regimentsvorfahre, der Nachfolger brachte nur vergessene Reichsgesetze in Gang. Auch nahm daher nicht nur

eutsche, sondern Spanier, Franzosen und Engländer das ue Recht an; denn es war eine der Partialideen der nen Entdeckungen des Zeitalters, daß alle Europäische Kö- ge eigentlich nur Provincialkönige seyen; und wie Gott r Kirche ein geistliches Haupt gesetzt, so habe die Chri- nheit auch nur ein weltliches Oberhaupt, unter welchem e übrige Häupter vereinigt seyen.

Die Päbste merkten früh genug, wohin endlich das neue cht führen möchte; aber gegen den herrschenden Ton ei- s Zeitalters, zu dessen Hervorbringung und Erhaltung so le zufällige Umstände sich vereinigt hatten, vermochten östliche Befehle eben so wenig, als die wiederholten Kla- der Kirchenpatrioten, welche mit äusserster Wehmuth Kenntnisse der alten Kirchengesetze gegen das neue Recht schwinden sahen. Glücklicherweise wurde gerade noch in höchsten Krisis des entscheidenden Zeitpuncts ein Gegen- ttel gefunden, wodurch selbst der herrschende Hang des talters zum Vortheil des Kirchenrechts gegen das neuent- ndene Recht benuzt werden konnte.

§. 10.

ecretum Gratiani. Seine nähere und entferntere Folgen. Wie der Pabst die Bischöfe immer mehr unthätig macht.

In einem Kloster zu Bologna compilirte ein Mann, amens Gratian, eine Sammlung von Kirchengesetzen, die ganz nach den literarischen Bedürfnissen dieses Zeitalters ngerichtet war, daß es nicht fehlen konnte, sie mußte be- nders gerade an diesem Orte und bei den häufigsten Em- ehlungen der Freunde des kanonischen Rechts eine glück- he Nebenbuhlerinn der Römischen Rechtskunde werden. er ganze Plan des Werks war so angelegt, daß man eine asuistik vor sich hatte, bei welcher man recht gelehrt fra-

gen und für oder wider eine Meinung mehrere Gründe an-
führen lernte. Das Werk war nicht so stark, als manche
vorhergehende ähnliche Sammlungen, und doch zugleich auch
nicht zu mager, um als Innbegriff des Kirchenrechts an-
gesehen werden zu können. Auch konnte im damaligen Zeit-
alter demselben nicht schädlich seyn, daß es voll historischer
chronologischer und kritischer Fehler war; denn selbst von
dieser Seite betrachtet, war es doch sehr viel vollkommner
als die meisten vorhergehenden ähnlichen Werke.

Die Päbste und alle, so noch einige Liebe zu den al-
Kirchengesetzen hatten, beförderten die Ausbreitung desselb
Es stand auch kaum dreißig Jahre an, so theilten sich
Juristen schon in zwei große Faktionen, Legisten und D-
tisten. Der kanonischen Sammlungen wurden mehrere,
wenigstens die wichtigsten derselben schlossen sich lange
nur als Supplemente an Gratians Decret an.

Unstreitig hat dieses Buch der päbstlichen Hierarchie
genützt. Das Kirchenrecht ist zufällig durch dasselbe zur
genen Disciplin gemacht worden, und hat als eigene Di
plin in kurzem die Verfeinerung und Entwicklung erhalt
welche bei den sonstigen Grundsätzen, auf welchen Gratian
sches Recht beruhte, immer mehrere Gelegenheit zu Kirch
processen, zu Appellationen nach Rom und Entscheidung
des Römischen Hofs gaben. Das Band der Römisch
Hierarchie wurde merklich stärker angezogen, und Angeleg
heiten, welche man ehmals zum Sprengelrecht einzelner B
schöfe und Erzbischöfe oder zur Jurisdiction von Provinci
synoden gerechnet hatte, wurden nach Rom gebracht.

Beweise hievon giebt die Geschichte der Kanonisati
nen und der Exemtion der Mönchsorden.

Bis ins zehnte Jahrhundert hatte jeder Bischof in seiner
ücese das Recht, einen Mann, bei dessen Grabe vielleicht
ander geschahen oder der überhaupt im Geruche der Fröm-
gkeit gestorben, für einen Heiligen zu erklären, welchem
Ehren Kirchen und Capellen errichtet werden, den man
einen himmlischen Schutzpatron anrufen dürfte; doch galt
immer nur in der Diöcese dieses Bischofs. Im zehnten
hrhundert hatten einmal die Augsburger Domherrn den
glücklichen Stolz, ihren Bischof Ulrich nicht nur zum
gsburgischen Diöcesheiligen, sondern auch zum Universal-
ligen der ganzen Kirche erklären lassen zu wollen. Sie
en den Pabst um seine Heiligsprechung, und dieser bediente
anfangs des neuangebotenen Rechts höchst selten, und
ß in der fortdaurenden Concurrenz der alten Besitzer des-
en, daß nie Eifersucht oder Streit darüber entstehen
nten. Da aber seit dem zwölften Jahrhundert der Rö-
che Bischof immer mehr Mittelpunct alles Rechts und
r Gnade in der abendländischen Kirche wurde, so erklärte
endlich auch das Heiligsprechen für sein Monopol, und
exander III. verbot allen übrigen Bischöfen das Kano-
iren.

Eben so stieg der Mißbrauch der Klosterexemtionen.
hon war in der vorigen Periode Klage gewesen, wenn auch
r einzelne Klöster von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe sich
i sprechen ließen, und gegen einen jährlichen Tribut dem
mischen Stuhl unmittelbar sich unterwarfen. Schon in
nzelnen Klöstern wurde daher ein Zerfall der Zucht und
rdnung empfunden, aber nun wagten es ganz neue Ordens-
milien schon gleich bei ihrer Stiftung von allen gewöhnli-
en Diöcesanbanden sich loszumachen. Auch glaubte man wohl
n daraus befürchteten Schaden zu verhüten, indem man

die Klöster solcher neuentstandenen Ordensfamilien unter ein-
ander selbst in ein hierarchisches System verflocht, wodurch
Kloster- und Kirchenzucht in denselben erhalten, die Mönche
gegen den Despotismus des Abts, der Abt gegen den Unge-
horsam der Mönche geschützt werden konnte. So geschah es
bei der am Ende des zehnten Jahrhunderts gestifteten Fami-
lie des Benedictinerordens zu Clugny. So auch bei der
Stiftung des Cistercienserordens, zu dessen Ausbreitung der
Ruf des thätigen Bernhards von Clairvaux so viel beitrug.
Aber aller dieser neuer Institute war immer ein und das-
selbe Ende, bei einem und eben demselben Fehler, der
gewöhnlich schon in der ersten Constitution lag. Der er-
Ruf einer neuen Mönchs- und Ordensheiligkeit zog fä-
hige Bewunderer herbei; die armen Mönche wurden reich
und verwandelten sich also wieder in die gewöhnliche Mö-
noch mit dem stärksten Zusatz aller der Fehler, welche von
Kloster und Mönch unzertrennlich sind.

§. 11.

Laienbrüder.

Außer den Exemtionen, in welchen immer die erste Ur-
sache des Zerfalls der Kirchen- und Klosterdisciplin war,
lag eine zweite Hauptveranlassung in der Entstehung der so-
genannten Laienbrüder. Nach der ersten Einrichtung in den
Klöster wurde alle Handarbeit durch die Mönche verrichtet.
Sie waren Zimmerleute und Maurer, und Becker, und sorg-
ten für alles, was zur Erhaltung der Klosterökonomie nöthig
war. Vielleicht Bequemlichkeit, vielleicht Liebe zum unge-
hinderteren Studiren veranlaßte aber im Anfang des eilften
Jahrhunderts erst nur in einigen Klöstern die Veränderung,
daß Laien ins Kloster aufgenommen wurden, deren Fleiße
der vornehmere Mönch alle diese niedrige Verrichtungen

erließ, die er dafür mit dem Brudertitel beehrte, und mit dem
chesten Seegen seiner Klostergebete und seiner Klostermessen.

Zu Hirschau in Schwaben hatte ein redlichgesinnter
ot einen Anfang dieser Art gemacht, aber in kurzem wurde
allgemeine Klostersitte, weil das neue Institut den Stolz
ıd die Bequemlichkeit der Mönche zu sehr begünstigte, und
r die Klosterökonomie eine Ausbreitung erlaubte, welche sie
ıch der alten Einrichtung nie hätte erhalten können.

§. 12.

enauere Einrichtung der Pabstwahl nebst den Wirkungen derselben uf Teutschland.

Den bisher bemerkten hierarchischen Veränderungen größ-
ntheils gleichzeitig, entwickelten sich genauere Bestimmun-
n in Ansehung der Form der Römischen Bischof-
ahl, wodurch die Unabhängigkeit derselben von dem Ein-
ıß des Kaisers versichert, die Gefahr einer streitigen Wahl
rmindert wurde. Zwar hatte schon Nikolaus II. hier einen 1059
ichtigen Schritt gethan, indem er die Laien oder große
Ministerialen der Römischen Kirche völlig ausgeschlossen,
ie Wahl einzig in die Hände der sieben Römischen Diö-
sanbischöfe und des größten Theils der übrigen Römi-
hen Geistlichkeit gespielt hatte. Noch war aber theils Ei-
ersucht mancher ausgeschlossenen Römischen Geistlichen rege,
heils auch die Form der Wahl selbst so unbestimmt, daß
nan nicht wußte, ob Mehrheit der Stimmen entscheiden
ürfte und welche Mehrheit der Stimmen entscheiden
ollte. Eine Verordnung von Alexander III. erfüllte diese
Bedürfnisse, setzte die nöthige Mehrheit der Stimmen auf
zwei Drittheile, und bestimmte das Wahlceremoniel mit ei-
ner Genauigkeit, welche für diese Zeiten hinreichend war.

Neben dem allgemeinen Einfluß, welchen diese bestimmte

Wahlform auf die ganze Kirche hatte, hatte sie noch ein
besondern auf die Teutsche. Kein Land hatte nehmlich s
innige Verbindungen mit dem Römischen Hof und mit It
lien als Teutschland, und in keinem Lande wurden die I
liänischen Einrichtungen, besonders was die Geistlichkeit b
traf, schneller und allgemeiner nachgeahmt als in Teut
land, besonders wenn noch der Stolz dazu kam, daß m
glaubte vornehmer zu werden, wenn man sich nach Rö
scher Sitte richtete. Wie sich also zu Rom nach und
ein geschlossenes Wahlkollegium gebildet, und die Laien k
Theil mehr an der Wahl ihres Bischofs hatten, so gesch
nun bald auch bei den einzelnen grossen Teutschen S
Die Capitel näherten sich immer mehr ihrer heutigen
fassung; ihr gemeinschaftliches Leben hörte fast ganz au
wurden geschlossene Gesellschaften, und der Zutritt zu d
geschlossenen Gesellschaften, bei welchen die Anzahl der
glieder hie und da bestimmt wurde, ward bloß auf ge
Bedingungen und bei gewissen, in der That höchst zufäll
Eigenschaften der Adspiranten gestattet. Die Ministeri
verloren ihren Antheil an der bischöflichen Wahl; und k
ten auch in der That unmöglich mehr lange im Ge
desselben bleiben, weil seit der neuaufgekommenen Univ
tätsaufklärung das ganze Wahlceremoniel, das sich vo
einzig nach Sitten und Herkommen gerichtet, mit einer
lichen Kenntniß und Genauigkeit beobachtet werden mu
deren selten ein schlichter Teutscher Ritter fähig war.
her auch seit dieser Zeit, wie es gewöhnlich in der Peri
erster juridischer Aufklärung zu gehen pflegt, so viele P
cesse über Form und Gültigkeit der Wahlen, so viele Be
gungen im einzelnen, bis die Ministerialen ihr Recht a
gaben.

Das bestimmte Wahlceremoniel des Römischen Bischofs endlich unstreitig auch auf die Art, den Teutschen Kö- u wählen, einen bildenden Einfluß. Auch hier sieht seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein geschlos- Wahlconclave, und wenn schon vielleicht damals noch die Zahl sieben auch hier als heilige Zahl angenommen e, so war doch, bald auch hier der Unterschied zwischen :nden Hauptstimmen, Consultationsstimmen und Stim- des Beifalls so genau bestimmt, als bei Bischofwahlen. So war also bei der auf Alterthum und neue bessere ichtungen sich gründenden Macht des Römischen Bischofs, lbst die ganze Art der damaligen Aufklärung dieselbe ıstigte, da sich in der Römischen Hierarchie alles immer zur festern zusammenhängendern Monarchie bildete, in schland hingegen die großen Vasallen sich immer mehr der Abhängigkeit losarbeiteten, so war es also nicht an- möglich, als daß die geistliche Macht immer mehr über veltliche siegte. Selbst der mächtige Friedrich I. wie viel je hatte er nicht, seine Teutsche Vasallen zu häufigen :n nach Italien zu bewegen, und Italien gehorchte dem htigsten Kaiser nicht, wenn nicht jeder seiner Befehle von r Armee unterstützt wurde. Wie viele der Teutschen ter, deren Schwert vielleicht die Römer Gehorsam gelehrt te, büßten in Palästina ihr Leben ein? Die großen Va- en zogen nach und nach alle Güter der kleineren Herrn sich; denn diese, wenn sie nach Palästina zogen, glaubten Teutschland keinen Fuß breit Landes mehr nöthig zu ha- . So vergrößerten sich die mächtigen Herzoge in Teutsch- d, die Macht des Kaisers nahm immer ab, und unter n Europäischen Monarchen war doch er der einzige, der Pabst im Gehorsam halten konnte.

Daher jene Beweise der tiefsten Erniedrigung, we selbst Friedrich I. von Alexander III. leiden mußte; die glücklichen Versuche des Pabsts gegen England, wo der weisesten Könige, Henrich II. regierte.

§. 13.

Henrich II. und Thomas Becket.

Henrich II. hatte mit eben so viel Klugheit als Ein haftigkeit die Usurpationen seines Klerus, unter dessen günstigung sich ehedem ein paar der Söhne Wilhelms Eroberers unrechtmäßig in den Besitz des Reichs gesetz ten, durch die weisesten Gesetze einzuschränken gesucht knüpfte das Vasallenverhältniß der großen Geistlichen welchem diese sich loszumachen suchten, unauflöslich f unterwarf seine Geistlichkeit auch der weltlichen Gericht keit, und verbot, um sie zu entwaffnen, daß jemals sein Vorwissen Bann ausgesprochen werden durfte. großer Theil seines Entwurfs war schon ausgeführt, Henrich selbst durch verfehlte Wahl eines Erzbischofs Canterbury alle gute Wirkungen wieder vernichtete, und Reihe der prüfendsten Trübsalen sich zuzog.

Henrich hatte nehmlich einen Minister, Thomas Be der lange Zeit Mitgenosse aller seiner Vergnügungen Vertrauter seines Herzens war; einer der ausschweifen Männer in ganz England, ein rechter Sohn der Fr Wen sollte Henrich zum Primaten von England m als diesen, um völliger Herr über die Kirchen seines R zu bleiben?

1162 An dem Tage aber, da Thomas die erzbischöf Würde aus der Hand seines Königs empfieng, war er einemmal völlig verändert. In Eifer und äußerer Geb ein Heiliger strenglebend wie ein Carthäuser, und voll En

Behauptung der Kirchenfreiheiten. So bald er wußte, ihm Pabst Alexander III. beistehen werde, fieng er mit König den Zank wegen der Kirchenfreiheit an, wurde flüchtig aus England als daß er nachgab, kam end- wieder, aber wie es scheint fast nur um dem König das noch bitterer zu machen, und im Unwillen entfielen Könige die Worte: wenn er nur dieses Satans los !

Vier Ritter hatten dieses kaum gehört, so eilten sie in Kirche, wo sie den Bischof vermutheten. Der Bote des gs, der nachgeschickt wurde, so bald man die Ritter ver- , traf sie zu spät — vor dem Altar lag Thomas Becket rdet. Heinrich war trostlos über die Folgen seiner Un- 1170
htigkeit, aber ein Römischer Bannstrahl folgte dem an-
In seiner eigenen Familie war der König seit dieser nicht mehr sicher, und selbst eine Kirchenbuße, fast so ählich als Kaiser Henrichs IV. war, konnte ihm die nicht wieder verschaffen.

So war die ganze Geschichte des Pabstthums durch das ste Jahrhundert hindurch ein Zug von Gewaltthätigkeit. Gregor VII. wunderte man sich, wie er sich unterstehen te, den Kaiser in Bann zu thun; wenn Alexander III. Cölestin III. ein gleiches thaten, so schien die Sache n viel bekannter, und doch hatte die Bekanntheit der Sache Wirkungen nur um ein weniges gemildert.

Innocenz III. der zu Anfang des dreizehnten Jahrhun- regierte, wurde endlich vollkommen was sich Gregor zu werden gewünscht hatte. Die Teutschen zankten sich ihr König seyn sollte: ob Philipp von Schwaben oder von Braunschweig? Innocenz spielte den Mittelsmann, icherte sich der Vortheile von beiden Partien, und blieb

unausgesetzt seinem Plane treu, Rom und Italien von
Oberherrschaft der Teutschen völlig zu befreien. Das Sch
fische Haus war so herabgekommen, daß selbst Innocenz
Enkel Friedrichs I. unter seine schützende Vormundschaft
men sollte, und die Streitigkeiten der Könige von Frank
und England, noch mehr aber die eben so unvorsichtige
niederträchtige Regierung des letzteren Königs bot dem
eine nie noch so schön gefundene Gelegenheit dar, im hö
Glanze des Gebers der Kronen sich zu zeigen.

Gregor VII. war gewaltthätig gewesen, aber Inn
III. war planmäßig herrschsüchtig, und entspann aus
nen seiner Forderungen eine Theorie, die wie gewöhnl
ihren nach und nach hervorgesuchten Folgen gefährlich
als sie oft dem ersten Anblick nach zu seyn schien.
kanonische Rechtserfindungen, betreffend die Trans
der Bischöfe und die sogenannte evangelische Denunci
sind zwei Hauptbeweise seines herrschsüchtigen Geistes, s
das unter ihm gangbargewordene Interdict deutlich
zeigte, wie schlau er die gewöhnlichen Waffen des he
Stuhls zu schärfen wußte.

Ein schauervoller Anblick, wenn ein ganzes Land
dem Interdict belegt wurde. Aller äußere Gottesdienst
mit einemmal aufhören, die Altäre wurden entkleidet,
Statuen der Heiligen, alle Kreuze wurden zu Boden gew
keine Glocke tönte mehr, kein Sacrament wurde ausget
kein Todter kam auf die heilige Erde des Gottesacker
wurde ohne Gebet und Gesang in unheiliges Land
scharrt. Ehen wurden nicht vor dem Altar sondern auf
Kirchhöfe eingesegnet. Niemand durfte einander auf
Straße grüßen. Jeder Anblick sollte verkündigen, daß
ganze Land ein Land des Fluchs sey. Welchem unausl

en Eindruck muß diese Ceremonie auf ein Zeitalter
berglauben gemacht haben, das den ganzen Gottesdienst
e äußere Ceremonien setzte? Wie muß ein Volk seinen
ten verflucht haben, der durch seine Sünden ein gan-
ınd um zeitliche und ewige Glückseligkeit brachte?

So war's möglich, daß es Innocenz III. dahin brin-
onnte, wohin es bisher noch kein Pabst gebracht hatte,
r von den Teutschen Kaisern wie von seinen Lehensleu-
ırach, oder wie von Bischöfen, deren Würdigkeit er erst
illig untersuchen müßte, ehe er dieselbe in ihrer Würde
tigen könnte, daß er das Königreich England bald an
kreich verschenkte, bald wieder mit scheinbarer Barm-
gkeit seinem König zurückgab.

Gregor VII. hatte doch noch vor den Synoden einigen
ect bezeugt, und seine gewaltthätigsten Gesetze durch ei-
ı Synodalschein zu heiligen gesucht. Innocenz III. hielt
Jahr 1215 im Lateran eine große allgemeine Kirchenver-
nlung, aber er achtete die versammelten Bischöfe nicht
al einer scheinbaren Berathschlagung würdig, sie muß-
gern oder ungern alles unterschreiben, was er ihnen dic-

Bisher war das Schwert nur gegen Muhamedaner und
n gerichtet: itzt wurde das Kreuz auch gegen die Ketzer
digt, und da Graf Raimund von Toulouse die freimü-
Albigenser nach der Willkühr des Pabsts nicht verfol-
wollte, so schenkte der Pabst seine Länder dem Grafen
on von Montfort, und gab jenem den zeitlichen und
n Fluch.

§. 14.

Entstehung der Dominicaner und Franciscaner.

Nichts fehlte vollends — als Bettelmönche und Inqui-

sition. Man lachte schon lange über die eifrigen orthodox
Geistliche und Mönche, welchen ihre Orthodoxie und ih
Eifer so reichliche Nahrung und Kleider gab. Selbst au
der Pabst beschwerte sich über sie, daß es ihnen kein Ern
sey, Gottes Wort zu predigen und das Volk zu unterricht
und gewöhnlich gaben die Anführer der mißvergnügten Pa
tien ihre Armuth und ihre Blöße als den redendsten Bew
an, wie aufrichtig es ihnen einzig um Gottes Sache zu th
sey.

Einen vornehmen Spanier Dominicus Guzmann rü
der Schaden Josephs. Er warf seine Chorherrnkleidung
weg, zog einen Bettlersrock an, bettelte sein Brod von H
zu Haus, und predigte überall, wo er hinkam. Da
nun einmal auch wieder ein heiliger Apostel, der ohne
ber und Gold ausgieng; seine apostolische Bemühungen
ren besonders im südlichen Frankreich nicht ohne Erfolg.
gern erlaubte ihm der Pabst im Jahr 1216 einen Orden
Mönchen zu stiften, dessen Zweck nicht sowohl, wie bei al
bisherigen Mönchsfamilien, auf verschiedene Uebungen
Anstalten zur eigenen sogenannten höhern Vollkommenh
gieng, sondern auf Wirksamkeit unter dem Volk, auf P
digen und Unterweisung desselben, uneingeschränkt auf irge
eine Diöcese.

Freund und Zeitgenosse des Dominicus war ein Itali
ner Franz von Assisi, ein Mann, dem man alle Ehre
thut, wenn man glaubt, es habe ihm im Kopfe gefehlt.
der Jugend lebte er unordentlich, und da ihm einmal in
ner Krankheit die Nähe des bevorstehenden Todes alle Sch
cken der Zukunft zeigte, so verfiel er in eine moralische Schwä
merei, die sich nach damaliger Denkart durch völlige Ve
läugnung aller Bequemlichkeiten des Lebens äußerte, Prof

n suchte, und unter dem großen Haufen bald Proselyten d. Auch diese Asceten wurden endlich 1223 mit Beigung des Pabsts Honorius III. ein eigener Orden, der aus Demuth fratres minores nannte, und von jenem ern der Dominicaner anfangs fast nur durch Kleidung reizbarere Schwärmerei unterschied.

Diese zwei Orden haben sich in unglaublicher Schnelle gebreitet, und zum beschleunigteren Verderben des innern tandes der katholischen Kirche viel beigetragen. Die Stifg eines Franciscaner- und Dominicanerklosters war viel hter, als vorher die Stiftung jedes andern Klosters. Wenn der Klosterbau fertig war, die künftigen Bewohner dessel erhielten sich von selbst wie die Bienen. Den Brüdern er Orden wurde vom Pabst erlaubt, überall zu predigen, all Beichte zu hören und Indulgenzen so reichlich zu eren als sie kein Bischof ertheilen konnte. So verloren die höfe als Seelsorger ihrer Gemeinen, und jeder Dorfprie in seinem kleinen Sprengel alle Liebe und alles Zutrauen, endlich selbst auch alle Kenntniß der einzelnen Mitglie ihrer Gemeinen; alles eilte dem Pater Franciscaner zu, n er ins Dorf kam. Das rohe Volk lachte der Seele und der Ermahnungen seines Pfarrers; der Pater ncifcaner absolvirte für leichtere Strafen oder beichtete n wenigstens lieber bei dem, der als ein Fremder im Ort r die Vollständigkeit und Wahrheit der Beichte minder iß urtheilen konnte.

Wollte von dieser Zeit an ein Pabst Unruhen in irgend m Reiche anrichten, wer war ihm dazu geschickter als ie Bettelmönche? Kein anderer Geistlicher und kein aner Mönch kam so unter dem niedrigsten Volk und so weit d breit herum als Franciscaner und Dominicaner. Bischöfe

und reiche Benedictinermönche konnten bei so vielen liegen-
den Gütern, die sie hatten, gegen die Gnade und Ungnade
der Könige nicht ganz gleichgültig seyn, sie wagten es ah
nicht, nach jeder Laune des Pabsts sich zu empören, aber
der Mönch, dessen ganzes Vermögen eine braune Kutte oder
ein Bettelsack war, konnte nichts verlieren; er konnte tro-
tzen wie Diogenes in seiner Tonne.

Durch sie wirkte der Pabst selbst auch auf die Univer-
sitäten, welche sich sonst bald als geschlossene privilegirte G
sellschaften fühlen gelernt hätten, und bei der glücklichen
abhängigkeit, welche ihnen theils ihr Ruf theils auch
ganze Art ihrer Einkünfte versicherten, entschlossene G
des päbstlichen Despotismus geworden waren. Aber
mönche drangen sich in die theologischen und philosoph
Facultäten, widersetzten sich jedem einmüthigen Schlusse,
gegen eine päbstliche Usurpation gefaßt werden sollte,
beschwuren jede Facultätsstatuten und jede Universitätsges
immer nur salva ordinis regula, in welcher Gehorsam ge
den Pabst immer mit begriffen war.

Selbst auch die Wissenschaften, für welche doch
hie und da noch die Stiftung eines neuen Ordens und ne
Klöster vortheilhaft war, litten durch diese neue Mönch
gattung in der ersten Zeit großen Schaden. Bei der rast
sen Thätigkeit, womit sie sich überall eindrangen, und a
Fächer bemeisterten, entstand nicht nur bei allen übrigen
den eine Art von Muthlosigkeit, deren erste Quelle zwar
dem eigenen Zerfall eines jeden solchen Ordens lag, de
unheilbare Verschlimmerung aber die unglückliche Thätigk
dieser Bettelmönche veranlaßte, sondern die Wissenschaften
selbst litten auch eine Veränderung, welche bei diesen neu
Lehrern unvermeidlich erfolgen mußte. Sie brachten ihr O

nsinteresse in die Wissenschaften, und zu dem gewöhnlichen hrersansehen, deren Folgen für dieses Zeitalter schädlich ge- g waren, kam noch gewöhnlich die Liebe zum Mitgliede s Ordens, dessen Ruf für die Ehre des ganzen so vortheil- ft schien, daß jeder seiner Aussprüche orakelmäßig erhoben urde. Daher kommen in diesem Zeitalter die doctores se- phici, angelici und irrefragabiles. Daher verlor sich ganz e alte nicht ungeschickte Scholastik. Thomas von Aquino ıd Bonaventura wurden allmälig die Quellen der Tradi- on. Auch mußte nothwendig die ganze Scholastik in eine nglückliche casuistische Disputirsucht ausarten, je mehr man h bloß auf diese Quellen einschränkte.

Ueberhaupt mußte wohl selbst auch schon der Mönchs- arakter, wie er sich in Bettelorden bildete, auf die Gelehrten eser Orden Einfluß haben. Mehr als bei irgend einem an- rn Mönchsorden lag Fanatismus bei diesen zum Grunde, ıd führte zu der gereiztesten Disputirsucht, deren Folgen ı der eigenen Geschichte dieser Orden sich zeigten, und oft uch in den Bemühungen mancher gelehrten Männer dersel- en sichtbar wurden, womit sie ungereimten Volksaberglau- en, den einmal ihr Orden ergriffen, zur wissenschaftlich pas- nden Hypothese zu machen wußten.

§. 15.

Ursprung der Inquisition.

Der Orden des heiligen Dominicus bekam schon sieb- zehn Jahre nach seiner Stiftung noch einen besondern Auf- trag, der nach der Denkart des damaligen Zeitalters mit seiner Lehrer- und Predigerpflicht zusammenhängend zu seyn schien. Wenn der heilige Eiferer und seine Gehülfen, die ausgegangen waren, Ketzer zu bekehren, mit Ermahnungen und Beweisen gegen die Halsstarrigen nicht fertig wurden,

so zeigten sie es der weltlichen Obrigkeit des Orts an, wel-
che schon seit dem Jahr 1226 strenge königliche Edicte vor
sich hatte, nach welchen sie verfahren sollte. Doch bald war
dieser Weg zu langweilig, und bei der Mildigkeit der Laien
gegen die Ketzer unbrauchbar. Man setzte deshalb in den
vornehmsten Städten des südlichen Frankreichs ein eigenes
Inquisitionscollegium nieder, das aus einem Prälaten und
drei weltlichen Personen bestand, das aber eben so wenig
nach aller Erwartung von Strenge seine Pflicht erfüllte,
so daß endlich Gregor IX. im Jahr 1233 Ketzerinquisition
und Predigerpflicht unmittelbar mit einander verknüpfte.

Er dispensirte die Bischöffe ganz von der Sorgfalt die Ke-
tzer aufzuspähen, setzte Dominicaner dazu ein, und überließ
ganze Art des Verfahrens, ohne ihnen selbst hierüber be-
stimmte Vorschriften mitzutheilen, der eigenen sinnrei-
frommen Grausamkeit derselben. Peter Cellani und Wil-
helm Arnald waren die zwei ersten Ketzerrichter, welche n
dieser Verordnung gesetzt wurden.

Wie diese ganze neue Anstalt mit dem alten Kan
Ecclesia non sitit sanguinem zu vereinigen seyn sollte, w
schwer zu sagen. Gedult, sagten sie, sey die Gabe der ers
Kirche gewesen, nun sie zu reiferem Alter gekommen, mü
sie den Kindern den Ernst zeigen. Sie glaubten sich dam
zu schützen, daß sie den Ketzer gewöhnlich nicht selbst v
brannten, sondern die Vollziehung der Obrigkeit überließ
aber die Obrigkeit war doch verbunden, auf ihre Anklage
exequiren. Die Nachricht des heiligen Augustin, daß
Kaiser die Donatisten wegen ihres unbeugsamen Eigensin
der Erbschaft und aller Besitzungen unfähig erklärt hat
stand zum Unglück in Gratians Decret; was dort aber bl
von den Donatisten gesagt war, wurde auf alle Ketzer übe

:tragen. Der Proceß, nach welchem man mit diesen Un-
lücklichen verfuhr, war gerade das Gegenspiel von aller
nst menschlichen Gerechtigkeit, es war als ob sich die Kirche
cht nach den Regeln des gemeinen Menschenverstands zu
hten hätte.

Von denen, welche in Teutschland Dominicanerinquisi-
on in diesem Zeitalter einzuführen versucht haben, ist der
rrufenste der Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von
hüringen, Konrad von Marburg. In einem Lande, wo
ßher zu wenig Licht und zu wenig Thätigkeit war, als daß
cht Ketzer hätten entstehen können, entdeckte er unter Adel
d Volk mit einemmal ganze Schaaren solcher Unglückli-
n. Edelleute, Bauren, Geistliche, Mönche, nichts war
: ihm sicher. Selbst die Ermahnungen der Teutschen
schöfe konnten ihn nicht zur Menschlichkeit bewegen. Er
:rde endlich von dem erbitterten Volk todtgeschlagen, aber
ı Tod konnte den einmal gemachten Anfang, daß man
Teutschland das Verfahren des südlichen Frankreichs nach-
mte, nicht völlig verhindern. Der Erzbischof von Bremen
ß gegen seine Stedinger Bauren als Ketzer das Kreuz pre-
jen, weil sie ihm und dem Bischof von Minden den Zehnten
ht geben wollten. Die Schwäbischen Bauren bei Halle
tten ähnliches Schicksal, und Kaiser Friedrich II. der wegen
iner eigenen Händel mit den Päbsten nicht orthodox genug er-
heinen konnte, bewaffnete den Eifer der Geistlichen mit Reichs-
setzen, welche leider bis auf Luthers Zeiten herab wirkten.

So wirkte alles von außen und von innen gleichsam
uf den einzigen Punct hin, dem Pabst die unabhängigste
berherrschaft über Kirche und Staat zu verschaffen, und
in Regierungsrecht über alle einzelne Reiche der Christen-
it selbst in die Verfassung dieser Reiche zu verweben.

Schwerlich war irgend auch ein Zeitpunct nach dem ganzen politischen Synchronismus so geschickt, als die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. In Italien genoß der Pabst in Beziehung auf weltliche Herrschaft alle Vortheile des Anfangs, welchen Innocenz III. gemacht hatte, einen Kirchenstaat zu bilden, und gegen die Versuche Friedrichs II. wenn diesem überhaupt nicht allgemeiner Haß der Italiäner entgegen gewesen wäre, fand er immer in dem Bunde der Lombardischen Städte einen bereitwilligen Alliirten, dessen malige Macht Kaiser Friedrich nicht einmal so weit schwächen konnte, als ehedem sein Großvater gethan hatte. Dieß hatte auch mit Friedrichs Tode die ganze, den Päbsten oft so furchtbar gewordene Macht des Staufischen Hauses ein Ende; denn achtzehn Jahre nach Friedrichs II. Tode fiel sein Enkel, der einzig übrige des ganzen Hauses, nach dem Gutachten des Pabsts zu Neapel durch die Hand des Henkers. In Teutschland war nach dem Zerfall des Staufischen Hauses, besonders bei den entstandenen zwistigen Königswahlen, auf lange Zeit hin keine Macht da, deren Fürsorge oder Unternehmungen zum Schutze der Teutschen Kirche hätten dienen können. Die Wittelsbacher, welchen die letzten Ueberreste der Staufischen Güter zugefallen, schwächten sich wie die Welfen und Ascanier, durch Theilungen und innerliche Fehden. Die Habsburger traten erst ... Jahre nach jenem traurigen Ende des letzten Staufens ihre glänzende Periode ein, und Frömmigkeit war immer ... Charakter ihres Hauses gewesen, dessen gleichförmig fortgehendes Emporkommen ohnedieß wie bei allen übrigen Fürstenhäusern schon bei den Enkeln Rudolfs von Habsburg zwei Jahrhunderte lang durch Theilungen gehindert wurde.

In England und Frankreich fanden sich ein pa...

;gierungen, welche für den übrigen Zustand von Europa m Vortheil des Pabsts vortrefflich sich schickten. In Eng- nd war auf den päbstlichen Vasallen Johann ohne Land n schwacher Prinz Henrich III. gefolgt, dessen drei und nfzigjährige Regierung ganz jener Zustand fortdaurender litischer Schwäche war, in welchem die Päbste von jeher n sichersten wirken konnten. Ludwig IX. der Heilige sorgte var in Frankreich durch mehrere weise Gesetze für die siche- :e Gründung der königlichen Gewalt, für die Unabhängig- it und Ruhe seiner Kirche und für die bessere Verfassung rselben, aber zwei unglückliche Kreuzzüge verhinderten ihn, nen Plan durchzuführen, dessen Grundlinien er bloß zeigte, ıd nie ist es wohl überhaupt noch ein König der Heilige wesen, der Staat und Kirche ins rechte Verhältniß gesetzt, ıd durch planmäßig ausgeführte Veranstaltungen die Kirche ines Reichs von der Römischen Abhängigkeit zu befreien wußt hätte.

So gesichert war demnach Roms Hierarchie in der letz- n Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nach allen äußern Verhältnissen, aber wie bei allen Regierungen, deren Wohl- and doch immer mehr auf persönlichen Verhältnissen als uf innern Einrichtungen beruht, der Zeitpunct des Zerfalls iit dem Zeitpunct des höchsten Flors unmittelbar zusammen- tänzt, so folgten unmittelbar auf diese herrlichen hierarchi- chen Einrichtungen Mißhandlung des Pabst Bonifa- ius und siebzigjährige Gefangenschaft des heili- en Vaters in Frankreich.

§. 1(.

Geschichte der Händel Philipps des schönen mit Bonifaz VIII.

Pabst Bonifaz VIII., gewaltthätig ohne politische Ein- icht, und mehr von Leidenschaft als von planmäßigem Ehr-

geiz getrieben, hatte gleich mit dem Antritt seiner Regierung gegen König Philipp IV. von Frankreich einen Krieg erli[illegible] dessen Ursache vielleicht mehr in kleinen Geschichten zu such[illegible] ist, welche der Pabst vier Jahre vorher als päbstlicher Le[illegible] in Frankreich gehabt hat, als in Veranlassungen, we[illegible] Philipp gegeben, oder der Pabst Würde halber nehmen mu[illegible]

Um die Kosten eines mit England entstandenen Kri[illegible] zu bestreiten, foderte König Philipp Steuren auch von s[illegible] Geistlichkeit, deren vermeinte Immunitätsrechte Bonifa[illegible] unaufgefodert durch eine Bulle schützen wollte. Die B[illegible] schien noch schonend zu seyn, weil sie des Königs Namen [illegible] nannte, sondern nur unbestimmt alle Besteurung der Geist[illegible] keit *) verbot. König Philipp antwortete aber sogleich [illegible] Befehle, welche nach eben derselben scheinbar schonenden [illegible] litik abgefaßt waren, und nannte bei seinem Verbot, G[illegible] außer Lands zu schicken, Rom nicht ausdrücklich, aber m[illegible] einem allgemeinen Verbot war doch auch Rom mit begri[illegible]

So wechselten die ersten Stöße und Gegenstöße, [illegible] nachdem beide Theile sich gegen einander versucht hatten, entstand ein kurzer Friede, zu welchem offenbar der Pabst [illegible] Weg gebahnt, den aber eben so offenbar auch der Pabst [illegible] sichtlich wieder zu brechen anfieng, als ob in ihm wieder[illegible] wacht wäre, was er bloß auf einige Zeit unterdrückt ha[illegible] Den Anfang machte die Mißhandlung des päbstlichen Legat[illegible] des Bischofs von Pamiers, die zwar nicht unverdiente St[illegible] der Kühnheit dieses Prälaten war, aber von Bonifacius so h[illegible] empfunden wurde, wie man nur Beleidigungen eines gekann[illegible] Feindes aufnimmt. Zwischen Pabst und König entstand [illegible] Correspondenz, welche weit unter der Würde von beiden wa[illegible] und von der Seite des Pabsts die ungemessensten Pabstio[illegible]

*) wider deren Willen, (s. Planck a. a. O. S. 326) A. d. [illegible]

n enthielt, von der Seite des Königs in recht profane
en Römischen Bischof entweihende Ausdrücke ausbrach.
acius schrieb von völliger Immunität der Geistlichkeit
ller weltlichen Regierung, behandelte die Französische
, deren Bischöfe für den König sich erklärt hatten, als
wahnsinnige Tochter, sprach von der päbstlichen Macht-
mmenheit in Absetzung der Könige; Philipp schrieb in
r gesucht harten, beleidigenden Ausdrücken, und setzte so
eden Wohlstand bei Seite, als ob er jedes Mittel einer
gen Wiedervereinigung zernichten wollte. Offenbar wollte
h mit diesem Pabst nie mehr Friede schließen, wie vol-
sein letzter Schritt bewies, da er seinen Canzler Noga-
it Geld nach Italien schickte, ein kleines Corps daselbst
rben, und ihm den Pabst unter Beistand der Colonnen
ern. Bonifacius, nachdem er zu Anagni die persönlich
en Beleidigungen von diesem Gesandten Philipps erlitten,
n der äußersten Erbitterung.

§. 17.

Innere Streitigkeiten der Francisçaner.

Niemand hatte auf eine solche Veränderung, die so schnell
erade im Zeitpunct des höchsten päbstlichen Flors sich er-
e, mehr vorbereitet, als gerade die größten Lieblinge des
s die Franciscaner. Kaum war der Orden acht Jahr
o fieng schon ein großer Theil der Mönche an, allerhand
gungen der Regel zu machen, und mit einem gefährlichen
nden Scharfsinn nicht mehr auf den Buchstaben der Re-
ndern auf den Geist derselben sehen zu wollen. Franz
befohlen, nur so viel zu betteln, als sich nicht durch Ar-
verdienen lasse. Seine Mönche thaten nun aber in all-
gar nichts als betteln. Franz hatte alle Erklärungen sei-
Regel auf das nachdrücklichste verboten: so machten sie also

Glossen darüber, denn von Glossen hatte Franz nament nichts gesagt. Nach den deutlichen Worten der Regel sol weder einzelne Mönche, noch das ganze Kloster, noch der g Orden etwas eigenes haben: ehe aber acht Jahre verga waren, hatten sie schon die Distinction erfunden, das Eigent aller der Sachen, welche sie brauchen wollten, gehöre dem gen Stuhl, aber ihnen sey die Nutzniessung. So hätt sich bald so viel schenken lassen können, als Benedictiner, so herrlich gelebt als alle übrige Mönche, und immer ver sie seyen bettelarm, das Eigenthum aller ihrer ausgebr Besitzungen gehöre dem Pabst. Mit diesen fleischlich gesen war ein grosser Theil der Mönche selbst gar nich den, sie wollten die Strenge des Franz von Assisi bei wissen: aber Pabst Innocenz IV. sprach im Jahr 1245 wollüstigere Partie.

Königreiche ab- und zusprechen, Kaiser excommu und ganze Länder mit dem Interdict belegen, dies konn mals der Pabst ohne alle Schwierigkeit thun; aber üb neuerfundene Distinction der Franciscaner zu entscheid außer den Gränzen seiner Macht. Die Spiritualen wid ten sich mit dem größten Eifer. Sie hatten im Jahr 12 Glück, einen Ordensgeneral von ihren Gesinnungen, Jo von Parma, zu bekommen, der es unternahm, dem päbs
1260 Befehl gerade zuwider, den ganzen Orden zu reformiren. Pabst wiederholte seinen Befehl, die strengen Franciscan neuerten auf einer Ordensversammlung ihren Widerspru ihre Erbitterung wuchs noch durch theologisch apokaly Streitigkeiten.

Schon lange nehmlich und noch ehe die Welt einen F ciscaner sah, circulirten in Italien Prophezeihungen eines wissen Abbt Joachims, die wie meistens alle solche Be

gen voll Klagen über gegenwärtige Zeiten und voll schö-
Hoffnungen auf die Zukunft waren. Drei große Perio-
seyen für die Welt bestimmt: die zwei erstern, noch sehr
gelhaft und unvollkommen, die Regierungsperiode des Va-
und des Sohns; die dritte, in welcher der heilige Geist re-
en werde, sey viel herrlicher, und frei von allen den drük-
den Lasten, unter welchen sie itzt seufzen müßten. Die
nische Kirche sey das Babel, das erst noch zerstört wer-
müsse, und ihr Fall, der bald bevorstehe, sey der Anfang
Heiligengeistsperiode.

Da die Päbste nicht nach dem Sinne der strengern
nciscaner sprachen, so ergriffen diese die Prophezeihung
Abbts Joachim, und schilderten es als die letzte Wuth
antichristlichen Thiers, daß man den Franciscaner nicht
seyn lassen wolle. Sie fanden in ihrem heiligen Franz
Assisi den apokalyptischen Engel, der ein neues Evange-
, das ist, die Franciscanerregel verkündigend, mitten
h den Himmel fliege. Einer der strengen Franciscа-
nönche schrieb eine Einleitung in diese Weissagungen des
t Joachim, welche noch fanatischer war, als Joachims
phezeihung selbst. Vorher hatte man den heiligen Franz
Herrn Christo nur an die Seite gesetzt, aber Gerhard
seiner Introduction prophezeihte, daß das Evangelium Chri-
nur noch bis auf das Jahr 1260 halten könne, alsdenn
de das vollkommenere Evangelium des Franz von Assisi
eführt werden, und die Apostel des neueren Evangeliums
n die strengeren Franciscaner.

Des Pabsts wurde in allen diesen apokalyptischen Com-
ntarien gar nicht ehrenvoll gedacht, und so oft wieder eine
stätigung der gelindern Exegese von Rom kam, so fanden

die strengeren Franciscaner wieder ein neues Kennzeichen,
der Pabst bestia apocalyptica sey.

Die Inquisition wüthete gegen diese Spiritualen,
dem Dominicaner war es eine herzliche Freude, so man
Franciscaner den Scheiterhaufen besteigen lassen zu kö
Aber aus dem Blute dieser Märtyrer entsprang wie i
eine neue Phönixbrut: und die Päbste erfuhren, daß
durch den Bann erschröckt, aber nicht Fanatiker überw
werden können.

So bekam das Pabstthum von zwei ganz versch
Seiten her seinen ersten Stoß, und jeder dieser zwei
Stöße war offenbar tödtlich. Bis gegen die Zeiten
formation hin, hörten die strengen Franciscaner ni
dem Pabst ins Antlitz zu widersprechen, ihn der Ketz
des antichristlichen Sinns zu beschuldigen und Kaiser L
der Baier, fand nachher selbst bei manchen seiner gew
Schritte so bereitwillige Vertheidiger in ihnen, als
selbst gedungene Schriftsteller hätten seyn können.

Philipp der schöne, nicht zufrieden den Pabst durch
ret und Colonna gestraft zu haben, suchte für künftige
Fälle den heiligen Vater näher bei sich zu behalten, un
schaffte seinem eigenen Feinde, dem Erzbischof von Bour
unter der Bedingung die Krone, daß die päbstliche R
disseits der Alpen nach Frankreich verlegt werden
1305 Clemens V., so nannte sich sein neuer Pabst, sah en
die Folgen dieser Bedingung nicht, oder machte die
creirte große Anzahl Französischer Cardinäle das früh
rückkehren unmöglich; acht Päbste nach einander muß
Frankreich ausharren.

§. 18.

Avignonische Päbste.

;wei und siebenzig Jahre dauerte diese Verlegung des ichen Sitzes von Rom nach Avignon, und eine bloße nzveränderung hatte auf die ganze Römische Hierarchie so nachtheiligen Einfluß, daß die Gewalt des Römi- Bischofs, nach einigen scheinbar fortgehenden Vergröße- 1, gerade selbst um dieser willen endlich abnehmen

n Italien giengen wegen der Abwesenheit des Regenten eltliche Besitzungen des Pabsts nach und nach verlo- Zu Rom erhoben sich politische Partien, welchen der 1 aufstieg, Rom wieder die Hauptstadt der Welt wer- lassen. Im Kirchenstaat wimmelte es von kleinen nen, die einzelne Städte und Districte an sich rissen, an schickte dem Pabst kein Geld nach Avignon, der o durch Noth und Luxus gezwungen, neue Quellen r Einkünfte eröffnen mußte.

aber kamen in diesem Zeitalter so viel neue Erfindun- on welchen allen weder Gregor VII. noch Innocenz wußt hatten. Der Pabst empfahl bisweilen einen sei- nen Diener zu einer Stelle in ein Capitel oder auch ei der Bischofswahl: auf so vornehme Empfehlungen geachtet, besonders wenn sonst keine Schwierigkeit . Aus der Empfehlung und Bitte wurde bald ein , und der Pabst schickte endlich ohne weitere Anfrage 'ann, den das Capitel zu seinem Bischof nehmen sollte. ie Capitel waren aber oft eilfertig genug, ehe nach n die Nachricht von dem Tode des vorigen Bischofs zugleich auch die Nachricht von der Wahl des neuen rschicken; so war also der Pabst überrascht und außer

Stand gesetzt, seine Candidaten zu produciren. Doch hier wußte sich der sinnreiche Pabst zu helfen. Noch ehe Bischof todt war, schickte er eine Bulle, daß er auf Fall einen Mann im Herzen habe, bei welchem die recht wohl versorgt seyn würde; sie sollten also nicht w es sey schon vorläufig dafür gesorgt.

So zärtlich besorgt waren die Päbste anfangs und da für einzelne Bisthümer oder andere ansehnlich Stellen; endlich aber reservirten sie sich ganze Cla Beneficien, schickten den Mann nicht einmal an Stelle hin, sondern conferirten die reichsten Bisch ihren Cardinälen und diesen mußten die Einkün Avignon geschickt werden. Bisthümer und Abteien, irgend ansehnliche geistliche Stellen waren, wurden non verauctionirt, und weil der Erlös doch noch reichend war, alle Bedürfnisse des glänzenden p Hofs zu bestreiten, so bat sich der Pabst einen Einkünfte der vacirenden geistlichen Stellen aus. der Pabst zu einer Stelle beförderte, konnte doch dagegen einwenden, wenn er ein halb Jahr oder umsonst dienen, und die Einkünfte dieser Zeit dem sen sollte.

Die Klagen über den päbstlichen Hof und d niß an den Sitten desselben wurde von dieser Zeit mein. Der Pabst hatte itzt nicht mehr bloß die F gen sich, sondern die Geistlichkeit klagte und wü die Hülfe der Fürsten, um solcher Bedrückungen lo den. Die Kirchen wurden wegen den schweren Tributen verschuldet. Die kurze Regierung eines Bischofs reichte kaum so weit, um die Gelder zu welche er zu Ausfertigung der päbstlichen Confirm

haltung des Palliums bezahlen mußte. Fremdlinge en die wichtigsten Bischofsstellen, die Gelder giengen Landes, und wenn der Bischof nicht zugegen war, so n sich Zänkereien und Streitigkeiten ohne Ende.

§. 19.

nter allen Ländern war aber Teutschlands Schicksal nglücklichste während dieser Avignonischen Periode. Der war Sklave des Königs von Frankreich, und mußte essen Gefallen mit dem Bannstrahle spielen. Da der von Frankreich das Teutsche Reich gern für sich oder Bruder gehabt hätte, so mußte der Pabst den Kaiser g den Baier in den Bann thun, und durfte sich durch ffte Erniedrigung des weichmüthigen Ludewigs zur Ab- n nicht bewegen lassen. Die ganze Teutsche Kirche durch das Interdict in die größte Verwirrung. Doch der Pabst das Interdict nicht aufheben, denn Philipps lger drohten, den zweiten Act der Bonifaciusischen die spielen zu lassen. Die Teutschen bewiesen zwar, idlich auch die Gedult des Gedultigsten ermüden könne: ten einen feierlichen Reichsschluß, daß ein Teutscher um Teutscher König zu seyn, nicht erst der päbstlichen mation nöthig habe, sondern allein vermöge der Wahl hurfürsten als König gelte. König Ludwig hatte auch har Schriftsteller auf seiner Seite, welche recht männ- ine Sache vertheidigten, und die strengeren Franciscaner welche besonders über Johann XXII. mißvergnügt erhielten das Volk bei gutem Willen. Aber es doch, als ob die Mönche das Volk nicht so lange er ihm unnatürlichen Lage der Gesinnungen erhalten ken, als die Französische Hofkabale erforderte. Bald e dasselbe durch Interesse, bald durch erregtes irriges

Gewissen aufs neue zum Anhänger des Pabsts. Was ... mag nicht ein religiöser Hang, der uns mit den ersten Ja... ren der Erziehung beigebracht worden, und der durch Ge... stände die uns beständig umgeben, verstärkt wird! M... wußte in ganz Teutschland, daß die päbstliche Excommuni... tion bloß Werk des Königs von Frankreich sey, der Teut... land zu Grund zu richten, Italien von Teutschland abzurei... suche: die Erzählung von der Lebensart der Päbste in A... non war nicht nur unter den Großen bekannt, sondern ... Volkssage, und es war unerhört, daß sich Johann X... nicht einmal so weit herab ließ, seine Excommunication ... Kaiser kund zu thun, sondern dieselbe bloß an den Ki... thüren zu Avignon anschlagen ließ. Siebenmalige Ge... schaften Ludwigs nach Avignon waren fruchtlos, und ... hatte der päbstliche Bann in Teutschland Folgen, welche auch ein entschloßnerer Kaiser als Ludwig war, nicht ... haben verhindern können.

§. 20.

Pisanische und Costnitzer Synoden.

1377 Da man sich endlich dem glücklichen Zeitpunct ... sah, daß der Pabst wieder beständig in Rom bleiben w... so entstand eine zwistige Pabstwahl, welche der Welt zwei Päbste schenkte, und das einzig wirksam schei... Hülfsmittel, das man versuchte, wurde die Mutter eines ... ten. Einer dieser Päbste blieb gewöhnlich in Italien, ... andere war in Frankreich, und ein dritter verkroch sich ... lich in einen Winkel von Spanien. Ein Pabst that den ... dern in Bann. Wen der eine Pabst segnete, dem fl... der andere, und die Menschen wurden endlich zu der ... sicht gezwungen, daß Segen und Fluch eines Pabsts k... besondere Kraft haben müsse. Aber wer sollte sich des ...

:s der Kirche annehmen? Die Universitäten und be:
:s die von Paris machte den Päbsten die dringendsten
ellungen, durch Resignationen der Kirche den Frieden
enken; aber wenige Menschen sind so edel, um des
:ns willen eine Krone aufzuopfern. Man suchte die
ängst vergessene Lehre von den Universalsynoden und
Ansehen wieder hervor, und die Universitäten sprachen
:ardinälen das Recht zu, eine solche Synode auszu:
)en.

Die erste dieser Synoden war die Pisanische vom Jahr
Doch gerade diese gab der Welt den dritten Pabst,
daß sie die zwei Päbste, von welchen die Christenheit
verwüstet wurde, zernichten konnte. Mit der Refor:
n der schröcklichen Mißbräuche, welche sich nach allge:
:m Geständniß bei der großen und kleinen Geistlichkeit
chlichen hatten, blieb es wieder bei dem Alten: es war
el Verläugnung von dem neuerwählten Pabst gefodert,
r sich selbst reformiren sollte.

Fünf Jahre nach der Pisaner Synode, kam die größere
angesehenere zu Costnitz durch Kaiser Sigismunds
ebsamkeit zu Stande. Es kostete die mühsamsten Trac:
, bis man einen Pabst zur Resignation bewegte, dem
n seine Anhänger abspenstig machte, und den dritten
ch feierlich entsetzte. Der feierlich entsetzte Pabst wurde
Beschimpfungen belegt, sein lasterhaftes Leben mit einer
tenmäßigen Publicität behandelt, daß man hätte glau:
sollen das größte Hinderniß, das der hierarchischen Um:
ung entgegen stand, sey endlich völlig gehoben. Aber
wurde auf eben dieser Versammlung von eben denselben
tern Johann Huß als Beleidiger der hierarchischen Ma:
:t verbrannt, und die Einigkeit der größten Männer des

Zeitalters gieng bloß so weit, der Kirche wieder ein Hau[pt]
zu geben.

Ein wichtiger Satz wurde zwar durch die Costnitzer Sy[-]
node neu aufgestellt, daß der Pabst dem Ausspruch ein[es]
solchen allgemeinen Conciliums unterworfen sey: aber w[as]
nützte ein Richter, der wie man selbst in der Geschichte [der]
Costnitzer Synode sah, nur mit der äußersten Mühe in T[hä-]
tigkeit gesetzt werden konnte, und welchen die Kunstgriffe [des]
Pabsts mit der leichtesten Politik unschädlich machen k[onn-]
ten. Man erwartete von dem auf der Synode neu gew[ähl-]
ten Pabst Martin V. eine Reformation, er versprach [sie]
aber wie Leute von bösem Gewissen, nur nicht sogleich, [son-]
dern erst in fünf Jahren. Als Palliativ sollten einige C[on-]
cordate dienen, die er einzeln mit verschiedenen Nat[ionen]
schloß.

§. 21.

Geschichte der Basler Synode.

Die Klagen der Nationen aber und besonders der D[eut-]
schen waren zu dringend, als daß sie das Versprechen [des]
Pabsts hätten vergessen sollen, allein da fünf Jahre verfl[ossen]
waren, so sammelte sich eine so elende Synode zu Sie[na,]
daß der Pabst selbst sein Versprechen nun noch einmal wied[er-]
holte; nur wurde der Termin der Erfüllung diesmal a[uf]
sieben Jahre verlängert. Unterdessen starb Martin V. u[nd]
sein Nachfolger Eugen IV. mußte 1431 die Synode zu B[a-]
sel eröffnen.

Die versammelten Prälaten hatten diesmal nicht w[eni-]
ger Entschlossenheit als die Costnitzer. Mit der Reformati[on]
schien es endlich Ernst zu werden, Reservationen, Annate[n,]
Exspectativen und andere neuerfundene Künste der Päbst[e]
wurden für unrechtmäßig erklärt, der Pabst, weil er sich

ȝ' dem Sinn der Synode nicht fügen wollte, sollte Jo-
nes XXIII. Schicksal haben. Aber Sigmund lebte nicht
r, der dem Synodalschluß hätte Nachdruck geben können.
erts Regierung war viel zu kurz, und gewiß hätte er kei-
Nachfolger haben können, bei welchem man ihn mehr
missen mußte, als den schläfrigen Friedrich III.

Schon hatte Teutschland die vortheilhaften Basler De-
e feierlichst angenommen, Annaten, Reservationen und
pectativen verworfen, so zernichtete der Kaiser selbst, vom
auen Aeneas Sylvius gelenkt, die nützlichsten Wirkungen
ses Entschlusses. Man räumte durch seine Vorsorge, in
ncordaten zu Wien geschlossen, dem Pabst Entschädigun- 1447
ein, wodurch ein großer Theil des gewonnenen wieder
gegeben wurde, und man vergaß noch überdieß in kurzem,
ß jene Wiener Concordate bloß Ausnahmen von den wah-
Concordaten Teutschlands, von angenommenen Basler
creten seyen.

Die Französische Kirche behauptete sich eine Zeit lang
ihrer ungekränkten Annahme der Basler Decrete auf der
rsammlung zu Bourges; aber hier zernichtete doch endlich 1438
h königliche Politik das Werk, das in Teutschland die
hläfrigkeit des Kaisers hätte zu Grunde gehen lassen.

§. 22.

So hatte man demnach dem Pabst wohl gezeigt, was
n thun könnte, und sowohl der Schrecken solcher Versuche
auch der Einfluß der endlich wieder emporkommenden
nern Wissenschaften schienen die päbstliche Regierung zu-
t so glücklich mildern zu müssen, daß sich die beklagtesten
ßbräuche leichter durch die Zeit selbst verlieren würden als
ch versuchte Reformationen. Aber gerade in keinem Jahr-
ndert saßen schändlichere Menschen an der Stelle des Chri-

stusstatthalters als in der zweiten Hälfte des fünfzehn
Jahrhunderts. Gerade nie wurden die heiligsten Verträ
dreister verletzt, nie wurde des Menschenverstandes mehr g
spottet als damals. Der Pabst sammelte beständig Geld zu
Türkenkrieg, und doch waren nur seine Nepoten die Türke
Wurde über Verletzung der Concordate geklagt, so war
noch über Erwartung, wenn der Pabst versprach, es ni
mehr zu thun. Pius II. durfte es wagen, dem Erzbi
von Mainz zu verbieten, ohne seine Einwilligung einen C
fürstentag zu halten, und weil er neben andern noch drü
dern Bedingungen auch diese nicht versprechen wollte, so
lor er durch den päbstlichen Bann sein Erzstift.

Paulus II. übte den schändlichsten Geiz aus, und
in seinem ganzen Zeitalter von niemand als von seinem
folger Sixtus IV. darinn übertroffen. Es war doch für die C
stenheit erbaulich, daß der Statthalter Christi zuerst für
kleine Abgabe öffentliche Hurenhäuser in seiner Residenz
laubte. Innocenz VIII. lebte kaum so lange, um seine
zehn Hurenkinder versorgen zu können, und der Name
xander VI. ist längst so verabscheut, daß man ihn neben
berius und Nero stellt. Julius II. war seine ganze Re
rung hindurch nichts als Soldat, und die Wahl Leo X.
durch eine höchst schändliche Krankheit desselben beschleuni
worden seyn.

Die schönen Geister in Teutschland, Frankreich und I
lien spotteten über diese Sitten der Päbste, aber es war
ein fürchterlicher Schritt vom Spotten und Klagen bis
kühnen Erschüttern dieses riesenmäßigen Staats. Man sch
der Sache so gewohnt zu seyn, daß man seinen Unwill
durch Spotten und Klagen genug ausgießen zu können glaub
und weder Kaiser Maximilian noch alle Zeitgenossen

aigen, hatten Muth oder Einsicht genug, das drückende
h abzuwerfen. Auch war mit manchen gerade der drückc
dsten Kirchenmißbräuche ihr eigenes Interesse zu sehr ver-
den, als daß eine Reformation von ihren Veranstaltun-
hätte ausgehen können. Schon allein die Spanische
uisition ist ein Beweis, wie Könige gegen die Macht des
dsts und des Klerus sich zu schützen suchten, und Erfin-
gen der Kirche für sich brauchen lernten, um ihren De-
ismus desto sicherer zu gründen.

Wie mit Gottes Geist gewaffnet trat endlich ein Augu-
ermönch auf, und machte, in weniger als vierzig Jahren
r als der Hälfte der bisherigen katholischen Christenheit
eiflich, daß der angebetete Römische Pabst nicht mehr
erster occidentalischer Pfarrherr seyn soll, und daß der
rrherr zu Rom jedem andern Pfarrherrn nichts mehr
befehlen habe, als sie sich befehlen lassen wollten. Hat er
seinen Collegen nichts zu befehlen, was mag er sich vol-
s über die Könige herausnehmen?

§. 23.

Uebersicht der ganzen Periode.

Man kann den ganzen Zeitraum von Gregor VII. bis
ier nicht ohne innigste Rührung überschauen, wie schwach
wie stark der Mensch zugleich ist, wie selbst in den dunkel-
Perioden, selbst in den drohendsten Zeiten der vollendete-
päbstlichen Hierarchie immer Stimmen der Wahrheit
nten, der natürliche Menschenverstand nie ganz sich un-
rücken ließ, aber wie doch auf jeden Versuch desselben,
Recht zu behaupten, Recidive von Schwachheit erfolgten,
nicht so wohl aus der Lage der wiederkehrenden Umstände
r aus der ganzen Beschaffenheit des Zeitalters entspran-
, als vielmehr aus der eigenen Schwäche der Reforma-

toren, denen entweder die nöthige unverschonende Beharrlich-
keit oder eine das ganze umfassende Einsicht fehlte. Ma
wollte einzelne Theile eines Gebäudes untergraben, das ga
gestürzt werden sollte, und man fürchtete den Einsturz d
Ganzen weil man keinen Begriff des Zustandes hatte,
alsdenn entstehen müßte.

Ganze Zeitalter und einzelne Männer, wie die Geschi
dieses Zeitraums nicht nur in einem Falle beweist, kon
zugleich Proben eines geübten Verstandes und einer
unerwarteten Sinnlosigkeit geben. Nie wuchs auch
Pabstthum mehr, als gerade in dem Zeitalter, da sich
menschliche Verstand durch die feinsten scholastischen Un
chungen übte, da man mit dem spitzfindigsten philosoph
Scharfsinn an allem zu zweifeln anfieng, da Hand
Künste seit den Zeiten der Kreuzzüge zu einem immer w
senden Flor kamen, da selbst auch die beschleunigtere Co
munication der Nationen unter einander gegen das Vo
theil hätte abhärten sollen, daß ein Mensch in Rom, de
Jugendgeschichte man wußte, dessen Stuhlbesteigung bek
war, dessen tägliche Künste man sah, ein untrüglicher Men
ein Halbgott sey.

Geschichte der Glaubenslehre in der Periode von Gr
gor bis Luthern.

§. 24.

Scholastik und Kreuzzüge, zwei coexistirende Phänom
die einander so entgegengesetzt zu seyn schienen, daß m
ihre Coexistenz gar nicht vermuthen sollte — wirkten
weit mehr auf Dogmatik und Religion als auf die Hie-
archie, und brachten gegen alle historisch analoge Erwartun
in beide ein Verderben, das oft in seinen Wirkungen zusam-

-floß, aber bald mehr in der Religion als in der Dog-
tik, bald mehr in der Dogmatik als in der Religion sicht-
war.

In dem ersten Jahrhundert dieser Periode war die Scho-
ik, ehe noch das neu entstandene Institut der Universitä-
seine ganze Wirkung auf dieselbe äußerte, in der glück-
en ersten Ausbildung, welche für das systematische Nach-
ken, für die vollständige Entwicklung aller Folgen der
rsätze und für die passende Zusammensetzung der letztern
hst vortheilhaft war. Die Unterscheidungen der Begriffe
rden noch nicht so verfeinert, daß die Sprache ein unver-
ndliches Chaos willkührlich erfundener Ausdrücke gewor-
wäre. Die Neigung, alles aus der Vernunft zu be-
isen, wuchs zwar, wie in jedem philosophisch theologi-
en Zeitalter zu geschehen pflegt, mit der Ausbildung der
holastik, und schon Abälards Beispiel beweist, daß oft
ersten Beispiele dieser Art schon zu den kühnsten dieser
t gehören. Aber noch war doch diese Sitte weit nicht all-
nein, und man verweilte sich viel lieber dabei, daß man
er einer Mannigfaltigkeit neu ausgesonnener Fälle dispu-
te, wie sich z. B. die Geschichte des Menschengeschlechts
twickelt haben würde, wenn bloß Eva und nicht auch Adam
n der verbotenen Frucht gegessen hätten.

Offenbar hat auch, für die letztere Hälfte des ersten
hrhunderts dieser Periode, der ganzen Entwicklung der
cholastik ein Buch, das eben so zu rechter Zeit kam, wie
ratians Decret für das Kirchenrecht, ihre völlige Richtung
geben, die selbst unter allen nachfolgenden Veränderungen
s auf Luthers Zeiten hin unverkennbar blieb.

§. 25.

Peter Lombardus, einer der berühmtesten Lehrer zu Pa-

ris, schrieb nehmlich vier libros Sententiarum, eine Samm-
lung patristischer Excerpte nach den Materien geordnet, u
diese Materien unter einander selbst, so viel bei der Schwi
erster Versuche dieser Art zu erwarten war, in systemati
Verbindung gesetzt. Hier hatte man in aller Kürze beisa
men, was gegen die mannigfaltigen Ketzer verschiedener
brauchbar war, Kenntniß der Kirchenväter war mit ei
Philosophie vereinigt; und die große Menge Fragen, w
in einzelnen Artikeln aufgeworfen worden, konnte hier
einemmal übersehen werden.

So viel Ansehen hat vielleicht noch kein theologi
Buch erhalten wie dieses. Sie haben drei Jahrhunderte
darüber gelesen, commentirt, Glossen gemacht, zwar hi
da auch kleine dogmatische Unebenheiten darinn finde
len, aber im Ganzen sich doch immer daran gehalten.
auf die Ordnung der Artikel unter einander, hat dieses
bis auf die Zeiten der Reformation hin Einfluß gehabt,
alle Beweisstellen, welche dieser Verfasser, sowohl aus
Kirchenvätern als aus der Bibel führte, behielten lange
immer Observanz für sich. Die Theologen nannten sich l
Zeit von diesem Buch Sententiarii.

Wie beschwerlich mußte alsdenn ein Irrthum wer
der einmal in einem solchen durch Zeit und Umstände
torisirten Buch aufgenommen war! An sieben Sacrame
zweifelte itzt niemand mehr, so wenig man auch vorh
Festsetzung dieser Zahl einig war; denn es stand in
bardus. Die Lehre von der so genannten Concomitanz,
manche andere ähnliche Hypothesen einzelner Kirchen
oder Scholastiker wurden nun herrschend; in den Sent
war ihrer mit Beifall gedacht. Die Päbste mischten
zwar noch immer nicht mit Eifer darein, Glaubensartikel

en, aber eine durch Peter Lombard entstehende Observanz-
dorie gab doch nicht nur eine Veranlassung dazu, und
Mißbräuche, welche aus Gelegenheit der Kreuzzüge ent-
:n, boten schon einträgliche Gegenstände dar.
Zuerst war dieses fühlbar in der Lehre von den Indul-
1. Die Sitte war zwar alt und ungeachtet der Gegen-
hungen eifriger frommer Männer schon seit einigen
hunderten angenommen, daß man einzelne Sünden nicht.
örperlichen Leiden büßte, sondern statt dessen Geld an
rmen oder an die Kirche gab. Aber Aufzählung ein-
Sünden war dabei doch immer noch nothwendig ge-
n, und diese konnte von Geistlichen, welche ihr Amt
nur halb verstanden, zur allgemeinen Beförderung der
lität trefflich genutzt werden. Allein seitdem nun die
nach Palästina als vollgültigste Abbüßung und voll-
ster Ablaß angesehen wurde, so verlor sich nicht nur
Möglichkeit der Wiederherstellung der alten Kirchenzucht,
:n der Ablaß wurde auch so summarisch, das Angeden-
daß er sich bloß auf Kirchenstrafen beziehe, verlosch so
, das gewählte Mittel seiner Sündenverschuldung los
:rden, führte fast unvermeidlich zu so vielen neuen Sün-
daß erst seit dieser Zeit allgemeines Verderben unter
Volke einriß. Nicht zu gedenken wie viel Aberglauben
Kreuzfahrer bei dem betriegerischen und betrogenen Grie-
holte; wie viele heilige Knochen als Reliquien aus dem
t gebracht wurden; wie sehr die Verehrung der Maria
ieser Zeit bis zum kindischen Aberglauben stieg; wie Haß
Nachahmung der Griechen auf Volksglauben und auf
natik so sichtbar und so verschieden wirkten!
Innocenz III. machte auf seiner Lateransynode im Jahr
die Lehre von der Brodverwandlung und von der Ohren-

beichte zu Glaubensartikeln. Beide Gesetze entstanden n
aus einzelnen Veranlassungen, deren vielleicht die wichtig
in der Geschichte der Albigenser zu suchen ist, als daß m
dieselbe für letzte Resultate des ganzen damaligen dogm
schen Zustandes ansehen könnte.

§. 26.

Wie Peter Lombard seit dem zwölften Jahrhundert
Orakel der Theologen war, so kam im dreizehnten Jahr
dert der Dominicaner Thomas von Aquino und der F
ciscaner Johann Bonaventura neben ihn zu stehen, und
mand machte ihnen diesen Rang streitig, bis Johann D
Scotus im vierzehnten Jahrhundert erschien. Der li
rische Charakter jener zwei höchst wirksamen Zeitgenossen
sehr verschieden, und Bonaventura kam weder in philo
schem Scharfsinn noch in dogmatischer Unparteilichkeit,
weit sie damals erwartet werden konnte, dem Dominica
gleich. Bei beiden vereinigte sich das Lehransehen mit
Ordensinteresse. Beide wirkten auf einer Scene, waren
1274 gleichem Alter, starben in eben demselben Jahre; nur
Thomas nie zu der hohen Stufe von äußerer Würde ge
gen als Cardinal Bonaventura, der achtzehn Jahre lang G
neral seines Ordens gewesen, und durch sein Ansehen s
Streitigkeiten im Pabstconclave entschied.

Niemand wußte bald mehr, was Wahrheit oder
Irrthum seyn sollte, seitdem diese zwei Männer der phil
phischen Bearbeitung der Dogmatik und mancher Religi
meinungen eine Fruchtbarkeit verschafft hatten, welche sch
licher war, als gerade einzelne Meinungen werden konnt
Die disputirenden Scholastiker hatten sich eine Distinction e
dacht, zwischen philosophischer und theologischer Wahrheit, u
nie durch die Furcht vor Verketzerungen in ihrem Disputir

rt zu werden. Die Kirche, sagten sie, hat befohlen, was
heologische Wahrheit gelten soll, aber es kann theologisch
seyn, was philosophisch falsch ist; wir lassen die theolo-
:n Wahrheiten unberührt, und disputiren nur über die
sophischen. So wurden die ersten Grundsätze der natür-
ı Religion, Existenz Gottes, seine Vorsehung, Unsterb-
eit der Seele, in öffentlichen Schriften und Hörsälen be-
en, und man achtete des Verbots der Päbste nicht, wenn
ine Kühnheit untersagten, welche durch die übersetzten
iften der Arabischen Philosophen immer mehr genährt
de.

Die Päbste selbst und auch der Klerus, der nicht Kennt-
genug hatte, sich in jenen scholastischen Labyrinthen zu
eren, giengen zugleich in dreister Abänderung der we-
lichen Religionspuncte immer weiter. Sie waren zu be-
n, das Kind durch Untertauchen zu taufen, philosophirten
darüber, ob es denn gerade die Quantität des Wassers
mache, es werde genug seyn, wenn nur Wasser auf den
hinkomme: so führten sie die Besprengung ein, statt der
tertauchung. Viele Kinder starben ganz ungetauft,
m die Aeltern die Taufkosten nicht auftreiben konnten;
doch wurde nach den Begriffen des damaligen Zeitalters
ı ungetauftes Kind selig. — Waren es reicher Leute Kin-
, so taufte man sie, wenn sie schwach zu seyn schienen,
noch ehe sie ganz auf die Welt kamen.

Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fieng man
ch an, den Laien, und zwar zuerst nur dem großen nie-
gen Haufen den Kelch zu entziehen, Könige durften ihn
ch im vierzehnten Jahrhundert trinken, denn die ganze Re-
gion gewann um der Habsucht der Priester willen immer

mehr die Gestalt, als ob für die Vornehmen und Rei
ein besonderer Himmel zu erwarten wäre.

Man hatte im dreizehnten Jahrhundert hie und da
wohl in Teutschland als Frankreich und England Ueber
tzungen der Bibel in die Muttersprache erhalten, und di
Laien mit Begierde auf ein Buch hinfielen, das, große
Geschichte in natürlicher Einfalt erzählt, auch auf den
wissenden Haufen wirken konnte, da jedem der nur ei
Blick in dieses Buch warf, der Gegensatz seines Inn
mit der ganzen damals herrschenden Religion auffiel,
wurde auf Concilien verboten, daß ein Laie die Bibel in
Muttersprache lesen solle.

Ein irrthumvolles Gewebe von Sätzen, deren pra
Theil größtentheils ganz darauf abzweckte, die Cleric
Deos minores zu zeigen, alles für sie einträglich zu ma
sollte Religion seyn? Und so war das, was etwa me
bloßen Lehrmeinung gerechnet werden konnte, nichts an
als unsinniges Fragen über Dinge, in welchen man
klug werden kann, wenn man Jahre lang disputirt, weil
gar nicht Object menschlicher Nachforschung seyn kön
Sie zerbrachen sich die Köpfe um ausfindig zu machen,
es möglich sey, daß Christus ohne Sünde habe geboren
den können, und geriethen darauf, seine Mutter müsse
Sünden gewesen seyn. Ohne wirkliche Sünde gab ein
zu, aber nicht ohne Erbsünde; auch ohne Erbsünde beh
teten die Franciscaner, und es war ihnen dabei so ernst,
sie es recht zum charakteristischen Dogma der vollkomm
Orthodoxie machten.

Was konnte Volksunterricht in der Religion seyn,
die wichtigsten Religionshandlungen in einer Sprache vorg
nommen wurden, welche das Volk gar nicht verstand, da

ten in den Muttersprachen im dreizehnten und vier-
n Jahrhundert so fast ganz keine Veranstaltung gemacht
Das von blinden Leitern geführte blinde Volk mußte
Irrtritte thun, die uns itzt äußerst lächerlich sind.
zu Ende des zwölften Jahrhunderts zeigte es sich an
ien Beispielen, welchen Ausgang ein solcher Zustand
Sachen endlich bekommen werde. In Frankreich war
Mann Namens Eon: er hörte in der gewöhnlichen Ex-
formel adjuro te per eum, qui venturus est judicare
et mortuos. Das hielt er für eine deutliche Prophe-
ig auf sich, gab sich für den Richter der Lebendigen und
n aus, bekam einen großen Anhang, mit welchem
lange vom Raube der Kirchen und Klöster lebte, bis
mit Feuer und Schwerdt gegen ihn wüthete. Gerade
wei Jahrhunderte, in welchen das verderbte System der
n Kirche gleichsam vollendet wurde, sind voll Bewegun-
des Volks, das sich zu helfen suchte, und nicht zu hel-
wußte.

Weil auch die Geistlichkeit so ganz alles auf den äußern
esdienst setzte, so war es gemeinschaftliche Meinung aller
noch so sehr von einander abgehenden Ketzer, den äu-
Gottesdienst und ein ordentliches Kirchenregiment zu
chten, selbst die Sacramente zu verwerfen, denn wie konn-
sie die Sacramente für etwas anders halten, als für ei-
Fund der Geistlichen, um Geld zu schneiden? Bei die-
mißvergnügten Partien waren die strengsten Büßungen
eführt, denn für ein Stück Geld, das die Geistlichen in
pigkeit zu verprassen hatten, seiner Sünden los werden,
dem gemeinen Menschenverstand etwas gar zu ungereim
und für die Schrecken der Ewigkeit gar zu unbefriedigen-

des, als daß man nicht auf tausend andere Mittel hätte fallen sollen.

Ein großer Theil der mißvergnügten Apostel dieser Zeitalter war zwar von Sünden der Unzucht gar nicht frei, ihre gemischte Versammlungen hatten nicht immer alle schuld. Aber auch hieran war die große Kirche schuld. setzte auf Ehelosigkeit und Mönchsfrömmigkeit einen so benen Werth, daß der natürliche Widerspruchsgeist gegen Meinung der großen Kirche zu allen andern Veranlassu noch hinzu kam und eben die zerrüttete Einbildungsk welche ihnen die ganze Religion so sehr versinnlichte, hier oft zu Ausschweifungen hinriß. Noch muß zu Entschuldigung gesagt werden, daß überhaupt dieses Zeitalter die lebhafte Empfindung von der Schändlichkei ser Sünde nicht hatte. In den Klöstern herrschte nicht Unzucht, sondern Sünden, über welchen sich die Mensc natur entsetzt, Selbstbefleckung und Päderastie mit allen Gräueln, welche gewöhnlich ein so tiefer Verfall der Ma heit nach sich zieht. Beispiele dieser Art mußten nothwe auf die Moralität solcher Zeitalter sehr wirksam seyn.

Die große Kirche machte in ihrer Dogmatik die albe sten Schlüsse: kann es also unerwartet seyn, wenn d kleine mißvergnügte Partien oft durch nicht weniger alb Schlüsse gerade das Gegentheil herausbrachten. Die gr Kirche lehrte das Kreuz anbeten als heiliges Erinnerungs chen dessen, was Christus für uns gethan habe: einige kleinen mißvergnügten Partien zerschlugen alle Kreuze, ein Kreuz, Marterwerkzeug Jesu gewesen sey.

Spinozistische oder pantheistische Gesinnungen war unter diesen mißvergnügten Partien sehr herrschend. leicht verfällt aber auf diese der Mensch, dessen natür

Einbildungskraft durch Abstraction nicht geleitet wird! mit jedem Jahrhundert und in jedem Lande erschienen solcher Art unter einem andern Namen*): das Phä- n ist aber ganz nur immer eben dasselbe, dessen bloße nnung sich geändert hat. Die einzigen Waldenser ver- n billig eine ausführlichere Anzeige.

§. 27.

Waldenser.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte zu Lion ein zösischer Kaufmann, Peter Waldus, den der Zustand der e jammerte. Er ließ einige Bücher der heiligen Schrift ehmlich die vier Evangelisten in das Französische über- , verkaufte alle seine Habe, vertheilte seine Güter unter Armen, und gieng selbst als Lehrer aus. Mit fast uner- tetem Erfolg verbreitete sich die Partie, die er gewann, h ganz Frankreich und Italien; denn ihre Lehre hatte s so viel mehr eindringendes als die Lehre der damaligen risäer und Schriftgelehrten. Sie suchten die ganze Ein- tung und Lehre der Kirche auf den, ihrer Meinung nach n, ursprünglichen Zustand derselben zurückzubringen. Weil er Bibel von keinem Pabst und von keinem großen mäch- n Bischof vorkam, so wollten sie nichts vom Pabst, nichts großen mächtigen Bischöfen wissen, die Bischöfe sollten r Meinung nach wie Paulus ihr Brod mit Handarbeit dienen. Und sie konnten überhaupt nicht begreifen, warum t, auch noch im dreizehnten Jahrhundert wie im ersten,

*) Nachrichten von den Albigensern und den verschiedenen Partien, welche man unter diesen Namen vermischt. Gleiche Vermischungen bei der Benennung der Beghardén und Beguinen. Stedinger. Fratres liberi spiritus. Swestriones. Apostler.

ein Bruder den andern ermahnen und lehren dürfe, warum man gerade ceremoniös ordinirt seyn solle, um seinen Freunden und Nachbarn etwas erbauliches sagen zu können. Den Ablaß hielten sie gar nichts, Gebet, Almosen und Fasten waren ihre Büßungsmittel. Sünden vergeben könne ohnedi nur Gott, und jene Mittel seyen bloß guter Rath, die Freund dem andern geben könne, man habe keinen Gei chen dabei nöthig. Vom Fegfeuer stehe nichts in der Bib aber was in Jesu Bergpredigt so deutlich gesagt worden, das Acht zu haben und das treulich zu halten, sey wichti Pflicht eines Christen, als sich mit Gebeten für Verstorb und dergleichen Aberglauben mehr zu beschäftigen.

Die ganze Kirchenverfassung, die sie sich gaben, w eingerichtet, wie sie glaubten, daß apostolische Kirchenver sung gewesen sey. Ihre Lehrer — arme ungelehrte Ha werksleute. So viel sich thun ließ, eine Gütergemeinsch unter ihren Gemeinen, wie nach ihrer Meinung die in erſten Kirche zu Jerusalem. Sie sprachen deswegen d Christen das Recht nicht ab, Eigenthum zu besitzen. Laie genoß bei ihnen den Kelch; sieben Kirchensacram kannten sie nicht als Glaubensartikel. Die Wahrheit sch sich zu diesen guten edlen Menschen zu flüchten; denn di Separatistenhaufen sollte für künftige Jahrhunderte ein dendes Denkmal seyn, wie viel Wahrheit in der gro Kirche noch zu Ende des zwölften Jahrhunderts war.

§. 28.

Wiklif.

Das Volk mochte unterdeß immerhin über seine Le und ihre Finanzdogmatik murren, es hatte keine Wirk auf Umbildung derselben, vielmehr wurden ihm von Zeit Zeit immer noch mehrere Rechte entrissen; der Sclave, d

it seiner Kette klirren wollte, würde nur noch fester geschlos-
1. Ein Mann auf einer Universität mußte aufstehen, wenn
r Ton des ganzen Zeitalters geändert werden sollte, da alle
Weisheit und alles, was das Zeitalter glauben sollte, nach
r ganzen damaligen Einrichtung von den Universitäten aus-
ß.

Johann Wiklif, Professor der Theologie in Oxford, trat 1360
dlich auf, und griff das ganze damalige hierarchische und
gmatische System mit einer Stärke und Einsicht an, daß
an billig ihn allein unter Luthers und Zwingli's Vorgän-
rn als Vorgänger nennen sollte.

Die Bettelmönche hatten ihn zuerst in seinen persönlichen
erhältnissen beleidigt, und seinen Eifer durch politische Usur-
tionen gereizt, welche vom Pabst begünstigt wurden. Was
nn es aber sowohl hier als in Luthers Sache der Wahr-
t schaden, daß ihr Rächer nicht zunächst durch den An-
ck ihrer eigenen Unterdrückung, sondern durch hierarchische
ißbräuche geweckt wurde. Sobald aber Wiklif einmal
merksam gemacht worden, so schritt er viel kühner fort,
d ununterbrochener bis an seinen Tod fort, als keiner al-
übrigen sogenannten Zeugen der Wahrheit. Er griff die
anssubstantiation an, von welcher damals der größte Theil
Messegepränges und außerdem so manche auch ökono-
sch wichtige Ceremonie abhieng. Er suchte der Bibel Pu-
ität und allgemeinen Gebrauch zu verschaffen, und würde
lleicht hiedurch eben so viel gewirkt haben als Luther,
an damals schon Buchdruckerei gewesen wäre, wenn ein
elanchthon ihm zur Seite gestanden hätte, und Englands
itische Ruhe gesicherter geblieben wäre.

In wenig Artikeln läßt sich zwar bestimmen, was Wik-
geglaubt oder geläugnet haben mag; seine Ueberzeugungen

waren wie bei jedem Manne in solchen Umständen, fast beständiger Ebbe und Fluth, und er gieng, wie einzelne ... fälle seines Lebens zeigen, oft von der Wahrheit auf den ... thum zurück, oder vermengte seine neu erkannte Wah... mit neuen Irthümern. Doch Glück genug, daß nur ei... solche Veranlassungen zum Nachdenken gerade an dem ... gegeben wurden, wo sie ein Publicum fanden, das we... noch für Vorurtheile eingenommen war, und immer ... Liebe zum Neuen als zum Alten hatte. In dreißig, v... Jahren mußte man nothwendig Wirkungen der ausgestr... Wahrheit sehen, und Schriften eines beliebten Universitä... rers konnte auch päbstliche Tyrannei nicht unterdrücken, ... sie giengen unter den Schülern von Hand zu Hand, ... welche Menge von Schülern mußte nicht ein Mann ... Wiklifs Feuer haben, wenn er gerade auf dem rechten ... steht?

Die Geschichte der Schüler Wiklifs führt zu der ... schichte der Böhmischen Religionsunruhen, welchen ... Huß den Namen, aber außer dem Namen kaum viel m... als eine Hauptveranlassung des heftigern Ausbruchs ... Das eigentlich Dogmatische bei denselben war nicht s... seine eigene als seiner Freunde Sache.

§. 29.

Böhmische Unruhen.

Johann Huß war schon nach Costnitz abgegangen, ... gegen die Beschuldigungen seiner Feinde sich zu vertheid... auch sein treuer Gehülfe Hieronymus, der Wiklifs M... gen in England gelernt hatte, war bereits auf dem ... als der einmal bei den Böhmen geweckte Untersuchun... eine Spur der unterdrückten Wahrheit entdeckte dere... genblickliche Benutzung so viel größeres Aufsehen m...

te, weil sie auf das Aeußere des Gottesdiensts Einfluß

.

Durch Zufall erfuhr nehmlich ein Prediger in Prag, der
e Jakob von Mieß, daß es bloß Mißbrauch neuerer
n sey, im Abendmahl dem Volk den Kelch zu versagen,
mit einer Gierigkeit, womit man sich gewöhnlich für
: Unterdrückung rächt, fieng er sogleich selbst an, den
den Kelch auszutheilen. Neuheit und allgemein fühl-
Wahrheit verschafften ihm alsbald einen großen Anhang,
seine Partie, selbst durch Hussens Schicksal gewarnt,
e den klaresten Mißbrauch der Kirche nicht erst auf die
theilung der damals zu Costnitz versammelten Synode 1415
setzt seyn lassen.

Diese Synode aber fand weder nöthig noch nützlich, was
us befohlen hatte, und machte mit unerhörter Kühnheit
Kirchengesetz, was vorher bloß schlimme Observanz war.
Basler Synode wollte zwar mit einem kargen Privile-
die Sache wieder gut machen, aber die Böhmen hät-
icht erst auf Erlaubniß gewartet. Ziskas Tapferkeit
hrer Gewissensfreiheit mehr Versicherung als päbstliche
t und Synodalvergünstigungen thun konnten oder woll-

Schade, daß der erste reine Religionseifer der Hussiten
die Intriguen einiger vornehmern sehr früh in poli-
i Sectengeist und elenden Fanatismus ausartete; kaum
noch unter manchen schändlichen Partien ein kleiner
Haufen übrig.

Nie ist diese Böhmische Partie auf eine so beträchtliche
dogmatischer Besserung gekommen, daß man sie gern
Vorläufer der großen Reformation ansehen möchte; sie
auch in keinem historischen Zusammenhang mit den

Sächsischen Reformatoren, und hat leider kaum das w
bewahrt, was sie anfangs als Wahrheit entdeckt hatte.

§. 30.

Verdiente aber wohl eine Dogmatik noch den N
Christlicher Glaubenslehre, die sogar das Gesetzgeber-
sehen Christi nicht mehr zu erkennen schien? Bisher h
sie nur zu dem, was Christus befohlen, hinzugethan,
fiengen sie an davon zu thun, und wenn, wie man b
erwarten konnte, mehrere solcher ökumenischen Synoden
ten gehalten werden, so war wenig Hülfe zu hoffen;
die Professoren und Scholastiker, des alten Gangs sch
mal durch Beruf und viele eigene Bestrebungen ge
waren auf diesen Synoden Partie und Richter. Sel
Mann von Gersons Frömmigkeit sah die wichtigsten
bensfragen immer nur im Nebel seiner Atmosphäre.

Doch fand sich gerade in dem Zeitalter, wo das
derben in Theologie und Religion aufs höchste gestieg
seyn schien, fast noch reichlicher als vorher manches
das demselben entgegen wirkte. Die Mystik bekam
nach einander einige grosse Schriftsteller, das Predigen
den Muttersprachen wurde gangbarer als vorher; hie
da standen Eiferer für das praktische Christenthum auf,
che, selbst wenn sie auch so viele Fehler begiengen als
ronymus Savanarola, doch in der Sphäre, in der sie
befanden, viel gutes wirkten. In der Dogmatik waren
immer viele Irrthümer einzig durch Herkommen und Na
großer Lehrer, nicht durch Kirchengesetze geheiligt; ein
Freund der Wahrheit konnte mancher unterdrückten Wa
heit still ans Licht helfen, nur wehe wenn sie als streit
Frage zur Entscheidung nach Rom oder für eine Syn
kam!

:berhaupt befand sich seit der Mitte des fünfzehnten
nderts die ganze Christenheit wie in Ansehung der
hie so besonders auch in Ansehung der Dogmatik in
:hr wichtigen Krisis, ob zur endlichen Enthüllung der
eit oder ihrer mehrern Verdunklung, war damals noch
cht vorauszusehen. Wohl wurde durch die erfundene
ruckerei die allgemeine Ideencirculation unendlich mehr
unigt, als vorher auch bei den engsten und häufigsten
ıdungen der Menschen möglich gewesen war; aber alles
alsdenn doch davon ab, welche Ideen in einen so allge-
n. Umlauf gebracht wurden, und ob nicht die Päbste
)er Klerus, wie es doch bald schien, Gewalt bekamen,
Strom zu hemmen und zu leiten, wohin er ihren Ab-
ı gemäß fließen sollte.

Durch die in Italien und Frankreich wieder hervorbrechen-
Wissenschaften wurden zwar die Köpfe aufgeklärter, aber
Aufklärung schien dem Laster oft nur mehr Verfeinerung,
Philosophie nicht mehr Wahrheit, sondern nur mehr Skep-
nus zu geben. Fegfeuermährchen und Marienthorheiten
en zwar zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das The-
der witzigsten Köpfe geworden, aber die Geistlichen vergal-
den Spott mit Feuer und Schwerdt, und wenn es auch
)t so weit kam, so hätten wir doch durch allen diesen Spott
hstens eine verfeinertere päbstliche Religion bekommen.
e Wirkung aller solcher Hülfsmittel war ohnedieß immer zu
gsam; wie viele Umstände konnten dazwischen kommen,
sie nur zu einiger Vollendung kam. Wenn je einmal die
ahrheit in ihre ganze Rechte wieder eingesetzt werden sollte,
schien so viel günstiges zusammentreffen zu müssen, als
um von dem glücklichsten Zufall erwartet werden konnte.

Die Vorsehung erbarmte sich, und ließ zu gleicher
zwei Männer geboren werden, welche gleich groß an S
und an Verstand, an Wahrheitsliebe und an Fähigkeit, i
Zeitalter dieselbe mitzutheilen, gerade in die Lage v
wurden, welche zur Wirkung auf ihr Zeitalter die bequ
war.

§. 31.

Bemerkungen über das Ganze dieser Periode.

Es macht in der Geschichte solcher dunkeln und v
henen Jahrhunderte eine der rührendsten Betrachtunge
an welche sich der unparteiische Historiker nicht früh
gewöhnen kann, in dem historischen Zusammenhange
Zeitalter nachzuforschen, wie aus der Uebertreibung g
Fehler, aus der allzudrückend gewordenen Last gewisser
immer auch wieder Vortheile unmittelbar entsprangen,
durch die Natur einen Ersatz gab und ein Glück sch
das sie vielleicht bloß gerade in diesem Zustande mi
len konnte.

So war die Scholastische Theologie das unerklär
Gewebe unverständlich spitzfindiger Sätze geworden, das
aus bloß in der barbarischen selbstgemachten Latein
Sprache vorgetragen werden konnte. Ein Glück für
Volk. So konnte mancher dogmatische Irrthum nich
zum Volksunterricht durchdringen. So blieb in den G
thern des Volks jene Leerheit, aus welcher so noth
Sehnsucht und Fähigkeit zur Reformation entspringt,
Fähigkeit, die dem gelehrten Manne oft selbst durch
Gelehrsamkeit genommen wird.

Parteigeist und Observanzorthodoxien waren zwar d
das Ansehen großer Scholastiker emporgekommen, aber d
dadurch war auch der Römischen Entscheidungssucht

ubenssachen ein Ziel gesetzt, und bei dem Untrüglichkeits=
reiz, womit der Römische Bischof jede seiner Entscheidun=
auf ewig behaupten mußte, waren doch Partiegeist und
ervanzorthodoxie immer noch erträglichere Uebel als päbst=
Decrete, weil jene einer Abwechselung von Zeit und
ständen unterworfen waren.

Die Hierarchie hatte sich zwar auf Kosten des Staats
rößert, die Kloster= und Weltgeistlichkeit war offenbar
reich und zu mächtig geworden, aber unstreitig gab doch
hieraus entspringende Uebel dem drückenden Feudalsystem,
er welchem die ganze Gesellschaft litt, ein so vortheilhaftes
gengewicht, daß gerade aus der Mischung zweier Uebel
allgemeiner Nutzen entsprang. Der Klerus war doch
h immer selbst zum Theil auch aus Interesse Pfleger und
förderer der Wissenschaften; bei der fortdaurenden entschie=
en Uebermacht desselben wurde also auch immer ein Keim
die Nachwelt erhalten, der so schwach er auch war, doch
mer wieder einen ersten starken neuen Reiz zur Aufklä=
ng geben konnte.

Die Vorsehung mißt mit bewunderungswürdiger Weis=
t verschiedenen Zeitaltern bei allem Schein der schröckend=
n Verschiedenheit vielleicht doch fast gleich zu. Die Men=
hen schätzen gewisse Zeitalter nach gewissen in die Augen
llenden großen Uebeln und großen Vortheilen, ohne auf=
erksam zu seyn, wie sich oft jene durch mehrere gleichzeitige
eine Vortheile ersetzen, und diese durch gleichzeitige kleine
ebel geschwächt werden.

1095 Synode zu Piacenza. Das folgende Jahr zu Cla- mont. Was nicht der einfältige Peter Einsiedle ausgerichtet.

1099 Gottfried von Bouillon, Herr von Jerusalem.

1109 Durch Anselms Tod wird endlich in England eini Ruhe zwischen Staat und Kirche. Schade für d scharfsinnigen Kopf!

1119 Conc. des P. Calixt II. zu Rheims. Investiturbi Priestercölibat.

1121 Der arme Castrat Abälard fühlt auf der Synode Soissons den ganzen Haß der unaufgeklä Geistlichkeit. Mit allen Classen von Mens hatte dieser neurende Kopf Händel.

1122 Wormser Concordat, dessen den nachfolg. Kais. L II. wieder hat reuen wollen.

1130 Aufblühen der Schulen zu Bologna, Paris. S ist in fünf und zwanzig Jahren die daher entsteh Revolution allgemein fühlbar.

1147 Kreuzzug gegen die Wenden.

1150 Seit der Mitte dieses Jahrhunderts Provincialsyn immer seltener. Verlöschen der aristokr. Hierar Die Kirche wird Monarchie.

1153 Bernhard von Clairvaux hat den Regierungsan Kais. Friedr. I. kaum noch erlebt. Sein Geg Peter der Ehrwürdige starb das folgende Jahr. Zeitgenosse ist der Stifter des Prämonstr. Ord. h. Norbert.

1160 Peter der Lombarde, B. von Paris. Alexander I rächt sich durch kräftige Excommunication an Fried. I.

1170 Anfang der Waldenser. Ermordung des Englisch Hildebrands, Thomas Bekket.

1187 Saladin erobert Jerusalem. Unglücklicher Entschl Friedrichs I. zum Kreuzzug.

Innocenz III. ist Pabst, Kirchen und Klöster entledigen sich ihrer Advocaten.

Capitula clausa. Streitigkeiten wegen der Bischofswahlen werden selten mehr vor einer Synode, oder vor dem Metropoliten entschieden, alles eilt nach Rom. Laien von der Bischofwahl ausgeschlossen.

Das acht und fünfzigjährige Reich der Lateiner zu Constantinopel fängt an.

Albigenser. Inquisitoren.

England Lehen des Pabsts. Kais. Fried. II. güldene Bulle von der Kirchenfreiheit. Verlust des dürftigen Ueberrests der kaiserlichen Kirchenrechte.

Innocenz befiehlt, daß man Transsubstantiation und Nothwendigkeit der Ohrenbeichte glauben solle. Orden der Dominic. und Francisc. bekräftigt.

Gingis Chan.

Teutschherren in Preussen.

Vierte Lyoner Syn. von Innoc. IV. Kais. Fried. II. in Bann.

Kön. Ludewig IX. von Frankreich geht nach Aegypten.

Im Todesjahr Kais. Fried. II. ist die Sorbonne gestiftet worden.

Wilhelm de S. Amore unversöhnlicher Patriotismus wieder die Bettelmönche.

Ludwigs des heil. Pragmatische Sanction vor Antritt seines letzten Kreuzzugs.

Wie froh sangen die Griechen auf der Lyoner Synode et filio. Todesjahr der Scholastiker, Thomas und Bonaventura.

Der Sammler der fünf Decretalbücher stirbt.

Jubeljahr erfunden von P. Bonifacius VIII. welchem Nogarets Hand bald empfindlich schwer geworden ist.

Päbstliche Residenzverlegung.

1308 Todesjahr des Jo. Duns.

1311 Syn. von Vienne. Tempelherrn der königl. Ra
sucht preisgegeben.

1316 Geldbedürfnisse P. Johann XXII. Damals blüht
Paris der Schriftforscher Nikolaus von Lyra.

1324 Bettelmönche sind der Hauptschutz des excommun
ten Kaisers Ludwig.

1338 Churverein zu Rense.

1340 Thomas Bradwardin und Jo. Tauler.

1348 Prag die erste Univer. in Teutschland. Carl IV.
Petrarch.

1350 Die Römischen Finanzen können nicht auf ein
dertjähriges Jubiläum warten.

1360 Wiklif über die Bettelmönche. Der liber con
tatum S. Francisci erschien bald nachher.

1376 Der Pabst ist wieder in Rom; aber kaum zwei J
so hat man ihn in Rom und Avignon zugleich.

1386 Jagello, Herzog von Litthauen, erhält durch Ann
des Christenthums die Polnische Krone.

1408 Der Avignoner Pabst flüchtet sich nach Catalo
Die Synode von Pisa macht den dritten Pabst
dazu.

1414 Costnitzer Synode. Huß. Jacob von Mieß. Ein P

1417 Conc. nat. German. Constantiensia.

1431 Basler Synode. Aeneas Sylvius.

1438 Pragmatische Sanction der Französ. Kirche.

1447 Aschaffenburger Modificationen der Teutsch. Concor
der angenommenen Basler Decrete. Damals
Lorenz Valla in seinem grösten Flor.

1453 Die Sophienkirche zu Constantinopel eine Mosche

1462 Bei der Eroberung von Mainz werden die Buchdru
aus einander gejagt.

1 Im Todesjahr Thomas von Kempis wurde der schändliche Sixt IV. Pabst.

1 Christoph Colon gieng auf die Reise nach Guanahani, nachdem Granada erobert war.

5 Maxmilian auf dem Reichstag zu Worms. Carl VIII. in Neapel.

11 Pisanersynode, die letzte Schröcksynode für den Soldaten, Pabst Julius II.

16 Concordate der Französischen Nation. Sie sind keine Gallicaner mehr.

17 Acht Tage nachdem der Bettelmönch Luther seine Theses angeschlagen, starb der Bettelmönch Ximenes.

Fünfte Periode;

von den

Zeiten der Reformation bis zu Ende des vorign Jahrhunderts.

Nothwendige Aenderung des bisherigen Plans. ganze zerfällt nun in so viele Haupttheile, als versch große Partien in der Christlichen Kirche sind. Die Ge te der Griechischen und anderer Morgenländischen P läßt man ohne Schaden hinweg; das Leben eines Men der nur vegetirt, wird kein Geschichtschreiber erzählen.

Es bleiben also übrig: Alte Kirche. Lutheran Reformirte. Die Geschichte der auf beiden Seiten schweifenden Haufen, Schwärmer und Gegner der sitiven Religion. Geschichte der Atheisten kann ein ner Anhang bey den letztern werden. Bei allen diesen P tien ihre Ausbreitung, ihre kirchliche Verfassung, ihre D matik in besondern Capiteln erzählen, würde öfters möglich seyn und immer eine unnütze Menge von Abthei gen erzeugen.

Quellen dieser Geschichte.

Der Strom von Nachrichten fließt hier so voll, daß dem, der nur kurzen allgemeinen Unterricht verlan kaum zu rathen weis. Seckendorf (historia Luth ran.) hat recht polemisch genau viel gesammelt und bei allem Reichthum des zweiten Sammlers, Sali doch immer noch unentbehrlich. (Planks) Geschi

er Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs (Leipz. 791. zweite verbesserte Aufl.) verbunden mit Roberts ons Geschichte von Schottland und eben desselben Ge chichte Karls V., wird die meiste Aufklärung verschaf en, und jeden gefühlvollen Leser auf die Briefe der Reformatoren aufmerksam machen. Burnets Reformationsgeschichte von England ist nach diesen das interessanteste Werk über diese Periode. Ohnedieß ist eine allgemeine Reformationsgeschichte immer ein minder nützliches und nur halb wahres Werk. Man muß alle in einander laufende Fugen der vorhergehenden politischen und kirchlichen Verfassung einen jedes einzelnen Landes wissen, wenn man ganz wahre Reformat. Gesch. haben will.

ismanns Kirchengeschichte wird eigentlich erst von diesem Zeitpunct an recht schätzbar. Bossuet (histoire des variations) hat in böser Absicht viel gutes und wahres gesagt; unter seinen Widerlegern zeichnet sich Basnage vortheilhaft aus.

§. 1.

uther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.

Auf der neuen Universität Wittenberg befand sich ein amer Augustinermönch, als Professor der Theologie, D. rtin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, sein r gegen die damalige Philosophie und für Exegese, wie rhaupt für allgemeineres Bibelstudium, zum Schöpfer ei neuen Denkungsart seines Zeitalters zu machen schien. nn der eifrig fromme Mann Beichte saß, so brachten ihm seine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe ndschatzenden Ablaßkrämer Tetzel, und glaubten damit r Sündenschuld los zu seyn. Wie gewaltig das den

Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahr ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, solche Fuggerische Factors, die nur ihrem Herrn sein Prä merationsgeld wieder zu verschaffen suchten!

1517 Er schrieb theses gegen diesen Unfug und predigte g diesen Unfug; was sollt' er schweigen? Kein vernünf Katholik billigte die Meinungen dieser Mäkler. Längst auf Reichstagen über diese Blütigel geklagt worden, fromme Leute hatten immer das Zutrauen, selbst der würde diesen ihm sonst so nützlichen Menschen steuren, er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tetzels die Dominicaner, fielen über den Wittenbergischen Au nermönch, wie über eine längst erwartete Beute her, d alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbar selbst nach Reuchlins und Huttens Siegen diese Schutzp nen der Dummheit noch so mächtig zu sehen.

Luther hätte auch nicht schneller nach Rom zur Ver

1518 wortung gefordert werden können, wenn er gegen den selbst geschrieben hätte, als jezt bei dieser Dominicaner geschah; aber gleich die erste Hoffnung, den Proceß zu schnell geendigt zu sehen, mißlang seinen Gegnern. selbst auch der päbstliche Legat, welcher Luthern zu A burg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Lu eben so demüthige als entschlossene Widersezlichkeit g alle Schmeicheleien des Card. Thomas Vio von Gaeta m schon ganz den Mann kenntlich, der es innigst fühlte, es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorsam gegen Gott seine Wahrheit.

Ein glücklicher Zeitpunct für den bedrängten Mann, d gerade sein Churfürst Reichsvicarius wurde, und selbst a der neugewählte Kaiser Karl V. schien für ihn der erwünsch

Kaiser zu seyn. Durch wie viel Ränke hatte nicht Leo
)t, Karln um diese Krone zu täuschen, welche ihm die
ennützige Großmuth des Churfürsten von Sachsen
eß! In wie viele Streitigkeiten war nicht immer ein
; von Neapel mit seinem Lehensherrn verwickelt!
Bis aber der neue Kaiser aus Spanien ankam, hatte
)urch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptverthei-
der Gegenpartie, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers
so verschlimmert, daß bereits von Rom die Bannbulle
ar, und doch wollte Karl den excommunicirten Mönch
einem ersten Reichstag zu Worms noch einmal hören.
was half dieses Hören? Immer hat Luthers Sache
Karln Eindruck gemacht, und immer hat er sie bloß nach
enienz seiner gerade vorhabenden Projecte entschieden.
Pabst zu Ehren, kommt Luther in die Acht und Fried-
ı zur Dankbarkeit wird gestattet, daß der von Staat
Kirche verworfene Mönch auf einem kleinen Schloß ver-
n werden darf.

§. 2.

Zwingli wird durch gleiche Veranlassung Reformator. Karlstadts Unruhen.

Was nützte es aber den freimüthigen Augustinermönch
nzusperren? Der einmal laut gewordene Ton des Zeit-
's ließ sich nicht dämpfen. Ueberall traten schon Män-
mit ähnlichen Meinungen auf, besonders zu Zürich sprach
h Zwingli noch bestimmter und aufgeklärter als Luther;
de für den edlen Mann, daß er nur so kurze Zeit auf
Scene blieb.

Selbst in Wittenberg war deswegen doch nicht Ruhe.
lipp Melanchthon reformirte zwar nicht, aber er schwang
Fackel der aufklärenden Wahrheit so mächtig, daß sich

anderen des Reformirens nicht enthalten konnten, und i
doch nur Luther in Wittenberg geblieben — ein älterer
lege in der theologischen Facultät daselbst Andreas (Bo
stein von) Carlstadt warf sich unterdeß zum stürmenden
formator auf, der Mann hatte viel Eifer, aber wenig
heit. Den Erasmussen war schon Luther zu viel Elias,
Churfürst selbst wollte geschont wissen, und die neuen
pheten hätten wahrhaftig keinen Anführer gebraucht.
wartet kehrte also Luther wieder nach Wittenberg zurück,
dankbar manches an, was sein College gethan, aber
sehr richtig, daß durch die Publication des N. T.
auf der Wartburg übersetzt hatte *), unendlich mehr
richtet werden würde, als durch Bilderstürmen; und
gewann man nicht, wenn man langsam zu Werk gi

Ein großer Theil der Fürsten stand noch auf dem
1522 bewege. Die auf dem Reichstag zu Nürnberg überg
Beschwerden bewiesen genugsam, wie wenig sie Sklav
Pabsts seyn wollten, aber allzurascher Fortgang der
mation mußte sie alle zurückschröcken; kein weiser Aug
führt den Menschen ins helle Sonnenlicht, dem so eben
Staar gestochen worden. Immer zeigt sich anfangs oh
bei solchen Totalrevolutionen des menschlichen Geistes
die Reformation war, wie manche Bahnen der erste
sich zu brechen sucht, welche nur auf der entgegenge
Seite von der Wahrheit abführen und wie die richtigsten
neu gefundenen Ideen mißbraucht werden, weil die
nicht gereinigt genug sind, und die neue Wahrheit
Werkzeug ihrer Lüste misbrauchen.

*) Diese Uebersetzung sollte dem Volk die Augen öffnen,
Melanchthons loci theologici das Handbuch der Geleh
wurden.

So hät es wohl Luthern manche Bekümmerniß erweckt, ie Bauern, seufzend unter dem Drucke ihrer besonders s sich häufenden Steuern, aus seiner trefflichen Lehre Christlicher Freiheit ein Rebellenprivilegium gegen die 1524 keit machten, und Zwingels neue Meinungen vom Abend- mußten ihm ein Probestück des menschlichen Geistes en, der, weil ihm bisher so manches erlogene Geheim- ufgeheftet wurde, nun alles allein nach seiner vernünf- Einsicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte llwissenden glauben wolle.

§. 3.

ückliches Fortgang der Ref. unter Joh. dem beständigen.

So lange übrigens Churfürst Friedrich der weise lebte, lt sich Luther selbst in manchem zurück, und er konnte neu entdeckten Wahrheiten so lange keine allgemeine auer und vollkommene Sicherheit versprechen, bis durch e recht sichtbare Veränderungen im politischen System en hervorgebracht worden seyn, und die Teutschen Re- n auch aus persönlichem Interesse dieselbe begünstigten. Dem weisen Friedrich folgte in der Regierung sein Bru- Johann der beständige, und unter dem Schutze dieses 1525 lossenern Fürsten fand Luther sich und seine Sache so ommen gesichert, daß er nun sogar zu heurathen sich rstand, nachdem er schon das Jahr vorher die Kutte mit Weltpriesterrock vertauscht hatte. Politisch klug schien ohl damals nicht zu seyn, den bittern Hohn seiner Fein- nd die sorgevollen Vorstellungen seiner Freunde gerade iner solchen Zeit zu verachten, da die Schlacht bei Pa- den Kaiser zum Herrn seines einzigen furchtbaren Neben- ers machte, und über die Veränderung in Preussen auf chstagen sehr viel geklagt wurde.

Albert ein Brandenburgischer Prinz, bisher Hochmei des Teutschen Ordens in Preussen, machte nehmlich d Teutschordensland zum erblichen Herzogthum, wurde Pol scher Vasall, heurathete bald hernach, und führte evangeli Religion ein. Wie verführerisch mußte sein Beispiel die Bischöfe seyn! Wie allgemein der Beifall der ne Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürstenthum zum miliengut des Regenten machen konnte, wie geschärft m aber eben daher auch die Aufmerksamkeit der Altkath werden, diesem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukom

Nichts war ihnen ohnedieß damals über die Fr den großen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern ge zu haben, und selbst der heftige Ton, in welchem si Wittenbergische Reformator zur härtesten Antwort a schien dießmal nicht die Wirkung haben zu können, w fast niemals bei den Teutschen Schriften desselben fehlt.

1526 Der Reichstag zu Speier verschaffte endlich doch sei Partie wenigstens so viele Religionsfreiheit, daß dem wissen eines jeden überlassen würde, wie er es bis zur E scheidung einer allgemeinen Synode in seinem Lande hal wollte. Kaiser Karl bekam an dem losgelassenen König F einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und Bruder Ferdinand konnte bei dem besorglichen Verlust ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrück der neuen Partie gar nicht denken. Nie schien sich dem alles glücklicher zu entwickeln, als gerade in diesem und

1527 folgenden Jahr. Pabst Clemens VII. wurde von Karls G neral so gezüchtigt, als kaum seit Nogarets Zeiten ein Pa bedrängt worden seyn mag. Wittenberg war nun nicht me einziger Mittelpunct der Reformation, wo alle Theologe für dieselbe gebildet werden mußten. Durch die unermüd

gfalt des heroischen Landgraf Philipps von Hessen hob auch die neu gestiftete Universität Marburg, und über- pt war durch den Beitritt dieses Fürsten, der damals s Hessen ungetheilt besaß, fast eben so viel gewonnen als h den Beitritt eines Churfürsten, wenn schon oft seine brausende Hitze; wie damals bei den halb wahren Packis n Nachrichten sich zeigte, der neuen Parthie manchen Verl ß erweckt hat.

Luthers allgemeiner Beifall schränkte sich auch schon ge nicht mehr auf Teutschland ein. Nicht nur daß einzel große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern en Meinungen folgten, sondern selbst die beiden Könige Norden, Friederich in Dänemark und Gustav Wasa in hweden, erklärten sich feierlich auf Reichstagen für seine rtie. Ach! wie hat der uneigennützig redliche Luther so bedauert, daß sich in diesen beiden Reichen der ganze ng der Reformation so fast einzig nach politischen Absich- hat müssen lenken lassen, und wie viel froher war er daß r, daß nun endlich sein Churfürst sich entschloß, die alte erarchie in seinem Lande zu zerstören, eine eigene Kirchen- 1526 itation anzuordnen, und als Landesherr die von den Bi- öfen mißbrauchten und versäumten Rechte zu ihrem gehö- en Zweck zu benützen.

Luther lernte bei dieser Visitation durch die traurigsten 1527 fahrungen, wie nothwendig die Abfassung eines populären eligionsentwurfs sey, eines etwas größeren für die unwis- nden Leiter des Volks, und eines kleineren für den eigenen ebrauch der Laien. Diesen zwei Katechismen hat die evange- lische Lehre in der Sphäre, für welche sie bestimmt waren, en so viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theolo- schen Grundriß Melanchthons unter den Gelehrten.

Zehen Jahre waren es nun, seitdem Luther seine thesen angeschlagen, und schon hatten seine Meinungen in allen Theilen des cultivirten Europa den ausgebreitetsten Beifal Schon hatten sich die Bekenner der neuen Lehre in eine eig ne äußere Gesellschaft vereinigt. Schon existirte eine Kirch die seinen Namen mit eben so vielem Ruhme tragen kon als damals die katholische mit gerechter Schmach den Nam des Pabsts tragen mußte. Daß das Feuer, das er angez det hatte, nun so helle brannte und daß selbst sein gekrö Antagoniste in England aus Ueberdruß an seiner Gema auch vom Ueberdruß an der Römischpäbstlichen Oberh schaft befallen zu werden anfieng, dieß mußte den nur Gottes Sache empfindenden Luther trösten, wenn er in ner Nachbarschaft im herzoglichen Sachsen und in Bra denburg die Bekenner seiner Lehre verfolgt sah, und noch kränkenderen Verdruß erfuhr, daß die Schweizeris Reformatoren Zwingel und Oekolampadius von ihrer so ganz widrigen Vorstellungsart der Lehre vom Abendm nicht abgebracht werden konnten.

§. 4.

Luther und Zwingli uneinig. Augsb. Conf.

1529 Den bisherige Genuß eines glücklichen Fortgangs sch durch einen Reichstagsschluß zu Speier unterbrochen zu w den. Ferdinand, der damals noch nicht fürchtete, daß S leimanns ganze Macht innerhalb fünf Monaten Wien lagern werde, brachte die nochmalige Erneuerung des Wor ser Decrets zu stande, und die Lage der neuen Kirche schi ungeachtet der damals eingelegten Protestation der pr testantischen Fürsten, doppelt gefährlich zu werden, Karl mit dem Pabst sich aussöhnte, und wahrscheinlich sch damals die muthigen Teutschen Fürsten zum Opfer der Bo

ung bestimmte. Vom Könige in Frankreich war keine
je zu erwarten; denn so eben hatte auch er, durch lange
ge erschöpft, Friede mit dem Kaiser geschlossen. Ferdi
) siegte mit Oesterreichischem Glück über die Türken, und
am gefährlichsten schien, mit jedem Jahr wurde die
nnung der Schweizerischen und Sächsischen Reformatoren
ßer.

Schon lange war es auch nicht mehr bloß Trennung
elner Theologen, sondern der größte Theil der Reichs
te in Schwaben und am Rhein hatte mehr Zwingels als
hers Meinung angenommen, und wenigstens doch diesen
ern Zwist zu heben, veranstaltete Landgraf Philipp von
sen ein Gespräch zu Marburg zwischen den Häuptern bei
Partien, aber sein Ausgang war bloßer Scheinfriede.
it Schrecken sah man also der versprochenen persönlichen
kunft des Kaisers entgegen, und so scheinbar gnädig auch
s kaiserliche Ausschreiben zu einem Reichstag nach Augs- 1530
rg lautete, so kannte man doch Karls arglistige Schmeiche-
:n, und der einzige seiner Räthe, auf dessen milde Gesin-
ngen man noch zählen konnte, Canzler Gattinnara starb
terwegs.

Der Kaiser hatte versprochen, die Sache der protestanti-
en Fürsten selbst zu hören. Sie liessen also durch den
nftern Melanchthon einen kleinen Aufsatz entwerfen, wel-
er apologetisch und polemisch die Hauptstücke ihrer Lehre ent-
lten sollte.

Der 25. Junius war der Tag der öffentlichen feierlichen
erlesung dieses Aufsatzes vor Kaiser und Reich; man glaubte
i Karln den vortheilhaftesten Eindruck zu bemerken, aber
i einer so projectvollen Seele, als die seinige war, konnten
ine Wahrheitseindrücke bis zur Thätigkeit stark werden.

Er haßte die Fürsten, die im Stande waren, so unerschrocken sich zu widersetzen, und der Reichstagsschluß fiel so hart aus, daß die protestantischen Fürsten gleich darauf ein Vertheidigungsbündniß unter einander zu Schmalkalden schlossen, und sogar manche der katholischen Partie durch das despotische Verfahren aufmerksam gemacht wurden, wodurch K. K.
1531 die Römische Königswahl seines Bruders Ferdinand zu Stande gebracht hatte.

Einen symbolisch verpflichtenden Aufsatz für alle Lutherische Nachwelt hat Melanchthon bey Entwerfung seines Augs-
1530 burger Aufsatzes gewiß nicht machen wollen, und selbst nach der Absicht der Fürsten nicht machen sollen, sie wollten ohnedieß nur die vorzüglichsten Artikel bestimmen lassen, aber durch das Auflauren unserer Gegner und durch unsere eigene oft eifersüchtige Wachsamkeit gegen die Zwinglische Partie ist diese vortreffliche Localschrift zu einem Ansehen gediehen, das ihr selbst der Gegner aller symbolischen Verpflichtung unter allen Vorschriften dieser Art am willigsten gönnen wird.

§. 5.

Sogen. erster Rel. Friede. Verein der Schweizer und Sachsen. Henrichs VIII. Pseudoreformation.

Hätte nicht Karl Ungarn, das Königreich seines Bruders gegen den siegreichen Sulejmann retten müssen, oder hätte er mehr auf den thätigen Beistand der katholischen Partie selbst zählen können, so würde Luther den Jammer eines Religionskriegs noch erlebt haben, den er so innig verabscheute; aber
1531 Zwingels trauriges Schicksal, der gerade um diese Zeit auf der Wahlstatt bey Cappel starb, mußte bei ihm einen Eindruck machen, gegen dessen Folgen gewiß nur der unüberwindlichste Glaube schützen konnte.

Wie sehr auch Kleinmuth beschämt worden wäre! Gleich dem Nürnbergischen Reichstag des folgenden Jahres ge- 1532
b man den Protestanten wieder eine Religionsfreiheit zu, che zwar nichts weniger als bestimmter oder weniger karg als die bisherigen Vergünstigungen, auch immer noch den ılen Synodaltermin hatte, und gegen die Schweizerische rtie eine Gränzlinie zog; unterdeß doch eine neue Versiche- g war. Das war auch die letzte Freude, die Churfürst Jo- n der beständige erlebte. Möchte er doch mehrere seiner ıenschaften seinem Sohn, Johann Friedrich, hinterlassen en, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit.

Alles entwickelte sich übrigens im Ganzen immer noch er. Die nothwendige Abwesenheit Karls in Spanien, das viederbringliche Zerfallen des Schwäbischen Bundes, der bis- dem vertriebenen Herzog Ulrich von Wirtemberg an seiner ederherstellung hinderlich war, die glückliche Unterdrückung Münsterischen Fanatismus, der Tod des Churfürsten Jo- im I. von Brandenburg, ein neuer Französischer Krieg we- ı Mailand — alles traf wie bestellt zusammen. Selbst auch ischen der Schweizerischen und Sächsischen Partie wurde zu 1536
ittenberg Friede geschlossen, und man merkt schon an dem ıne des Aufsatzes, den Luther zu Schmalkalden ma- en mußte, wie viel seit sechs Jahren gewonnen worden seyn üsse. Wenn aus der von P. Paul III. so ganz nahe ge- igten Synode etwas werden sollte, so wollten die Protestanten eimüthig sprechen!

Dank für den Segen Gottes, der sie so allmälig ins freiere nporkommen ließ. Unendlich wünschenswerth waren solche iuternde Gefahren, die immer den Ausgang der Sache ver- errlichten, — verglichen mit der Reformationsentwicklung, elche durch die Launen eines Königs bestimmt wurde.

König Henrich VIII. von England wollte von sein Gemahlinn einer Tante Kaiser Karls V. geschieden seyn, weil seine Gewissenszweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit des Bruders Witwe durch Bekanntschaft mit der schönen Anna von Boleyn bis zur Ungedult verstärkt worden waren. Vergebens brauchte der Pabst gegen den hastig verliebten König alle politische Kunstgriffe seines
1531 denden Canzleiceremoniels. Thomas Cranmer gab Vorschläge zu einer auch ohne den Pabst gültigen Ehescheidung, und der König, der nun größtentheils unter dem Einfluß
1534 dieses vortrefflichen Mannes stand, machte, dem Pabst zum Trotz, sich selbst zum Pabst seines Reichs. Aber keine Partie wußte, ob sie unter ihm sich freuen oder trauren sollte. Die Katholiken ließ Heinrich verbrennen, weil sie ihn nicht als Pabst, nicht als rechtmäßig geschieden erkennen wollten, und die Protestanten mußten sterben, weil sie an Transsubstantiation und sieben Sacramenten zweifelten. Die Hierarchie hat Henrich zwar zerstört, aber die alten dogmatischen Irrthümer hat er stehen lassen. Die Klöster hat er geplündert, aber der Mönchswahn ist geblieben. Siebzehn Jahre lang hat dieser König mit dem Gewissen seiner Unterthanen gespielt, wie mit den Köpfen seiner Gemahlinnen, und die Vorsehung schien Cranmern recht wundervoll unter ihm erhalten zu haben, weil sie ihn auch noch unter dem Nachfolger, Eduard, zur bessern Vollendung des unvollkommen angefangenen Werks brauchen wollte.

§. 6.

Fortgang der Ref. in Teutschland. Luthers Tod.

In Teutschland aber erfuhr man mit jedem Jahr immer mehr, wie glücklich die Zeit alles zur Reife bringt. Der Beifall der neuen Lehre wurde bei Fürsten und Un

n, bei Adel und Städten immer allgemeiner. Die alten Pabst ergebenen Fürsten starben nach und nach hinweg, die, welche in jüngeren Jahren Luthern mit weniger rtheil gehört, kamen empor. Schon mehrere Bischöfe i der neuen Lehre beigetreten, und fast wäre sogar ein 1543
ches Churfürstenthum gewonnen worden.

Die Theologen schienen ruhig fortzupredigen, fortzuschrei- und fortzudisputiren, weil sie es doch einmal auf diesem : so weit gebracht hatten, aber in Landgr. Philipp von n brausten Jugendeifer und politische Antipathien; be- rs sein unruhiger Nachbar Herzog Henrich von Braun- ig hielt ihn unaufhörlich in Bewegung. Bündnisse und n wurden gegen einander geschlossen.

Luther, erzürnt durch die irenischen Kunstgriffe der veizer, und um allen Schein des Melanchthonisirens von 1544
zu entfernen, fieng den Abendmahlstreit aufs neue an. Kaiser wartete nur auf den Frieden mit Frankreich und die wirkliche Eröffnung der schon lange vom Pabst ver- henen Synode, er wollte die unruhigen Fürsten seine ersband fühlen lassen. Auf den immer vergeblich ver- en Religionsgesprächen wurde stets das Ganze so einge- et, daß die Protestanten als eigensinnige erscheinen muß- und die öftere Abwesenheit ihrer Fürsten von Reichsta- , auf welchen doch selbst der Kaiser zugegen war, schien n Vorwurf zu bekräftigen. Bald machte der Pabst den den unmöglich; bald selbst die protestantische Partie. Lu- 28.
starb vier Monate vor dem Ausbruche, als ob ihn Feb. 1546
t retten wollte.

§. 7.

Religionskrieg. Interim. Innere Streitigk. der Luther.

Der ganze lange gefürchtete Krieg dauerte nicht ein Jahr.

Bei Landgraf Philipps aufbrausender Hitze und bei C
fürst Johann Friedrichs phlegmatischer Unentschlossenheit k
keine Eintracht seyn. Jeder der protestantischen Fürst
immer mehr auf das seine als auf die gemeine Sache,
besonders der Churfürst von Sachsen war ein Opfer
1547 ser und unverständiger Freunde. Die Schlacht bei
berg entschied.

Moritz erhielt, was seine arglistige Politik gesucht,
aber den eifrigen Lutheranern war es ein Gräuel,
seinem guten redlichen Vetter den Churhut geraubt; und
sah alle diejenigen als Theilnehmer dieses Verbrech
welche aus Johann Friedrichs Diensten in Moritzens
übertraten. Dem alten Melanchthon hätten sie es
ganz übel nehmen sollen, er war einmal an Wittenb
wohnt; wenn auch die projectirte Universität Jena zu
kommen sollte, so war eine solche Versetzung immer
genehm, und es foderte immer den Enthusiasmus junger
rer um die Sache in Gang zu bringen.

Moritz selbst erfuhr bald, was für ein beschwer
Wohlthäter sein allergnädigster Kaiser sey. Trotz aller
Vorstellungen wurde sein Schwiegervater, der arglistig g
gen genommene Philipp von Hessen nicht losgelassen, u
Karl, um sowohl die Protestanten als den Pabst zu dem
1548 gen, auf dem Reichstag zu Augsburg einen dogmatischen
satz publiciren ließ, wie es bis zur Entscheidung einer
meinen Synode, in Glaubenssachen und Kirchengebräu
gehalten werden sollte, so sah man vorzüglich auf Mori
und versprach sich Gehorsam von dem neuen Churfürst
Nichts traurigeres aber ist, als eine solche Conveniensrelig
wie wir durch dieses Augsburger Interim bekommen soll
Als ob man sich über die Wahrheit vergleichen könnte,

Wie sehr auch Kleinmuth beschämt worden wäre! Gleich uf dem Nürnbergischen Reichstag des folgenden Jahres ge- 1532 and man den Protestanten wieder eine Religionsfreiheit zu, oelche zwar nichts weniger als bestimmter oder weniger karg var als die bisherigen Vergünstigungen, auch immer noch den ıtalen Synodaltermin hatte, und gegen die Schweizerische Partie eine Gränzlinie zog; unterdeß doch eine neue Versicheung war. Das war auch die letzte Freude, die Churfürst Joınn der beständige erlebte. Möchte er doch mehrere seiner igenschaften seinem Sohn, Johann Friedrich, hinterlassen ben, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit.

Alles entwickelte sich übrigens im Ganzen immer noch sser. Die nothwendige Abwesenheit Karls in Spanien, das nwiederbringliche Zerfallen des Schwäbischen Bundes, der biser dem vertriebenen Herzog Ulrich von Wirtemberg an seiner Wiederherstellung hinderlich war, die glückliche Unterdrückung es Münsterischen Fanatismus, der Tod des Churfürsten Jochim I. von Brandenburg, ein neuer Französischer Kriegween Mailand — alles traf wie bestellt zusammen. Selbst auch wischen der Schweizerischen und Sächsischen Partie wurde zu 1536 Wittenberg Friede geschlossen, und man merkt schon an dem Tone des Aufsatzes, den Luther zu Schmalkalden maen mußte, wie viel seit sechs Jahren gewonnen worden seyn müsse. Wenn aus der von P. Paul III. so ganz nahe geeigten Synode etwas werden sollte, so wollten die Protestanten reimüthig sprechen!

Dank für den Segen Gottes, der sie so allmälig ins freiere emporkommen ließ. Unendlich wünschenswerth waren solche läuternde Gefahren, die immer den Ausgang der Sache verherrlichten, — verglichen mit der Reformationsentwicklung, welche durch die Launen eines Königs bestimmt wurde.

Partie den gemachten Fehler zu übertünchen, indem
hauptete, die aus dem Interim angenommenen Ding
ganz gleichgültig (adiaphora), und Luthers eifrige An
ohne bloß bei dem Interimsstreit stehen zu bleiben,
noch außerdem jede Gelegenheit, um sich von den
gen Melanchthonianern sichtbarer zu scheiden.
Major ob schon unter vielen richtig bestimmend
schränkungen den Satz äußerte, daß gute Werke
zur Seligkeit seyen, so behauptete Nik. Amsd
seyen schädlich zur Seligkeit. Weil die Schüler
thons und besonders der gelehrte Victorin Str
zu Jena das Verderben der Erbsünde und ihren Ein
die moralischen Kräfte des Menschen glimpflich be
so behauptete Flacius, die Erbsünde sey die Sub
Menschen. In der Lehre von der Art der Gegen
Leibes und Bluts Christi im Abendmahl näherten
lanchthons Schüler den Calvinischen Redarten, die
Luthers schrieben deswegen nicht mehr nur von de
genwart, sondern von der Allenthalbenheit (ubiquit
menschlichen Natur Christi, und diese Vorstellungsart
besonders in Schwaben unter dem Ansehen des be
Jo. Brenz in kurzem einen symbolischen Beifall.

Noch früher war zu Königsberg durch Andr.
dern eine Streitigkeit veranlaßt worden, deren Que
nicht in der verschiedenen Denkungsart der Schüler
und Melanchthons lag, die doch aber beweist, wie all
unvernünftigsten Widerspruch reizbar war. Osiander
tete, daß wir durch die wesentliche Gerechtigkeit Gott
recht würden. Der dunkle Kopf wollte wahrscheinlich
die nothwendige Verbindung der Heiligung mit der Re
tigung ausdrücken, vermischte in seinen unbestimmten

die mystische Union mit der Rechtfertigung, und weil
alles auf göttliche Natur Christi bei der Rechtfer-
ezog, so bezog ein anderer, Stancarus, alles auf
schliche Natur Christi.

ch kein volles Vierteljahrhundert, daß es Luther ge-
atte, die Theologie vom Staube der tödtendsten pole-
Scholastik zu befreien, so fiengen seine unmittelbaren
schon an, die wiederhergestellte Religion von ihrer
ichen praktischen Abzweckung hinwegzudrehen, neue
agen auf neue Streitfragen zu häufen, und das schon
Zeit, wie noch gar nicht entschieden war, ob sich das
tter aufklären werde, dessen Ausbruch nicht mehr zu
Luther so sehnlich wünschte.

§. 8.

nsfriede in Teutschland und Mariens kath. Eifer in England.

loritz, erst das Werkzeug der Unterdrückung der prote-
hen Freiheit, wurde ihr ruhmvollester Retter. Er über-
n podagrischen Karl mit einer Schnelligkeit, die alles
ten nahm, drang ihm und seinem Bruder Ferdinand 1552
assauer Vertrag ab, und bahnte den Weg zum
burger Religionsfrieden, der ersten feierlichen 1555
tie der protestantischen Religionsfreiheit, die sich nicht
n fatalen Synodaltermin gründete, und auch das wei-
fast ganz unbeengte Wachsthum der protestantischen
s zugab. Leider sieht man es aber doch in manchen
ten dieses Religionsfriedens, daß Moritzens Ansehen
mehr dabei wirken konnte, daß er nicht mit den Waf-
n der Hand geschlossen worden war. Für die Sicher-
der Schweizerisch gesinnten war er gar nicht bestimmt
g: den Besitz der bisher noch geretteten Kirchengüter

Bei Landgraf Philipps aufbrausender Hitze und bei Ch
fürst Johann Friedrichs phlegmatischer Unentschlossenheit kon
keine Eintracht seyn. Jeder der protestantischen Fürsten
immer mehr auf das seine als auf die gemeine Sache,
besonders der Churfürst von Sachsen war ein Opfer tre
1547 ser und unverständiger Freunde. Die Schlacht bei M
berg entschied.

Moritz erhielt, was seine arglistige Politik gesucht h
aber den eifrigen Lutheranern war es ein Gräuel, d
seinem guten redlichen Vetter den Churhut geraubt; und
sah alle diejenigen als Theilnehmer dieses Verbrechens
welche aus Johann Friedrichs Diensten in Moritzens D
übertraten. Dem alten Melanchthon hätten sie es ni
ganz übel nehmen sollen, er war einmal an Wittenberg
wohnt; wenn auch die projectirte Universität Jena zu St
kommen sollte, so war eine solche Versetzung immer un
genehm, und es foderte immer den Enthusiasmus junger L
rer um die Sache in Gang zu bringen.

Moritz selbst erfuhr bald, was für ein beschwerlich
Wohlthäter sein allergnädigster Kaiser sey. Trotz aller sei
Vorstellungen wurde sein Schwiegervater, der arglistig ge
gen genommene Philipp von Hessen nicht losgelassen, und
Karl, um sowohl die Protestanten als den Pabst zu demüthi
1548 gen, auf dem Reichstag zu Augsburg einen dogmatischen A
satz publiciren ließ, wie es bis zur Entscheidung einer all
meinen Synode, in Glaubenssachen und Kirchengebräuch
gehalten werden sollte, so sah man vorzüglich auf Moritzen
und versprach sich Gehorsam von dem neuen Churfürsten.
Nichts traurigeres aber ist, als eine solche Convenienzreligion
wie wir durch dieses Augsburger Interim bekommen sollten.
Als ob man sich über die Wahrheit vergleichen könnte, wie

h über ein streitiges Stück Landes vergleicht, als ob
s fast zu allen dogmatischen Irrthümern der Altkatho=
iten bequemen können, weil der Kaiser, der damals
bsts Freund nicht war, den Glauben an einen Römi=
abst uns erlassen wollte.

an kann nicht ohne innigstes Mitleiden sehen, daß
bst der gute Melanchthon verleiten ließ, den Hoftheo=
u machen, das Augsburger Interim zu Leipzig in ein
Interim umzugießen, und seinem neuen Herrn zu
viel nachzugeben, daß er uns dem Abgrunde der alten
mer aufs neue nahe geführt hätte. Karl ließ die Pro=
en empfinden, wie man an der Spitze eines siegenden
von der Wahrheit überzeugen könne, aber deswegen
r desto heftigerer Haß der Patrioten auf Melanchthon,
nicht mit den übrigen für einen Mann stand, und
rigen dem Vorwurf des Eigensinns auf eine so unge=
Art aussetzte. Seinen strengen Präceptor Luther mochte
s Melanchthon manchmal ins Leben zurückgewünscht
, daß er doch den unbändigen Eifer dieser sectirischen
ler zurückhalten und gegen die Angriffe von Flacius,
nder, Westphal ihn schützen möchte.

Schon nehmlich zu Luthers Lebzeiten hatte Melanchthon
anchen Lehren, besonders im Artikel von den morali=
Kräften des Menschen, etwas verschieden von Luthern
ht, aber große Männer wissen einander zu ertragen, und
ten auch keine Verdunklung ihres Ruhms. Den Schü=
erscheint der todte Lehrer gewöhnlich noch größer als ehe=
der Lebende, und wenn dabei die Gefahr noch so nahe
in alte längst verwünschte Irrthümer zurückgestürzt zu
en, so vergißt oft auch der theologische Eifer alle Schran=
der Mäßigung. Vergebens suchte daher Melanchthons

Partie den gemachten Fehler zu übertünchen, indem s
hauptete, die aus dem Interim angenommenen Ding
ganz gleichgültig (adiaphora), und Luthers eifrige An
ohne bloß bei dem Interimsstreit stehen zu bleiben, e
noch außerdem jede Gelegenheit, um sich von den ve
gen Melanchthonianern sichtbarer zu scheiden. W
Major ob schon unter vielen richtig bestimmende
schränkungen den Satz äußerte, daß gute Werke no
zur Seligkeit seyen, so behauptete Nik. Amsdo
seyen schädlich zur Seligkeit. Weil die Schüler M
thons und besonders der gelehrte Victorin Stri
zu Jena das Verderben der Erbsünde und ihren Ein
die moralischen Kräfte des Menschen glimpflich be
so behauptete Flacius, die Erbsünde sey die Sub
Menschen. In der Lehre von der Art der Gegen
Leibes und Bluts Christi im Abendmahl näherten s
landthons Schüler den Calvinischen Redarten, die
Luthers schrieben deswegen nicht mehr nur von de
genwart, sondern von der Allenthalbenheit (ubiquita
menschlichen Natur Christi, und diese Vorstellungsar
besonders in Schwaben unter dem Ansehen des be
Jo. Brenz in kurzem einen symbolischen Beifall.

Noch früher war zu Königsberg durch Andr.
dern eine Streitigkeit veranlaßt worden, deren Que
nicht in der verschiedenen Denkungsart der Schüler
und Melanchthons lag, die doch aber beweist, wie al
unvernünftigsten Widerspruch reizbar war. Osiander b
tete, daß wir durch die wesentliche Gerechtigkeit Gott
recht würden. Der dunkle Kopf wollte wahrscheinlic
die nothwendige Verbindung der Heiligung mit der Re
tigung ausdrücken, vermischte in seinen unbestimmten

die mystische Union mit der Rechtfertigung, und weil alles auf göttliche Natur Christi bei der Rechtfer= bezog, so bezog ein anderer, Stancarus, alles auf nschliche Natur Christi.

ch kein volles Vierteljahrhundert, daß es Luther ge= atte, die Theologie vom Staube der tödtendsten pole= Scholastik zu befreien, so fiengen seine unmittelbaren schon an, die wiederhergestellte Religion von ihrer ichen praktischen Abzweckung hinwegzudrehen, neue agen auf neue Streitfragen zu häufen, und das schon Zeit, wie noch gar nicht entschieden war, ob sich das tter aufklären werde, dessen Ausbruch nicht mehr zu uther so sehnlich wünschte.

§. 8.

nsfriede in Teutschland und Mariens kath. Eifer in England.

oritz, erst das Werkzeug der Unterdrückung der prote= hen Freiheit, wurde ihr ruhmvollester Retter. Er über= n podagrischen Karl mit einer Schnelligkeit, die alles en nahm, drang ihm und seinem Bruder Ferdinand 1552
assauer Vertrag ab, und bahnte den Weg zum burger Religionsfrieden, der ersten feierlichen 1555
tie der protestantischen Religionsfreiheit, die sich nicht n fatalen Synodaltermin gründete, und auch das wei= ast ganz unbeengte Wachsthum der protestantischen zugab. Leider sieht man es aber doch in manchen n dieses Religionsfriedens, daß Moritzens Ansehen nehr dabei wirken konnte, daß er nicht mit den Waf= der Hand geschlossen worden war. Für die Sicher= r Schweizerisch gesinnten war er gar nicht bestimmt : den Besitz der bisher noch geretteten Kirchengüter

hatte man der altkatholischen Kirche durch eine Clausel
sichert, welche den Fortgang der evangelischen Relig
sonders unter den Großen nothwendig hindern mußte.

Wie freut man sich aber nicht, erst nur zu einige
nusse zu kommen, und mit welchen Empfindungen des
sten Danks gegen den rettenden Gott mußten nicht d
Protestanten tägliche Nachrichten aus England hören,
Maria, Karls Verwandtin und Schwiegertochter, ge
Brüder daselbst wüthe. Fünfthalb Monate nach d
schlossenen Augsburger Religionsfrieden starb Thomas
mer den edelsten Märtyrertod, und Verfolgungen, wie
wiß in Neronischen Zeiten nicht waren, dauerten bis z
1558 Tode der unaufgeklärt frommen Königinn.

§. 9.

Bemerkungen über die Hierarchie der Lutherischen Kir

Die Bildung und Entwicklung der Hierarchie der
Kirche weicht so verschiedentlich in den verschiedenen P
zen von einander ab, daß sich fast gar nichts compendi
allgemeines davon sagen läßt. Bischöfliches Regiment i
Einrichtung der neuen Kirche mehr vermieden als g
worden. Eine völlige Gleichheit aller Geistlichen unte
änder aufzustellen und das Ganze durch eine Synode
ren zu lassen, daran haben wenigstens die Sächsische
formatoren nicht gedacht. Wo die Landstände bey der R
mation mitwirkten, da haben sich meistens auch die Ki
güter erhalten, die sonst fast in allen den Ländern, w
Reformation vorzüglich ein Werk des Regenten war, ge
lich eine Beute der weltlichen Großen wurden.

Fast alle Reformation in Teutschland war nur —
Regenten erhörte allgemeine Bitte des Volks; der R
hat also nicht dem Volk die Religion gegeben, sondern

ie ihm nur nicht genommen, und freilich hat die unvor-
ge Freude über den gnädigen Schutz des Regenten man-
solche Ausdrücke abgelockt, die sich mit den Grundsätzen
nachher aufgeklärtern Kirchenrechts nicht vereinigen

Nicht alle evangelische Kirchenordnungen stammen von
Obersächsischen ab. Auch hier gab es einen Unterschied
hen Melanchthonismus und Lutherthum, und das In-
, das in manchen Ländern nicht eingeführt wurde, in
hen Ländern vieles Ansehen behielt, vermehrte den Un-
ied, der aber wie die Geschichte von Brandenburg am
ichsten beweist, noch mannichfaltige Abwechslungen gelit-
at.

§. 10.

rtung der Schüler Melanchthons in so genannte Krypto-
Calvinisten. Schwäb. Theol.

Fünf Jahre nach dem Religionsfrieden erhielt endlich 1560
anchthon die längst gewünschte Ruhe im Tode, aber
Tod war nur das Zeichen zum Ausbruche größerer Un-
n. Auch seine Schüler schritten nun über die Gränzen
us, innerhalb welcher der Lehrer noch schüchtern geblieben
. Die Wirkungen von Calvins Thätigkeit wurden nun
recht empfunden, und unter den mehrern Städten oder
nen Provinzen, in welchen die Meinungen der Schwei-
endlich über die der strengern Lutheraner siegten, war
Verlust für die letztere empfindlicher, als der Verlust
Churpfalz. Die Lutheraner schienen nehmlich auf Reichs- 1560
n und bei andern öffentlichen Verhandlungen immer den
tholiken gleich bleiben zu können, so lange die drei welt-
en Stimmen im Churcollegium protestantisch waren, und
en die drei geistlichen Churfürsten bei seltener Theilneh-

nung von Böhmen Gleichheit der Stimmen behaupten kn
ten; aber nun war die Einigkeit getrennt und oft sch
Protestanten und Katholiken einander weniger tödtlich
hassen, als Lutheraner und Reformirte.

Die Uneinigkeit, welche unter den letztern selbst in
sehung einiger der wichtigsten Lehren war, gab den n
manche gerechte Gelegenheit zu Vorwürfen, und da es
zweideutig war, ob der Religionsfriede auch auf die
nannten Zwinglianer sich erstrecke, wie viel weniger l
er den eigentlichen Calvinisten gelten. Jo. Calvin
nehmlich schon lange in der Dogmatik der so genannten
formirten Kirche die wichtigsten Veränderungen gemacht
außer einer kleinen Umbildung der Zwinglischen Abend
lehre auch einen zweiten großen Streit über Prädesti
und Gnadenwahl erregt. Also auf Calvinisten schi
Religionsfriede gar nicht gehen zu können. Die S
Melanchthons näherten sich zwar hierinn noch nicht den
fischen Meinungen, aber die eifrigen Anhänger Luthers
ten nicht auf die letzte Erklärung ihrer ganzen Gesinn
warten, und von beiden Seiten mischten sich politisch
sichten ein, welche besonders aus dem individuellen Ve
nisse des Albertinischen und Ernestinischen Sächsischen
ses entsprangen. Die seit Moritz fortdaurende geheime
neigung des herzoglich sächsischen Hauses gegen die Ch
wurde unter Churf. August durch die Grumbachische G
tionsgeschichte nicht wenig vermehrt, und wenn es der
lanchthonischen Partie gelungen wäre, die Churfürstinn
auf ihrer Seite zu behalten, so würde August von se
Leibarzt Peucer und andern ihm immer nahen politi
Theologen oder theologischen Politikern endlich unverm
auf die Seite der Reformirten herübergeführt worden sey

Während daß die Meißnischen und Thüringischen Theo-
durch Colloquien sich mit einander zu vergleichen such-
durch Colloquien und Unterhandlungen erbitterter gegen-
der wurden, so trat zwischen dieselben mit der Geschäf-
t eines ehrgeizigen Unterhändlers der Tübingische Canz-
Jakob Andreä. Ein Mann von unermüdetem Eifer
einer mehr populären als tiefen Gelehrsamkeit, der über-
noch durch viele Privatverhältnisse, in denen er stand,
ier strengen Behauptung der so genannten Schwäbischen
)orie so gezwungen wurde, daß er zum großen Schaden
Ruhms bei der Nachwelt weit weniger gelinde seyn
t, als ihn vielleicht manchmal eigene Neigung bestimmt
würde.

Unter wiederholten Bedrohungen des heftigsten Schis-
endlich doch noch einiger Friede bis eilf Jahre nach
nchthons Tode.

§. II.

Veranlassungen zur Entstehung der Bergischen Concordien-
formel.

Ein Katechismus, den D. Pezel zu Wittenberg her- 1571
ab, beschleunigte den Ausbruch des lange gesammelten
es. Die Theologen zu Jena und fast noch mehr die in
Niedersächsischen Reichsstädten hätten wohl kaum die
nheit ihrer bisherigen Gegner befürchtet, daß Luthers
chismus selbst von Wittenberg aus durch einen neuen
rängt werden sollte, und so genannte sacramentirische Ge-
ungen sogar in öffentlichen Lehrbüchern erscheinen dürf-

Mit Wehmuth sieht man auch Chemnitzen an der
der einer angreifenden Partie; ein solcher Mann hätte
sollen mit Selneccer und Tilemann Heshusius

zusammentreten; und die Wittenbergischen Theolog
würden sich die Achtung der Nachwelt erworben haben, w
sie nicht in ihrer Grundfeste aus Philippistischem E
den aufgeklärten Schüler Melanchthons gleich den übri
gemeinen Streitern mißhandelt hätten.

Churfürst August von Sachsen, von dessen Entschei
alles abhieng, fand sich in einem Gedränge, aus welche
selten ein frommer Fürst, bei einmal genommener The
nung an theologischen Streitigkeiten, glücklich herauszu
weiß. Seine Theologen klagten über neue Marcioniten,
mosäteuer, Arianer; und von andern protestantischen
liefen gehäufte Klagschreiben ein, daß er doch Luthers
durch Calvinistische Lehrer nicht entweihen lassen solle.
sonst hielt man Convente; umsonst versuchte man V
gungsschriften. Die Wachsamkeit der Niedersächsischen
logen ließ sich nicht durch Zweideutigkeiten täuschen, un
Chursächsische Hofpartie hielt sich vielleicht ihrer Uebern
gar zu versichert, so daß sie auch die auf dem Landta
1574 Torgau abgefaßten Artikel nicht unterschreiben wollte.

1574 Hier war aber die Epoche ihres Falls, welchen der
gentheil ohne alles Erbarmen benützte. Nun kamen die
sätze des Tübingischen Canzlers, Jacob Andreä, will
men, welche er als Entwürfe einer neuen symbolischen S
nach Sachsen schickte. Nur konnte man es unmöglich
nem Manne überlassen, bei einer so großen Menge
schiedener Meinungen unter den Protestanten, die fein
Bestimmungen der Lehre von der Person Christi nach sei
Gutdünken auszudrücken.

Bei wenigen Friedensschlüssen mag die Negociatio
weitläuftig, die Aufmerksamkeit der Partien so eifersüch
1577 die Kunst für alle alles zu werden, so mannichfaltig gew

als bei Verfertigung dieser symbolischen Schrift, wo die Partien unter den Lutheranern vereinigt, und manche ungewisse Gränzen gegen die Reformirten festgesetzt n sollten.

Als sich endlich sechs der angesehensten Lutherischen Theo im Kloster Bergen bei Magdeburg versammelten, um das Jahr vorher zu Torgau gemachten Aufsatz, der deß, Erinnerungen darüber zu hören, an den Höfen her schickt worden war, vollends ins Reine zu bringen, so doch fast gewöhnlich der betriebsame Andreä, und von übrigen machte sich nur Chemnitz so wichtig, daß seine ung in einigen Artikeln beibehalten wurde. Wie zuletzt Schrift bis zum Einsammeln der Unterschriften fertig ach so war es leider gar nicht Vereinigungs ttel.

§. 12.

Wirkungen der Bergischen Concordienformel.

Die Reformirten, welche sich bisher von vielen Luthera als Halbbrüder betrachtet sahen, konnten bei Aufstel eines solchen Symbols nicht gleichgültig bleiben, durch)es sie von allem, was ächtlutherisch seyn sollte, so merk ausgeschieden wurden. Melanchthons war offenbar in neuen symbolischen Schrift zu wenig gedacht; sollten seine üler über den Undank nicht trauern, den dieser große nn, noch ehe er zwanzig Jahre lang todt war, von eifer tigen Schülern Luthers erfahren mußte? Wie manche eine würde wohl nie ganz zur reformirten Partie über ten seyn, wenn man nicht alle Melanchthonische Neu tät zum Verbrechen gemacht hätte! Politische Eifersucht protestantischen Höfe unter einander gab vielleicht den ologen in andern Ländern die nächste Veranlassung, sich

dafür zu rächen, daß bei der letzten Revision ihre Erinnerungen nicht befolgt, zu der Ausfertigung selbst ihre Gegenwart nicht erbeten wurde. Und immer gieng es doch noch in Teutschland am besten. In Dänemark wurde dieses neue symbolische Buch als verbotenes Buch behandelt, und noch weniger wollte die kluge Königinn Elisabeth in England davon wissen, so wenig sie auch sonst die Genfische Partie liebte.

Der Historiker bekümmert sich nicht um die Richtigkeit der in diesem Buch feinbestimmten Sätze, aber die Bemerkung kann ihm nicht entgehen, daß nach der Entstehung zugenaubestimmender Symbole der Zustand einer jeden Kirche immer höchst traurig ist. Die Geschichte der Lutherischen Kirche von den Zeiten der Concordienformel bis auf die Erscheinung des freimüthigern Kalixtus — welche dürre unfruchtbare Wüste ist sie nicht? und wie viel hat es nicht der so genannten reformirten Kirche genützt, daß sie erst ungefähr vierzig Jahre später zu einer gleich gesetzmäßigen Bestimmung gewisser dogmatischer Hauptpuncte schritt. Die nachfolgende Geschichte derselben kann in der Parallele mit der bisher erzählten Geschichte der Lutherischen Kirche zu manchen ähnlichen Bemerkungen Veranlassung geben.

Geschichte der Reformirten Kirche bis auf die Synode von Dorbrecht 1618.

§. 13.

Scheidungen der Zwinglianer von den Lutheranern. Calvin Stifter einer neuen Kirche.

Ulrich Zwingli, der gewöhnlich als der erste Stifter der Reformirten Kirche angesehen wird, war eigentlich noch nicht Stifter einer besondern Kirche. Er war ein reformirender Theolog, der in vielen Puncten anders dachte als Luther,

freilich dabei auch einen Hauptpunct traf, dem Luther kaltblütig widersprechen konnte. Der Streit dieser zwei n Männer hätte aber nach dem Tode des ersten ganz können, wenn nicht gewöhnlich die Schüler über den ı des Lehrers noch hartnäckiger hielten als der Lehrer , und wenn nicht die altkatholische Partie, vielleicht aus er Abneigung, vielleicht Uneinigkeit zu unterhalten, den veizerischgesinnten allen Genuß der Religionsfreiheit ig gemacht hätte. Unterdeß so lange diese nicht wieder gleich eifrigen und thätigen Mann, als Zwingli war, hre Spitze bekamen, so lange nicht ihre charakteristischen en gleichsam das Eigenthum einer besondern berühmten versität wurden, so war die Fortdauer ihrer Existenz im nur halb gesichert. Es kam wie in allen Perioden der chichte so auch damals nicht darauf an, wer am meisten hrheit hatte, sondern wer seine Wahrheit recht in den om des Zeitalters hineinzubringen wußte.

Fünf Jahre aber nach dem unglücklichen Ende des pa= 1536
otischen Zwingli stieg ein Mann allmälig empor, der alles sich vereinigte, was ihn zum glücklichen Stifter einer neuen rchenpartie machen konnte. Johann Calvin war eben eifriger, durch Correspondenz und Vielschreiben eben so rksamer Mann als die Wittenbergischen Reformatoren, id vielleicht ihnen allen an schöner, durch classische Littera= r geübter, Feinheit des Geistes weit überlegen. Einen be= temern Mittelpunkt seiner Wirksamkeit hätte er auch nicht effen können, als Genf; hier konnte der Sammelplatz aller taliänischen und Französischen Flüchtlinge seyn. Viel leich= r ließen sich in einer solchen kleinen Republik seine neuen ierarchischen Ideen in Gang bringen, als wenn er wie Lu= her unter dem Schutz eines großen Fürsten gelebt hätte,

und indeß überhaupt in Teutschland selbst die Religionsfrei-
heit der neuen Partie noch gar nicht gesichert war, drohte
derselben wenig Gefahr mehr in den aufgeklärtern Cantonen.
Auch schien Calvins Meinung in Ansehung der Abendmahls-
lehre gerade ein Vereinigungspunct der Lutherischen und Zwing-
lischen Partie zu seyn; er genoß also auch manche Neutra-
litätsvortheile, die er desto trefflicher benützen konnte, da in-
terimistische Streitigkeiten die Lutherische Kirche verwüsteten
und der einzige Freund Luthers, der sich allgemeine Hoch-
achtung durch seine Gelehrsamkeit erworben hatte, selbst von
der Lutherischen Partie verläumdet wurde. Die neue Univer-
1558 sität Genf wurde also in kurzem, was ehmals Wittenberg
gewesen war, und selbst der melancholisch cholerische Eifer
Calvins, so inquisitorisch er zu seyn schien, hat dem Aufkom-
men derselben nicht so viel geschadet, als man befürchten
sollte.

Calvin ist ein warnendes Beispiel eines Temperaments-
theologen. Daß ein so aufgeklärter Mann trotz seiner so
vortrefflichen Exegese, trotz allem, was Verstand und H...
jedem Menschen von Gottes Güte sagt, auf die Meinung
einer göttlich willkührlichen Prädestination gewisser Menschen
zum ewigen Verderben gerathen konnte, ist ein trauriger Be-
weis, wie sehr oft unsere Ueberzeugungen durch viele zufällige
äußere Umstände bestimmt werden. Noch trauriger aber,
daß eine solche Meinung je einen gewissen allgemeinen
Schwung bekommen konnte, und daß Calvin einen ihm an
Gelehrsamkeit und großem Geiste fast gleichen Schüler fand,
welcher dieser Idee hartnäckig treu blieb. Theodor Beza
vollendete, was Calvin angefangen hatte.

14.

sbreitung der Calvinischen Meinungen. Presbyterianer.

In den Ländern, wo sich eine neue Kirche bei dem Er- ien Calvins schon siegend gebildet hatte, konnten weder theologischen Meinungen noch seine apostolisch scheinen- Grundsätze des Kirchenrechts bis zu einer gewissen All- einheit emporkommen, aber in Frankreich, England in den Niederlanden, wo sich die neue Partie erst r dem Druck hervorarbeitete, mußte sich der Beifall leicht meiner finden, da überdieß hier noch der Wirksamkeit Wittenberger manches entgegenstand. Wie leicht konnte ein die Französischen Kirchen mit Genfischen Bog- en besetzen? Er selbst und sein großer Schüler Beza en geborne Franzosen, beide hatten unter den Großen bei dem Volk seit den ersten Jahren ihrer Jugend die figsten Verbindungen, welche sie zu Erweckung und Un- tützung der neuen Gemeinen brauchen konnten.

Viel mehrere Schwierigkeiten hatte es in den Nieder- nden. Doch Luther und Melanchthon waren längst todt, mit diesen war die große Thätigkeit ihrer Partie, sich aus- breiten, verlöscht. Beza konnte hier seine Meinungen un- indert herrschend machen. Prinz Moritz von Oranien, der tter der Niederländischen Freiheit, war schon reformirt; schien es auch, als ob sich die nach Freiheit strebenden iederländer am willigsten an die freien Schweizer anschlössen.

England hat über dem Eindringen der Genfischen leinungen auf zwei Jahrhunderte hin seine Ruhe verloren. lisabeth ließ bei ihrer Thronbesteigung alle die Unglücklichen ieder in ihr Vaterland zurückkehren, welche der tobende erfolgungsgeist ihrer Schwester vertrieben hatte. Sie kehrten er nicht mit dem Geiste des Friedens zurück. In Frank-

furth am Main, wo man den Vertriebenen eine ruhige Stä
gegönnt hatte, waren Streitigkeiten entstanden, ob man d
alte Englische Liturgie beibehalten oder den ganzen Gott
dienst nach Genfischer Form einrichten sollte. Cranm
weil er alle gewaltigen Veränderungen vermied, hatte n
[illegible] der Englischen Kirche manches gelassen, was ein
eingeschränkterer Reformator geändert haben würde,
eine kleine Partie von Eiferern hielt es nun nothwendig,
lich einmal über solche Unvollkommenheiten sich zu er
welche doch von dem Gegentheil als ehrwürdige vä
Sitte verehrt wurden. Die Heftigkeit der Eiferer fan
gereizt, als sie bei ihrer Zurückkunft ins Vaterland f
daß Elisabeth, vielleicht aus politischen Gründen, vi
aus geheimer Anhänglichkeit an Pabstthum, den Fr
des alten Kirchenregiments vorzüglich günstig sey; und s
1563 vollends Elisabeth befehlen wollte, daß man sich nach
Eduardischen Kirchengebräuchen richten müsse, so bald
Bischöfe, stolz auf den Schutz ihrer Königinn, von bis
licher Hierarchie als einer göttlichen Ordnung sprachen,
raffte die Genfische Partie gegen solche Episkopali
alle ihre Kräfte zusammen, und, gleichsam ausgestoßen
der großen Kirche, machte sie sich ein eigenes Kirchenr
ment, und ließ ihre Versammlungen so viel möglich
Altchristlicher Form durch Presbyterien und Congrega
nen regieren. Elisabeth mußte sich durch die Schicksale
Schottlands gewarnt glauben, der gewaltthätigen Genfis
Partie nicht zu viel einzuräumen, und wenn diese Pa
auch dort nur einen Johann Knox gehabt hätte, so w
für Elisabeth auch nur ein solcher Mann fürchterlich, ge
welchen selbst Luther ein schüchterner Jüngling gewesen
seyn scheint.

§. 15.

Entstehung des Arminianismus.

Was nicht zwei betriebsame große Männer in der Welt [illegible] können! Zwingli, Luther, Melanchthon, hatten [illegible] einer Menge Collegen der zweiten Ordnung unter [illegible] vielfältigen wechselweisen Widerspruch doch mit großer [illegible]einstimmung allgemeine Gnade Gottes gelehrt; Calvin [illegible] Beza brachten innerhalb funfzig Jahren fast die Hälfte [illegible] neuen Kirche auf die gegenseitige Meinung, und verdräng[illegible] unter dem Schutz einiger Fürsten selbst in einem großen [illegible]ile von Teutschland den jedem Menschen faßlichern Lu[illegible]ischen Lehrbegriff. Freilich war es unmöglich, daß nicht [illegible]st auch der Schule dieser zwei Männer manche Jünglinge [illegible]gehen sollten, deren natürlicher Verstand nicht zu be[illegible] [illegible] deren exegetische Kenntnisse nicht zu bestechen waren. [illegible]inglis Schriften und die polemischen Bücher der Luthera[illegible] wurden doch noch von manchen gelesen; aber wer will, [illegible] einmal in der Kirche eine gewisse Partie übermächtig [illegible]rden ist, seine Ruhe der gewaltigen Unternehmung, einen [illegible]brerdespotismus zu [illegible], aufopfern, wie wenigen kann [illegible] äußere Lage einen guten Erfolg versprechen?

Doch erlebte es noch Beza, daß Jakob Arminius, [illegible]lchen er gar wohl als Studenten in Genf gekannt hatte, [illegible] Amsterdam, wo er mit dem größten Beifall als Predi[illegible] [illegible]r stand, nach Leyden als ordentlicher Prof. der Theologie 1603
[illegible] wurde. Der edle rechtschaffene Mann gieng unter [illegible]len Beängstigungen auf eine Stelle, deren Gefahren er [illegible]nnte, aber doch, wie der Erfolg beweist, nicht nach allen [illegible]eiten gefürchtet zu haben scheint. Nicht seine eigene For[illegible]bungsbegierde und einen daraus gar zu leicht entstehenden [illegible]hertriebenen Skepticismus, sondern seinen [illegible] entschieden[illegible]

Episkopius, seit Arminius Tode nun das theologi Haupt dieser Partie, führte mit einem so bezaubernden scheidenen Selbstgefühl von Unschuld vor der versamml Synode das Wort, daß nur ein Mensch, wie Bogerman den Eindrücken desselben widerstehen konnte. Die Arm anischen Lehrsätze wurden verdammt, Professoren und P ger dieser Partie exilirt, der Calvinismus siegte völlig aber die Theologen aus andern Ländern erzählten, nach Haus kamen, manches Geschichtchen von dem ren dieser feinen protestantischen Synode; in vielen r ten Ländern wurde sie deßwegen nicht angenommen.

Unterdeß verlöscht gewöhnlich allmälig das An an solche Begebenheiten, das dogmatische Resultat Die Arminianer wichen immer mehr nicht nur von schen, sondern auch andern allgemein anerkannten B ab, es wurde zuletzt herkommliche Orthodoxie bei den Reformirten, die Schlüsse der Dordrechter Synode an men.

§. 117.

Glücklicheres Wiederaufleben der Remonstranten.

Doch milderte sich auch gleich einige Jahre nach Schicksal der Arminianer, selbst am Orte ihrer ersten folgung. Wenn schon der entflohene Grotius in die D seines Vaterlands nicht mehr zurücktreten durfte, so ges man doch der ganzen Partie gleich nach Moritzens eine — nur wenig eingeschränkte Duldung. Ihr G sium zu Amsterdam hatte ein ganzes Jahrhundert hind die größten Theologen, und die Geschichte dieser Part wies in ihrer ganzen Entwicklung, welche Vortheile welche Nachtheile mit einer durch Symbole gar nicht ein schränkten Kirchenfreiheit verbunden sind.

ßer sollte wohl auch im Munde eines Lutheraners das
dniß tadelhaft finden, daß wir den größten Theil un-
berichtigtern theologischen Kenntnisse den Arminianern
nken haben? Wie lange Zeit hat es gebraucht, bis
en Exegeten Grotius auch nur benützen lernten?
weit sind die Dogmatiker Episkopius und Lim-
vor ihren Zeitgenossen unserm Gerhard und Ca-
voraus? und Clericus hatte in Rücksicht auf gan-
mfang freimüthiger Gelehrsamkeit unter allen dama-
Reformirten und Lutherischen Theologen keinen seines
en. Wetstein muß gewiß auch uns höchst schätz-
hn, wenn schon unser Bengel, sein Vorgänger,
rößern Ruhm verdient. Eine Religionspartie, die so
in einer Reihe fortgehende, aufgeklärte, große Män-
atte, zog fast unvermeidlich auch den übrigen Theil
eologischen Welt in ihre Grundsätze hinein, und die
lig herrschend gewordene Abneigung gegen alles positive
: Religion, wenn schon mehrere Ursachen zusammentra-
ieselbe hervorzubringen, ist doch vorzüglich durch die
sten der Arminianer auch unter uns ausgebreitet worden.

§. 18.

emerkungen über das Ganze der Gesch. der Ref. Kirche.

Die Reformirte Kirche macht, wie aus der bisherigen
hlung erhellt, weit weniger ein Ganzes aus, als die Lu-
che. Unsere Augsburgische Confession ist ein fast ganz
mein geltendes Symbol; bei ihnen hat fast jede große
ikularkirche ihr eigenes und den übrigen oft ziemlich un-
iches Symbol. Zwingels Ideen in Ansehung des Kir-
rechts liessen sich noch viel schwerer als seine theologi-
n Lehrsätze von Calvinischen Ideen verdrängen; wo sie
schend geblieben sind, da konnten zwar wohl einzelne

ger wegen seiner allgemein bekannten schändlichen Lebens abgesetzt worden seyn; zu Rom war er heiliger Vater. U wenn auch der kaiserliche Kanzler Seld unrichtig verm hat, daß Paul IV. nicht mehr bei Vernunft und Sin sey, so hat er doch das beste Mittel erwählt, seine Handl gen zu erklären. Pius IV. hat die Trienter Synode christlicher geschlossen als Paul III. sie anfieng, und Nachfolger Pius V. war Conrad von Marburg auf Römischen Stuhl.

Der Geschichtschreiber soll stets kaltblütig bleiben, wer vermag es? Die Italiäner haben uns solche M als Statthalter Gottes auf Erden hingeboten, und ge der Zeit, da wir schon feierlich unsere Zweifel erklärt daß uns diese Statthalterschaft verdächtig scheine. Le greiflich, daß ein solches Regiment nicht anders als mit und Schwert, mit Arglist und Trug behauptet werden te; die bedrängte Katholische Kirche, wenn sie doch nu erst nicht Römisch päbstliche Kirche wäre!

§. 20.

Mittel, wodurch sich die Katholische Kirche gegen ihren Unte zu schützen suchte. Büchercensur. Inquisition. Neue Mönchsorden.

Bei der allgemeinen Ideencirculation, welche durch Buchdruckerei so gefährlich veranlaßt wurde, war es für päbstliche Interesse durchaus nothwendig, nur so viel W heit und Geschichte bekannt werden zu lassen, als sich zu Meinungen des Römischen Hofes passen mochte. Des hatte schon Alexander VI. Büchercensoren aufgestellt, ganze Verzeichnisse von Büchern, die man entweder gar oder nur unter der warnenden Vormundschaft der Kirche sollte, gab zuerst Paul IV. ans Licht, und Six. V.

Geschäft einer eigenen Congregation von Cardinälen
agen. Die ganze Geschichte dieser Verzeichnisse beweist,
nan nicht einmal gelehrte, verständige Männer zu sol.
Ideenvisitatoren aufstellte. Oft zweifelt man, ob Bos-
der Dummheit bei Verfertigung dieser Katalogen mehr
scht habe, ob mehr ungekehrte Grausamkeit bei ihrer
rtigung oder mehr Unmenschlichkeit bei ihrer Vollzie-
gebraucht worden sey.

So auch nicht Spanische Inquisition eingeführt
da verfuhren oft Bischöfe und Obrigkeiten als ob sie
en wollten, wie überflüssig in ihren Gegenden eine
ische Inquisition sey. In keinem Lande hat sich die Katho-
Kirche als herrschend behauptet, wo es nicht unglaubliche
samkeiten gekostet hätte, bis sie wieder allein herrschend
den. Da retteten kein Alter, keine Gelehrsamkeit, keine
gehende Verdienste um Staat und Kirche, und die nieder-
igste Grausamkeit, womit man den Ketzer oft fangen
, glaubte man durch ihre Absicht geheiligt zu haben.
ergißt wohl der unpartheiische Geschichtforscher zu unter-
en, was überhaupt Schwäche eines gewissen Zeitalters
besondere Gesinnung einer einzelnen Partie sey: aber
schon dritthalb Jahrhunderte lang ruft immer neu ver-
es Märtyrerblut gen Himmel, und selbst die deutlichsten
ise vom politischen Nutzen einer christlichen Toleranz
den Geist der Römischen Kirche noch nicht gebessert.
ebenso mit den Mönchsorden. Schon seit dem zehn-
Jahrhundert drehte man sich im ewigen Cirkel, den Feh-
lter reich gewordener Orden durch Stiftung neuer In-
zu helfen, und diese den Bedürfnissen der großen Hier-
immer mehr anzupassen. Die Menschheit behauptete
r, noch vor Absterben der ersten Generation, auch trotz

der neuen Ordensregeln ihr Recht, und der Römische
erfuhr, was jeder Despot erfährt, daß seine Garden, die
zigen Stützen seiner Macht, auch die furchtbarsten Gegner
Macht sind. Doch haben sich immer die Classen und
täten dieser Menschen vermehrt, die Päbste sind ihren eig
Gesetzen nicht treu geblieben, und die beissendste Satyre
witzigsten Köpfe des Zeitalters hat den immer neu auf
genden Keim des alten Mönchswahns nicht tödten kön

§. 21.

Capuciner. Theatiner. Jesuiten.

Ein Italiänischer Franciscaner, Matthäus von
machte die große Entdeckung, daß der h. Franz von
kein Scapulier, sondern eine spitze Capuze getragen,
nen Bart anders zugeschnitten habe, als damalige F
nermode erforderte. Es kam über das Wiederaufle
alten Capuzen und über die Bartform zu einem gro
nerlichen Krieg des Franciscanerordens, der mit der he
Bitterkeit und nicht ohne Blutvergießen geführt wurde.
1528 Pabst ließ der neuen Capuze zu Ehren einen neuen
entstehen, der schon durch seinen Namen die ehrwürdige
anlassung seines Ursprungs zeigt.

Fast jede oft noch so nothwendige Reformation eine
dens war wie die Zerschneidung eines Polyps. Man
nur mehrere Ganze, deren jedes einzeln durch alle Ver
rungskunstgriffe einer solchen Gesellschaft sich groß zu
suchte. Die heil. Therese in Spanien mag es mit de
che und mit den Karmelitern gut gemeint haben, a
hat leider den Ursprung zweier Gattungen derselben
anlaßt.

Kein Pabst hat je einen Orden gestiftet; seltsam
ihm immer andere in Verrichtung dieser guten That

mmen sind, denn auch den Bettelorden der Theatiner Paul IV. noch als Johann Peter Caraffa als Bischof 1524 Theate gestiftet.

Der kleinen Congregationen, welche in der Reformati periode in Italien, Frankreich und Spanien entstanden, kein Ende, ihre Wirkung verlor sich im übrigen Gewim ; aber wie ein Stern erster Größe verdunkelte bald alle ige größere und kleinere, ältere und neuere Orden die einem Spanier gestiftete Gesellschaft Jesu, deren Ge chte, wie sie fast allgemein erzählt wird, oft die Frage er en muß, ob man nicht auch im historischen Argwohn zu t gehen könne.

§. 22.

Entstehung der Gesellschaft Jesu.

In eben dem Jahr, da D. Luther zu Worms verhört 1521 rde, verunglückte bei der Belagerung von Pampelona ein stiger Spanischer Edelmann Don Inigo (Ignatius) Lo . Es brauchte lange Zeit, bis ihm sein zerschmettertes in wiederhergestellt wurde. Sich die Weile zu vertreiben, er einen alten frommen Roman, der sich gerade vorfand lores Sanctorum), und weil sein Kopf ohnedieß nicht der rkste war, machten ihm die Heiligenlegenden denselben so rm, daß er sich entschloß, ein frommer Don Quichotte zu rden. Niemand wollte sich aber an diesen halb verrückten lenschen anschließen, der oft seiner Dummheit wegen fast für terodox gehalten wurde. Endlich gelang es ihm zu Paris, o er erst in seinem sieben und dreißigsten Jahr Lateinisch lernen anfieng, ein paar verdorbene Studenten zu gewin en, und durch Fasten und Bußübungen exorcisirte er bald lle vernünftige Ueberlegung seiner Schüler so sehr, daß sie hm an rasendem Fanatismus vollkommen glichen. Niemand

ger wegen seiner allgemein bekannten schändlichen Lebens abgesetzt worden seyn; zu Rom war er heiliger Vater. Und wenn auch der kaiserliche Kanzler Seld unrichtig vermuthet hat, daß Paul IV. nicht mehr bei Vernunft und Sinnen sey, so hat er doch das beste Mittel erwählt, seine Handlungen zu erklären. Pius IV. hat die Trienter Synode mehr christlicher geschlossen als Paul III. sie anfieng, und sein Nachfolger Pius V. war Conrad von Marburg auf dem Römischen Stuhl.

Der Geschichtschreiber soll stets kaltblütig bleiben, aber wer vermag es? Die Italiäner haben uns solche Männer als Statthalter Gottes auf Erden hingeboten, und gerade zu der Zeit, da wir schon feierlich unsere Zweifel erklärt hatten, daß uns diese Statthalterschaft verdächtig scheine. Leicht begreiflich, daß ein solches Regiment nicht anders als mit Feuer und Schwert, mit Arglist und Trug behauptet werden konnte; die bedrängte Katholische Kirche, wenn sie doch nur erst nicht Römisch päbstliche Kirche wäre!

§. 20.

Mittel, wodurch sich die Katholische Kirche gegen ihren Untergang zu schützen suchte. Büchercensur. Inquisition. Neue Mönchsorden.

Bei der allgemeinen Ideencirculation, welche durch die Buchdruckerei so gefährlich veranlaßt wurde, war es für das päbstliche Interesse durchaus nothwendig, nur so viel Wahrheit und Geschichte bekannt werden zu lassen, als sich zu den Meinungen des Römischen Hofes passen mochte. Deswegen hatte schon Alexander VI. Büchercensoren aufgestellt, und ganze Verzeichnisse von Büchern, die man entweder gar nicht oder nur unter der warnenden Vormundschaft der Kirche lesen sollte, gab zuerst Paul IV. ans Licht, und Sixt V.

s Geschäft einer eigenen Congregation von Cardinälen tragen. Die ganze Geschichte dieser Verzeichnisse beweist, man nicht einmal gelehrte, verständige Männer zu sol. Ideenvisitatoren aufstellte. Oft zweifelt man, ob Bos. oder Dummheit bei Verfertigung dieser Katalogen mehr rrscht habe, ob mehr ungelehrte Grausamkeit bei ihrer fertigung oder mehr Unmenschlichkeit bei ihrer Vollzie. g gebraucht worden sey.

Wo auch nicht Spanische Inquisition eingeführt , da verfuhren oft Bischöfe und Obrigkeiten als ob sie eisen wollten, wie überflüssig in ihren Gegenden eine nische Inquisition sey. In keinem Lande hat sich die Katho. Kirche als herrschend behauptet, wo es nicht unglaubliche usamkeiten gekostet hätte, bis sie wieder allein herrschend orden. Da retteten kein Alter, keine Gelehrsamkeit, keine ergehende Verdienste um Staat und Kirche, und die nieder. tigste Grausamkeit, womit man den Ketzer oft fangen te, glaubte man durch ihre Absicht geheiligt zu haben. vergißt wohl der unpartheiische Geschichtforscher zu unter. iden, was überhaupt Schwäche eines gewissen Zeitalters besondere Gesinnung einer einzelnen Partie sey: aber schon dritthalb Jahrhunderte lang ruft immer neu ver. enes Märtyrerblut gen Himmel, und selbst die deutlichsten weise vom politischen Nutzen einer christlichen Toleranz en den Geist der Römischen Kirche noch nicht gebessert. t ebenso mit den Mönchsorden. Schon seit dem zehn. Jahrhundert drehte man sich im ewigen Cirkel, den Feh. alter reich gewordener Orden durch Stiftung neuer In. ate zu helfen, und diese den Bedürfnissen der großen Hier. hie immer mehr anzupassen. Die Menschheit behauptete ner, noch vor Absterben der ersten Generation, auch trotz

der neuen Ordensregeln ihr Recht, und der Römische S
erfuhr, was jeder Despot erfährt, daß seine Garden, die ei
zigen Stützen seiner Macht, auch die furchtbarsten Gegner sei
Macht sind. Doch haben sich immer die Classen und Va
täten dieser Menschen vermehrt, die Päbste sind ihren eige
Gesetzen nicht treu geblieben, und die beissendste Satyre
witzigsten Köpfe des Zeitalters hat den immer neu aus
genden Keim des alten Mönchswahns nicht tödten kön

§. 21.

Capuciner. Theatiner. Jesuiten.

Ein Italiänischer Franciscaner, Matthäus von
machte die große Entdeckung, daß der h. Franz von
kein Scapulier, sondern eine spitze Capuze getragen,
nen Bart anders zugeschnitten habe, als damalige F
nermode erforderte. Es kam über das Wiederaufleb
alten Capuzen und über die Bartform zu einem groß
nerlichen Krieg des Franciscanerordens, der mit der heftig
Bitterkeit und nicht ohne Blutvergießen geführt wurde.
1528 Pabst ließ der neuen Capuze zu Ehren einen neuen O
entstehen, der schon durch seinen Namen die ehrwürdige
anlassung seines Ursprungs zeigt.

Fast jede oft noch so nothwendige Reformation eines
dens war wie die Zerschneidung eines Polyps. Man b
nur mehrere Ganze, deren jedes einzeln durch alle Verg
rungskunstgriffe einer solchen Gesellschaft sich groß zu m
suchte. Die heil. Therese in Spanien mag es mit de
che und mit den Karmelitern gut gemeint haben, ab
hat leider den Ursprung zweier Gattungen derselben
anlaßt.

Kein Pabst hat je einen Orden gestiftet; seltsam
ihm immer andere in Verrichtung dieser guten That z

ommen sind, denn auch den Bettelorden der Theatiner Paul IV. noch als Johann Peter Caraffa als Bischof 1524 Theate gestiftet.

Der kleinen Congregationen, welche in der Reformationsperiode in Italien, Frankreich und Spanien entstanden, ar kein Ende, ihre Wirkung verlor sich im übrigen Gewimmel; aber wie ein Stern erster Größe verdunkelte bald alle rige größere und kleinere, ältere und neuere Orden die n einem Spanier gestiftete Gesellschaft Jesu, deren Geichte, wie sie fast allgemein erzählt wird, oft die Frage ern jen muß, ob man nicht auch im historischen Argwohn zu it gehen könne.

§. 22.

Entstehung der Gesellschaft Jesu.

In eben dem Jahr, da D. Luther zu Worms verhört 1521 irde, verunglückte bei der Belagerung von Pampelona ein ;ftiger Spanischer Edelmann Don Inigo (Ignatius) Loa. Es brauchte lange Zeit, bis ihm sein zerschmettertes :in wiederhergestellt wurde. Sich die Weile zu vertreiben, s er einen alten frommen Roman, der sich gerade vorfand 'lores Sanctorum), und weil sein Kopf ohnedieß nicht der irkste war, machten ihm die Heiligenlegenden denselben so arm, daß er sich entschloß, ein frommer Don Quichotte zu erden. Niemand wollte sich aber an diesen halb verrückten lenschen anschließen, der oft seiner Dummheit wegen fast für terodox gehalten wurde. Endlich gelang es ihm zu Paris, o er erst in seinem sieben und dreißigsten Jahr Lateinisch lernen anfieng, ein paar verdorbene Studenten zu gewinnen, und durch Fasten und Bußübungen exercisirte er bald lle vernünftige Ueberlegung seiner Schüler so sehr, daß sie m an rasendem Fanatismus vollkommen glichen. Niemand

konnte sich einbilden, daß das Gesuch dieses Menschen zu Rom, einen neuen Orden zu stiften, vom Pabst werde gebilligt werden. Dort fiel er aber in die Gesellschaft solcher politischen Theologen, welche sahen, was für nützliche Wendungen diesem blinden Eifer gegeben werden könnten. Man schuf ein Amphibion von Weltgeistlichen und Ordensleuten, vom Bettelorden und andern Mönchsorden. Es sollte nach vorfallenden Umständen bald das eine bald das andere seyn. Compagnie Jesu sollte sein Name heißen; denn dem Ritter träumte immer von Regimentern, und Compagnien; der Name Orden klang ihm nicht recht militärisch.

Was es doch für Mühe und Ränke kostete, bis die Gesellschaft in allen Fugen der Staats- und Kirchenverfassung so eingreifen gelernt hatte, daß zwei volle Jahrhunderte hindurch in beiden Systemen fast alle wichtigere Angelegenheiten nach ihren Absichten vollführt, durch ihre Hülfe oder ihren Widerstand gelenkt wurden. Der Gesellschafter Jesu war besonders in Portugall gleich anfangs ein sehr willkommener Mann. Der Eifer des neuen Ordens konnte vortrefflich zu Missionen gebraucht werden, für welche die anderen längst gesicherten Orden meist zu bequem oder nicht thätig genug waren. Die uneigennützig scheinenden Bemühungen der Jesuiten für den Kinderunterricht empfahlen sie aber auch da, wo man keine Missionairs nöthig hatte, und ihre feinere Lebensart, besonders im Contrast mit dem stinkenden Bettelmönch, öffnete ihnen den Weg an die Höfe der Könige, wenn nicht vielleicht auch ihre gar zu menschliche Moral noch mehr dazu beitrug, sie zu angenehmen Beichtvätern der Großen zu machen.

Diese Compagnie Jesu waren die Janitscharen des heil. Stuhls, Schutz und Schrecken des Despoten, dessen imaginäre

he Macht durch die Reformation so sehr erschüttert
en war. Sie wußten jene künstliche Mischung von Licht
Finsterniß hervorzubringen und zu erhalten, durch welche
as Pabstthum seit Luthers und Calvins Zeiten allein
retten konnte. Sie verbanden, besonders zum Schaden
der Teutschen Provinz, den politischen Vortheil der Für-
o genau mit der Katholischen Religion, daß sich nicht leicht
vornehmer Proselyt finden lassen wird, welchem nicht
von einem Jesuiten begreiflich gemacht wurde.

Die Fundamentaleintheilung des Ordens in Professen
Rectoren der Collegien nebst dem schlauen Correspondenz-
nmenhang, der zwischen der Direction des Ordens und
n Mitgliedern statt hatte, enthält größtentheils die Er-
ung der Möglichkeit eines solchen Phänomens, als die
hichte dieses Ordens ist. Die despotisch souveraine Ge-
des Ordensgenerals, der sich beständig zu Rom aufhal-
mußte, und die schlaue Auswahl ihrer Mitglieder allein
den nicht hinreichend gewesen seyn, die Jesuiten vor dem
meinen Schicksal aller solcher Gesellschaften so lange zu
tzen.

Eine der ersten Scenen, wo die Jesuiten als Hauptac-
s auftraten, war die Synode zu Trient.

§. 23.

Geschichte und Wirkungen der Trienter Synode.

Die Reformatoren, ehe sie ganz Tag sahen, hatten sich
h damaligem Herkommen von einer allgemeinen Synode
versprochen, und auch die meisten der Patrioten der Ka-
lischen Kirche, welchen der Mönch zu Wittenberg gar zu
usend geschienen hatte, hielten dieses Mittel noch für das
zige, wie einer gänzlichen Trennung geholfen werden könn-
Die Könige waren nicht dagegen, sie konnten bei einer

tik war durch alle nur mögliche hierarchische Künste verwahrt, daß kaum der schwächste Strahl dieses Lichts selbe ein wenig erhellen konnte. Der Pabst war am E der Trientischen Synode noch eben der Pabst, der er zu thers Zeiten war; die Habsucht der Könige hatte er hie da durch Concordate gestillt, und die Könige brauchten als eine nützliche Spielwaffe, um manchmal ihrem G wehe zu thun, manchmal die Kirche ihres Landes de setzmäßiger in Contribution zu setzen. Selbst der schä Indulgenzen-Mißbrauch, welcher die Reformation ver hatte, war nicht abgeschafft worden, und was hie und den Schlüssen der Trienter Synode gegen andere e Mißbräuche erinnert wurde, war elendes Palliativ für unheilbaren Krebsschaden.

Am traurigsten stand es unstreitig immer in der L katholischen Kirche. Ach wie selten die Cassander und wie hohen Werth der Pabst darauf setzte, wenn e wa auf einige Zeit den Laien den Abendmahlkelch w vergönnte! Keine einzige Teutsche katholische Universität sich in diesem Zeitalter so glücklich, daß sie mit Wittenb oder mit Genf nur einigermaaßen verglichen werden kön Kein einziger epochemachender Gelehrter bildete sich auf derselben. Die alten längst vor der Reformation ge ten Universitäten waren meist ein Eigenthum der B mönche, die neu gestifteten der Jesuiten.

Geschichte der Lutherischen Kirche von den Zeiten Concordienformel bis zu Ende des vorigen Jahrh derts oder bis zu der Pietistenepoche.

§. 25.

Streitigkeiten nach der Concordienformel. Joh. Arnd.

Es war, wie die Geschichte, gleich nach Bekanntwerdung

ncordienformel bewies, noch gar nicht als entschieden
en; daß jeder ächt orthodoxe Lutheraner gerade die
wickelungen und Bestimmungen der Lehre von Verei-
der zwei Naturen in Christo nothwendig annehmen
Die Helmstädter Theologen, vielleicht geleitet durch
influß ihres Hofs, widersetzten sich am ernstlichsten,
es möchte schwer zu entscheiden seyn, auf welcher Par-
b bei der der Concordisten oder der Nichtconcordisten
rabulistische Streiten am weitesten getrieben, die schrift-
chen Sitten durch das Streiten am meisten verderbt
t seyn mögen.

Mit diesem Orthodoxiestreit vereinigte sich auf manchen
sitäten auch die Uneinigkeit über Ramistischer und
elischer Philosophie, oder kamen, wie in Chursachsen
), ganz individuelle einheimische Händel hinzu, daß oft
litik des Hofes, allein ohne daß es gelang, einen Ein-
uf die Gesinnungen der Theologen zu gewinnen suchte.
Chursächsische Canzler Nik. Crell war in Versu-
dieser Art am unglücklichsten, und sein Beispiel zeigte
noch im Tode, wie genau der kaiserliche Hof durch
k mit den strengeren Lutheranern verbunden sey, und wie
nnäherung an Calvinische Meinungen und Gebräuche zu-
auch als gefährliche französische Allianz angesehen werde.

Noch ehe auch durch Entstehung des Marburgischen Erb-
streits und der noch wichtigeren Jülichischen Successi-
che die Teutschprotestantischen Höfe mit allem Partiehaß
einander sich trennten, so waren doch der Churpfälzische
Chursächsische Hof zwei verschiedene Anziehungspuncte
Teutschen Staatensystem, und die Geschichte dieser beiden
hatte auf den Zustand der theologischen Litteratur einen
noch bildenderen Einfluß als die zwei Hauptstreitigkei-

ten, welche im ersten Viertel des siebzehnten Jahrh
in der Lutherischen Kirche entstanden, als die Cont
1598 des Helmstädtischen Theologen Dan. Hoffmann m
Streit zwischen den Tübingischen und Giessen
Theologen.

Dan. Hoffmann hatte auf der Universität He
und am Braunschweigischen Hofe eine mächtige Partie
sich, welche in Beziehung auf Studiermethode, Famil
resse, philosophisch theologische Grundsätze so völlig
verschieden war, daß die Verschiedenheit auch bei ein
sichtigern Manne sehr leicht in Ketzerei oder Ketzer
hätte ausarten können. Seinen zwei Gegnern weh
oder vielleicht weil er das Fach seiner Gegner als
sches Fach ansah, ergoß sich der unvorsichtige St
die heftigsten Invectiven gegen alle Philosophie, und
mit einer fast unglaublichen Verblendung allen Ge
auch der gesunden Vernunft, bis ihm sein Hof zur
tung der dortigen Universität und zur Ehre der W
ein Stillschweigen auflegte.

Die Streitigkeiten zwischen den Tübingischen und
senschen Theologen waren eben so wenig aufklärend und
den noch mehr mit partiemachendem Eifer geführt, als
1607 Hoffmannische Controvers. Balth. Menzer, einer der
gesehensten Theologen der neuen Universität Giessen, er
die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi auf eine
mit welcher seine Collegen höchst unzufrieden waren,
er also durch Correspondenz mit andern Universitätstheol
besonders mit denen zu Tübingen Beifall zu versch
suchte. Luk. Osiander aber und Theod. Thummius
zwei junge rüstige Männer, auf welchen damals das Ans
der letztern theologischen Facultät beruhte, erklärten sich ge

inung, und Menzer, der bald darauf an seinem
ann Feuerborn in Giessen eine Stütze bekam,
r Nichtübereinstimmung durch geschärfteren Wider=
ne Ruchbarkeit, welcher auch jene zwei Tübingischen
n gar nicht auswichen. Menzer hielt es für bib=
tig zu behaupten, daß Christus während dem Stande
rniedrigung auf den Besitz aller göttlichen Eigen=
Allwissenheit, Allmacht und Weltregierung freiwillig
gethan habe; zu Tübingen hielt man diese Mei=
r Concordienlehre von wechselsweiser Mittheilung der
aften beider Naturen in Christus, höchst nachtheilig,
Concordienformel zu liebe wurde behauptet, Christus
e Eigenschaften nicht nur besessen sondern auch aus=
nur unsern menschlichen Augen unsichtbar. Wer sollte
können, daß ein Streit über diese Frage, zu deren
ortung die Bibel selbst so wenig Stoff giebt, Jahr=
lang dauren konnte, große polemische Werke veran=
onnte?

urch alles Hohngelächter der Dillinger Jesuiten
rch alle Vermittlungen der Chursächsischen Theo=
ließen sich die Partien nicht aus einander bringen.
eligionseifer der Papisten war schon seit der Calender= 1584
so gereizt und so rege, die einheimischen Verhältnisse
iserlichen Hauses für den Ausbruch eines Religions=
mit jedem Jahr so viel geschickter, die Partien der Union
ige bei jeder neuen Gelegenheit von Entzweiung so viel
, daß jedes Jahr des noch verschobenen Ausbruchs
arteter Gewinn scheinen mußte; doch vereinigte man
icht gegen diesen gemeinschaftlichen gefährlichen Feind!
Sie würden sich vielleicht schneller zur gemeinschaftlichen
eidigung auf eine kurze Zeit mit einander ausgesöhnt

haben, wenn es gegen die Reformirten gegolten hätte,
1619 da die Böhmische Königssache des unglücklichen Chur
von der Pfalz das Signal zum Ausbruch des längst
den Kriegs gab, so zeigten die Tübingischen Theologen
Herzog Johann Friedrich, daß er sich von Calvi
Sauerteig rein erhalten solle, und der Oberhofpr
Dresden, Matthias Hoe von Hoenegg, mag
noch eine Ursache mehr als die Tübinger gehabt h
seinen Herrn, bei welchem er alles galt, mit der O
schen Partie zu verbinden.

Man kann über solche Theologen nicht zü
ihnen der fromme Arnd ein Gräuel war. Wie d
in den finstern scholastischen Perioden des mittlern
zuletzt noch das einzige Labsal einer nach Religion
Seele wurde, so war nun der ähnliche Fall bei
Zeiten. Orthodoxie war wohl nicht in Bal. A
Schriften zu lernen; das wußte der gelehrte Arnd so g
einer seines Zeitalters, aber er wollte zu einer Quelle
welche, ob schon ein wenig trübe, doch noch den Durst l
Ihm, einem Prediger und Seelsorger, nicht blossem
dertheologen, war es gar zu einleuchtende Erfahrung,
das Volk Fassungskraft habe, und daß es nicht metap
zugespitzte Wahrheiten seyen, welche dasselbe zu thätigen
schlüssen beleben. Arnds Schriften werden hie und d
gegenwärtig mit vielem Segen gelesen, ungeachtet sie
sehr merkbare Kennzeichen ihres individuellen Urs
tragen: aber welchem auch an Verläugnung gewöhnte
lehrten schauert nicht vor Menzern, Osiandern und
mius.

§. 16.

ufhebung der Mystiker. Rathmannische Streitigkeiten. Morgendämmerung, durch Calixtus hervorgebracht.

ie allgemeine Anarchie, welche der dreißigjährige Krieg tschland anrichtete, war in ihren Folgen für den ge- Zustand der Lutherischen Kirche eben so fühlbar, als ganze Teutsche Kirche. Die wilden Sitten der Sol- vurden, wie für die ganze Nation, besonders auch für versitäten ansteckend, der Pennalismus riß ein, die sten Professorsstellen blieben aus Geldmangel mehrere ang unbesetzt, und die nützlichsten Erziehungsanstalten auf.

mehr sich aber der Druck solcher äußern Umstände :te, desto mehr wandten sich manche edlere Seelen zu ystik. Die Schriften des Görlitzer Schusters in einem andern Zeitalter weniger Glück gemacht und der Ruf von Rosenkreuzern würde bei an- :itverhältnissen weder so zweifelhaft noch so lange dau- :wesen seyn. Selbst manche der gelehrteren Theologen :n sich in der Stille zu dieser sinnlich erquickenderen , und Johann Gerhard zu Jena sah gewiß mit jeringer Bekümmerniß, wie rüstig seine Collegen den Freund Arnds, den rechtschaffenen Rathmann ndelten.

Schon lag zu Wien das Restitutionsedict fertig, :r Protestantischen Partie in Teutschland den Untergang 1629 , schon war vorläufig der größte Theil von Wirtem- mit kaiserlichen Truppen besetzt, Hessen vermittelst Marburgischen Erbschaftstreits ganz unterjocht, das Wel- : Haus eines großen Theils seiner Lande beraubt, als immer noch die Theologen gegen Arnd polemisirten, die

ten, welche im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts in der Lutherischen Kirche entstanden, als die Controvers
1598 des Helmstädtischen Theologen Dan. Hoffmann und der Streit zwischen den Tübingischen und Giessenschen Theologen.

Dan. Hoffmann hatte auf der Universität Helmstädt und am Braunschweigischen Hofe eine mächtige Partie gegen sich, welche in Beziehung auf Studiermethode, Familieninteresse, philosophisch theologische Grundsätze so völlig von ihm verschieden war, daß die Verschiedenheit auch bei einem vorsichtigern Manne sehr leicht in Ketzerei oder Ketzermacherei hätte ausarten können. Seinen zwei Gegnern wehe zu thun, oder vielleicht weil er das Fach seiner Gegner als gefährliches Fach ansah, ergoß sich der unvorsichtige Streiter in die heftigsten Invectiven gegen alle Philosophie, und bestritt mit einer fast unglaublichen Verblendung allen Gebrauch auch der gesunden Vernunft, bis ihm sein Hof zur Erhaltung der dortigen Universität und zur Ehre der Vernunft ein Stillschweigen auflegte.

Die Streitigkeiten zwischen den Tübingischen und Giessenschen Theologen waren eben so wenig aufklärend und wurden noch mehr mit partiemachendem Eifer geführt, als die
1607 Hoffmannische Controvers. Balth. Menzer, einer der angesehensten Theologen der neuen Universität Giessen, erklärte die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi auf eine Art, mit welcher seine Collegen höchst unzufrieden waren, welche er also durch Correspondenz mit andern Universitätstheologen besonders mit denen zu Tübingen Beifall zu verschaffen suchte. Luk. Osiander aber und Theod. Thummius, zwei junge rüstige Männer, auf welchen damals das Ansehen der letztern theologischen Facultät beruhte, erklärten sich gegen

bei den Osnabrückischen Friedensnegociationen der
Gleichstellung der Reformirten mit den Lutheranern
zte. Zwar selbst auch die eifrig Lutherische Partie
ihm einen nur zweideutigen Beschützer. Hätte nicht
dische Tapferkeit ausgedauert, und hätten nicht nach
ranzösischen Plane die Freiheiten der Protestanten zur
wehr gegen die Oesterreichische Macht dienen sollen,
oh würde der Churfürst von Sachsen einen Prager
erneuert haben! Wir wollen vergessen, daß Dänen
schweden so fast gar nie etwas zur Erweiterung und
llkommnung der protestantischen theologischen Litteratur
agen haben, um nicht undankbar gegen die Helden des
Volks zu scheinen, durch deren Muth den Lutherä-
die Vollendung ihrer versicherten politischen Existenz
ten wurde.

Der Osnabrückische Friede gab uns Teutschen Prote- 1648
n vollkommen gleiche Rechte mit der alten Kirche, und
gen wurde auch der geistliche Vorbehalt, da er doch
al beibehalten werden sollte, wechselsweis festgesetzt. Nie
e das Chaos von Processen haben aufgeklärt werden
en, welche aus dem Besitz gewisser Kirchengüter und ge-
r kirchlichen Rechte nach einer beinahe dreißigjährigen
rdnung wechselsweise entstehen mußten, wenn nicht der
eis, im Anfang des Jahrs 1624 Besitzer eines gewissen
chenguts, Besitzer eines gewissen kirchlichen Rechts gewe-
zu seyn, als heilige Versicherung eines künftighin nicht
r zu störenden Rechts aufgestellt worden wäre.

Welcher schriftliche Aufsatz kann aber so bestimmt abge-
t werden, daß nicht ein durch Partiegeist geschärftes Auge
ennützig Zweideutigkeiten darin finden könnte. Es soll ein
schädliches Simultaneum geben? aber wo fand es

sich vor dem Zeitalter Friedrichs und Josephs? In der
schichte der Churpfälzischen Kirche?

§. 28.

Verschiedene für eine bald zuverlässigere Aufklärung
zusammentreffende Umstände.

So heftig erst noch nach dem Tode des ältern Ca
die synkretistischen Streitigkeiten ausbrachen; so war
bald folgender glücklicherer Zustand der Freiheit scho
ner halb entwickelten Vorbereitung vorhanden. De
Churfürst Friedrich Wilhelm lehrte die Lutheran
Landes Toleranz und noch unter seiner Regierung
Reformirte und Lutheraner wahr, wie möglich es s
ches aneinander zu tragen. Herzog Ernst in Got
im kleinern eben so große Dinge als Friedrich Wilhe
schon hie und da noch in einigem Nebel gutgemeinte
gischer Vorurtheile; und der dritte große Zeitgenosse,
August in Wolfenbüttel, war wohl nur zu schüchtern
sehr selbst Theologe, als daß er alles that, was er hät
können.

Doch leuchtete das Licht nicht wenig, das diese drei F
aufsteckten, indeß dasjenige Land, wo die Reformation
gegangen, ihrem vollendenden Fortgang immer mehr
lich wurde, und in Würtemberg die Zeit der Osiander
gar nicht vorüber war. Der Tübingische Canzler J
Adam Osiander, füllte den größten der letztern Hälfte de
zigen Jahrhunderts, wie ehemals Lukas Osiander, s
Gegner, die erstere Hälfte desselben.

Sehr sichtbar aber zeigten sich doch auch hier die Wirk
der Aufklärung, welche die Emissairs Ludwigs XIV. un
allgemeine Bewunderung des siegreichen Königs nicht l
nach den Zeiten des westphälischen Friedens an den H

Teutschen Fürsten und daher auch in der protestanti-
Kirche veranlaßten. Die Theologen hörten auf, die ent-
nden Räthe der Fürsten, wie vorher, zu seyn. Selten
i sie mehr in politischen Angelegenheiten zu Rath ge-
ob sie schon bei entstehenden Religionsstreitigkeiten noch
Kräfte des Staats in Bewegung zu setzen wußten.
wird nach dem Westphälischen Frieden selten mehr ei-
ürsten finden, der von der Lutherischen zur Reformirten
von der Reformirten zur Lutherischen Kirche übertrat;
en schwerlich auch irgend ein Teutsches Fürstenhaus
, in welchem nicht einer oder mehrere Prinzen zur Ka-
hen Kirche übergetreten. Ein deutlicher Beweis der all-
geänderten Gesinnungen, so sehr auch hie und da noch
nzelnen Höfen nach zufälligen Umständen das alte An-
des Beichtvaters blieb.

§. 29.

ners sanfte Besserungsversuche. Erste Bewegungen der Pietistischen Streitigkeiten.

Schüchtern, wie ein Mann, der kaum gehört zu werden
trat endlich Spener unter die geräuschvollen Theolo-
ines Zeitalters hinein, und gab das für die Kirchenge-
e so höchst seltene Beispiel, daß auch fast ängstlich
ötige Versuche eines eben so gelehrten als bescheidenen
nes doch endlich Totalrevolution erregen können. Auch
Reformatorsabsichten mußte der eifrig fromme Mann
iner Predigerstelle in Frankfurt bemerken, wie höchst un-
m die damals und noch itzt meist gewöhnliche Art des
meinen Religionsunterrichts an das Volk sey. Ein
rag an einen so gemischten großen Haufen, als unsere
einen sind, was kann er anders seyn als Saame, aus-
orfen aufs ungewisse; und welche Wirkungen kann man

sich vor dem Zeitalter Friedrichs und Josephs? In der
schichte der Churpfälzischen Kirche?

§. 28.

Verschiedene für eine bald zuverlässigere Aufklärung
zusammentreffende Umstände.

So heftig erst noch nach dem Tode des ältern La
die synkretistischen Streitigkeiten ausbrachen; so war
bald folgender glücklicherer Zustand der Freiheit schon
ner bald entwickelten Vorbereitung vorhanden. D
Churfürst Friedrich Wilhelm lehrte die Lutheran
Landes Toleranz und noch unter seiner Regierung
Reformirte und Lutheraner wahr, wie möglich es sey
ches aneinander zu tragen. Herzog Ernst in Goth
im kleinern eben so große Dinge als Friedrich Wilhel
schon hie und da noch in einigem Nebel gutgemeinter
gischer Vorurtheile; und der dritte große Zeitgenosse,
August in Wolfenbüttel, war wohl nur zu schwächern
sehr selbst Theologe, als daß er alles that, was er hätte
können.

Doch leuchtete das Licht nicht wenig, das diese drei F
aufsteckten, indeß dasjenige Land, wo die Reformation
gegangen, ihrem vollendenden Fortgang immer mehr hi
lich wurde, und in Würtemberg die Zeit der Osiander
gar nicht vorüber war. Der Tübingische Canzler Jo
Adam Osiander, füllte den größten der letztern Hälfte des
rigen Jahrhunderts, wie ehemals Lukas Osiander, A
Gegner, die erstere Hälfte desselben.

Sehr sichtbar aber zeigten sich doch auch hier die Wirkun
der Aufklärung, welche die Emissairs Ludwigs XIV. und
allgemeine Bewunderung des siegreichen Königs nicht la
nach den Zeiten des westphälischen Friedens an den Hö

Teutschen Fürsten und daher auch in der protestanti-
Kirche veranlaßten. Die Theologen hörten auf, die ent-
nden Räthe der Fürsten, wie vorher, zu seyn. Selten
n sie mehr in politischen Angelegenheiten zu Rath ge-
ob sie schon bei entstehenden Religionsstreitigkeiten noch
Kräfte des Staats in Bewegung zu setzen wußten.
wird nach dem Westphälischen Frieden selten mehr ei-
ürsten finden, der von der Lutherischen zur Reformirten
von der Reformirten zur Lutherischen Kirche übertrat;
gen schwerlich auch irgend ein Teutsches Fürstenhaus
t, in welchem nicht einer oder mehrere Prinzen zur Ka-
chen Kirche übergetreten. Ein deutlicher Beweis der all-
n geänderten Gesinnungen, so sehr auch hie und da noch
inzelnen Höfen nach zufälligen Umständen das alte An-
des Beichtvaters blieb.

§. 29.

peners sanfte Besserungsversuche. Erste Bewegungen der Pietistischen Streitigkeiten.

Schüchtern, wie ein Mann, der kaum gehört zu werden
, trat endlich Spener unter die geräuschvollen Theolo-
seines Zeitalters hinein, und gab das für die Kirchenge-
bte so höchst seltene Beispiel, daß auch fast ängstlich
ichtige Versuche eines eben so gelehrten als bescheidenen
nnes doch endlich Totalrevolution erregen können. Auch
e Reformatorsabsichten mußte der eifrig fromme Mann
seiner Predigerstelle in Frankfurt bemerken, wie höchst un-
uem die damals und noch itzt meist gewöhnliche Art des
gemeinen Religionsunterrichts an das Volk sey. Ein
trag an einen so gemischten großen Haufen, als unsere
meinen sind, was kann er anders seyn als Saame, aus-
worfen aufs ungewisse; und welche Wirkungen kann man

welche der menschliche Geist in derselben nie glücklich fortrückt
wird. Aber dieses Zeitalter mußte selbst nach der Periode d
Scholastiker diese Erfahrungen für uns erst noch machen, u
konnte sich so viel weniger aus seinem Wirbel herausfind
da nichts zu einem festern Traum von Ueberzeugung fü
als solche aus ganz allgemeinen Gründen hergeleitete Dem
strationen, und bei der Fortrückung in ein gewisses Alte
historische Gelehrsamkeit sich nicht mehr erwerben läßt, w
allmählig zu einem duldenden Skepticismus und zu ri
Schätzung mannichfaltigerer Vorstellungsarten vorberei

Freilich läßt sich dabei nicht läugnen, daß immer men
liche Leidenschaften fast nirgends so sichtbar mitspielen,
in der Kirchengeschichte. Der Jüngling, welcher bef
werden will, ist nicht strenger Untersucher der Mein
seines Oberconsistorialraths oder seines Gönners. De
Lehrer, seines Beifalls längst versichert, kann die bessere B
nicht mehr betreten, welche der kraftvollere junge Mann brach
gewisser Ton, einmal der herrschende auf einer gewissen U
versität, wie schwer wird er umgestimmt; und giebt d
Veränderung desselben Collisionen, so müssen die Wirkun
derselben in der Theologie immer auffallender seyn, als
einer blos philosophischen Fehde.

Geschichte der Reformirten Kirche von den Zeiten Dorbrechter Synode bis zu Anfang dieses Jahrhunderts.

§. 31.

In keiner Kirche zeigte sich der Nationalunterschied b
Entwicklung der Dogmatik so sehr als in der Reformirten
Kein einziger Teutscher Reformirter Theolog that in dies
ganzen Periode einen sehr merkbaren Schritt zur Aufklärung

zu neuen Bestimmungen; die Französischen Theologen waren unaufhörlich geschäftig, brachten oft neue Ideen Vorschein, welche in der That nur die alten, etwas we auffallend gesagt, waren, oder zogen auch manche un ickte Wahrheiten ans Licht, welche durch das Ansehen ser Lehrer ganz außer Gang gesetzt worden. In der ischen Kirche gaben Passionen dem menschlichen Geiste so schnellenden Schwung, daß erst nach einer langen lution in die Augen fallende Früchte erscheinen konnten, e aber desto herrlicher waren. Die Geschichte der Re irten Kirche contrastirt in dieser Periode mit der Ge hte der Lutherischen Kirche wie das Aussehen eines durch angestrengtesten Uebungen gebildeten Körpers mit dem lick eines andern, dessen Entwicklungskraft durch zwin de Bande gehemmt wurde.

Es ließ sich gleich nach der Dordrechter Synode voraus n, daß über die Materie von der göttlichen Vorherbestim ng und von der Gnade noch manches geschrieben werden sse, bis man sich endlich ganz vereinigen oder in ganz ab onderte Haufen theilen werde. Die Dordrechter Synode pflichtete zwar keinen Französischen Theologen, aber sie er lt allmählig auch dort ein gewisses Ansehen von Conveni s, ihre Lehre konnte so viel leichter herrschend werden; da nicht der unbarmherzigsten Hypothese von der göttlichen nade günstig war.

Doch unter vielen andern blieb vorzüglich immer Jo. amero, Prof. der Theologie zu Saumur, auf seinen be ndern Meinungen, ohne noch solchen Widerspruch zu er hren, als nachher sein Schüler Moses Amyraut erfuhr, 1684
a er die Ideen des Lehrers vielleicht nur durch bestimmtere ntwicklungen bekannter machte. Obschon die ganze Vor-

Uebertretung sey deßwegen auch uns zur Schuld [...] weil wir mit verderbten Neigungen geboren würden, [...] letzter Grund in jener Sünde des ersten Menschen liege. [...] diese Meinung hatte doch einen gewissen mildernden [...] verglichen mit der andern Hypothese, welche den Sta[...] ter unsers Geschlechts nicht gerade als Stammvater [...] als Repräsentanten betrachtet wissen wollte. Es [...]
1645 schöne Probe von der Friedfertigkeit der Synode zu Ch[...] ton, welche zwischen Reformirten und Lutheranern E[...] stiften sollte, daß sie die Hypothese des Placäus verd[...]

Ludw. Capellus, der gelehrtere College von [...] und Amyraut, wollte die kritisch gelehrten Untersu[...] welche man längst bei den classischen Schriftstellern [...] glücklichem Erfolg gebraucht hatte, auch auf die Bi[...] wenden, und er fand bei denselben die alte fast ver[...] Meinung gegründet, daß die Vocalpuncte des Hebrä[...] Textes nicht von der ersten Hand der Schriftsteller hin[...] setzt worden seyen. Wer sollte glauben, daß sich Kathol[...] Gelehrte seiner Schrift annehmen mußten, um ihre Un[...] drückung zu hintertreiben; die Reformirten wollten ni[...] mit einem Werk zu schaffen haben, das den Sinn der [...] gen Religionsurkunden ungewiß mache.

Wenn Daille oder Claude etwas polemisches sch[...] ben, die geheimen Wunden des Pabstthums mit einer [...] gelehrt scheinenden Zubereitung aufdeckten, das fand Beif[...] und wurde mit belohnenderer Aufmerksamkeit angenommen, als wenn Blondell das fabelhafte der Geschichte von ein[...] Päbstinn Johanna enthüllte; die Untersuchungen über Pse[...] disidor konnten ihm seine Partie kaum wieder versöhnen.

§. 33.

ung des Presbyterianismus in England. Independenten. Quäcker.

ährend daß die Theologen zu Saumur, gar nicht mit ihrer Niederländischen und Schweizerischen Glaubens- s, mannichfaltige Verbesserungen wagten, so arteten ischen Meinungen bei den Engländern in einen Fa- is aus, welcher wohl in den Perioden des mittlern rs aber gewiß nicht in der Geschichte eines aufgeklär- es irgend seines gleichen hat, und endlich politisch be- einen solchen Ausgang nahm, dessen Möglichkeit auch 1649 in der That bezweifelt werden möchte.

weder Elisabeth noch Jakob I. hatten gegen die Pres- aner die Schonung beobachtet, welche dem Protestantis- s eigenthümlich seyn sollte, und die Episkopalhierarchie a sichere Schutzwehr der königlichen Prärogativen und einbare apostolische Einrichtung, als daß sie dieselbe ei- Eiferern zu lieb einschränken mochten. Jacob kam mit schon in Schottland gemachten Erfahrungen über die nöthigkeit der presbyterianischen Partie auf den Engli- Thron, und unter einer so unpolitischen Regierung als einige in England war, rieben sich die Partien immer ger gegen einander, so daß, den letzten Ausbruch zu be- ern, nur noch ein Anführer auf einer oder der andern te fehlte.

Die Episkopalisten fanden ihn zuerst an dem Günstlinge n. Karls I. Wilhelm Laud, Erzbischof von Canter- y. Auch eine geduldigere Nation, als damals Engländer d Schottländer waren, würde sich nicht so rasch und auf offenem Wege, als Laud es versuchte, zu einer Art des

Gottesdiensts haben hinführen lassen, welche kaum noch wenig von dem Römisch = Katholischen verschieden war.

Bei den hieraus entstandenen Bewegungen erzeugt unter der niedrigsten Classe des Volks, welche bei Relig kriegen immer die furchtbarste zu seyn pflegt, eine Abar Presbyterianern, welche nicht nur in der Kirche sondern im Staat allen Unterschied der Stände aufheben woll ganzen Gottesdienst zum Spiel ihrer wilden Einbi kraft machte, und auch das wenige von sittlichem was bei den Genfischen Einrichtungen übrig blieb, vertilgen suchte. Diese Independenten sollten fre der ein politisches noch religiöses Oberhaupt haben, a vier Cromwel, ein unbegreiflicher Mensch voll Licht sterniß, wußte, so lange er lebte, den ganzen fanatisch fen zu seinem Vortheil in einer unthätig machenden schung zu erhalten. Offenbar ist das Schwärmen a dern Völker nur schwaches Febricitiren gegen solche Co sionen, als England innerhalb zwanzig Jahren von 164 1660 erlitt.

Der Schuster Fox der Stammvater der Quäker nur einer von vielen seines gleichen, und es kam Zeit kein Mann, welcher den tobend wilden Strom Imaginationen in ein scheinbar ruhiges Bett leitete. und politische Anstalten hatten schon beträchtliche Wirku gethan und England hatte schon manchen dieser durch meine Epidemie angesteckten Köpfe nach Nordamerika setzt, als Robert Barklay mit seinem Katechismus Apologie erschien.

Die Hauptsätze dieser Schwärmer und das charakteri sche ihrer Einrichtungen lassen sich nicht in einer compen rischen Kürze anzeigen, denn summarisch angezeigt sieht

iß aller Schwärmer aller Jahrhunderte einander voll=
gleich. Die Geschichte der allmäligen Umbildungen
nern Verfassung ist die schönste Apologie für unsere
n Einrichtungen. Alle schwärmerischen Secten muß=
, wenn sie einigen Bestand haben wollten, den Ver=
n mehr oder weniger wieder verähnlichen, gegen welche
ings aufs heftigste geschrien hatten.

§. 34.

sianismus. Formula Consensus helvetici. Coccejaner.

e Bewegung wegen der freimüthigern Hypothesen ei=
Französischen Theologen hatte in den Niederlanden
ingefangen, als eben daselbst durch die Schriften eines
Französischen Geometers Ren. Descartes eine Phi=
e ausgebreitet wurde, welche man für höchst gefährlich
weil sie den Skepticismus begünstigen, und zuletzt nicht
offenbarten sondern auch natürlichen Religionswahrhei=
hädlich seyn sollte. Auch diese neue hypothesenreiche
ophie that freilich, was von jeher jede neu geformte
sophie gethan hat, sie zog vom Bibelstudium ab, sie
ndelte ihre Muthmaßungen mit großer Dreistigkeit in
ne, sie suchte durch ihre transscendentalen Sätze solche
n der Christlichen Religion aufzuklären, deren Aufklä=
für dieses Leben nicht bestimmt zu seyn scheint, und
nd da machte sie einen zum erklärten Ketzer, der vorher
orthodox gewesen wäre. Aber Gisb. Voetius, Pro=
der Theologie zu Utrecht, sah das neue Phänomen
von diesen Seiten allein an, und die Stimme dieses
nes war damals gültig, wenn er schon durch seine all=
eine Zanksucht allen Credit verloren haben sollte. Es
e sich, wie in so vielen andern vorhergehenden und nachfol=
en Fällen so auch damals bei den Niederländern, wie

selten bei entstandenen Streitigkeiten glücklich ent[…]
wird, wenn die Classen entscheiden. Der Geistliche […]
gar zu selten noch fort, wenn er einmal im Predig[…]
das meiste wird also nach der Dogmatik beurtheilt, […]
im nachgeschriebenen Heft von der Universität mi[…]
wurde.

Alles Unglück der Reformirten Kirche schien nach […]
nung solcher Eiferer aus Frankreich zu kommen, und […]
täglich abnehmenden Toleranz Ludwigs XIV. bei […]
men Absichten der Frau von Maintenon und de[…]
gungsgeiste des P. Jesuiten Beichtvaters immer m[…]
formirte Theologen und Gelehrte aus Frankreich hi[…]
so schienen sich die Nachbaren verwahren zu mü[…]
zunächst liegende Schweiz verwahrte sich am frühe[…]
man selbst schon in der Vaterstadt des Calvinismus […]
kung der eindringenden neuen Meinungen empfand. […]
Turretin welcher selbst in Genf einen Hauptge[…]
Tronchin fand, verfertigte zwar die symbolische […]
nicht, welche den neuernden Franzosen den Weg ve[…]
1675 sollte, aber sein Freund Heidegger that es ganz […]
ner Mitwirkung, und die formula consensus Helvetica […]
der theologischen Freiheit noch viel beschwerlichere Sch[…]
als die Bergische Concordienformel oder irgend eine […]
der bekanntern symbolischen Schriften.

Was es doch für ein ungelehrter Zwang war, sym[…]
darauf verpflichtet zu werden, daß man glaube, die h[…]
schen Vocalpuncte unsers Alten Testaments seyen gö[…]
Ursprungs. Auch Zurechnung des Falls Adams und […]
von der Prädestination blieben doch bei allen gemachten […]
pothesen immer unauflösliche Knoten, was lag also d[…]
wie der Knoten gedreht wurde? Und je überspannter

en Glaubensbestimmungen von Orthodoxie waren, desto konnten sie lange in einem Zeitalter feststehen, wel sichtbar zu einer großen philosophischen und theolo Aufklärung vorbereitete.

streitig verdient in Ansehung der letztern Johann Coccejus) Prof. der Theol. zu Leyden einen der er sätze. Der unermüdet arbeitsame Mann war zwar chs Jahre todt, als die Schweizerische Consensformel nde kam, aber er hatte das Schicksal eines so man oßen Mannes, daß der Saame, welchen er ausstreute, ch seinem Tode ausschlug. Es war gewiß großes ist, zu einer Zeit, wo die ganze Theologie nichts als k oder Wirbelphilosophie war, die Bibel und ihre wieder mehr in Gang zu bringen, und einem Manne, sich so ganz in sein Altes Testament hineingelesen der zu einer Zeit auftrat, da man über exegetische sätze noch wenig nachgedacht hatte, war es gewiß sehr eihen, wenn er oft mehr im Alten Testament las, als darinn stehen mag, und die Idee eines Bundes zwi Gott und den Menschen zur herrschenden theologischen nidee machen wollte. Je dunkler irgend ein Theil der war, desto mehr Fleiß wandte er auf denselben, und uchtbare Einbildungskraft, welche unstreitig sein Haupt war, ließ ihn bald Aufklärungen und Beziehungen in prophetischen Büchern finden welche wohl als Beweise frommen Gesinnungen aber nicht als nützliche Erwei zen theologischer Kenntnisse gelten konnten. Ueber den hm bemerkten Unterschied zwischen der alttestamentlichen neutestamentlichen Vergebung der Sünden ließ sich wahres sagen, das bisher noch nicht gesagt worden war, in einem Lande, wo Voetius und Maresius lebten,

hierinn mit einander, und wenn auch nur der einzige
fuet gewesen wäre, so konnte schon ein Mann, welch
Kunst, den Irrthum zu verschönern und der Wahrheit z
ähnlichen, damals so meisterhaft besaß, einen unerse
Schaden anrichten. Es war nicht mehr die alte
mönche = und Jesuiten = Controvers, die Waffen muß
gen solche Antagonisten gewechselt werden, und am
nigsten konnte man ruhig ihrem glücklichen Fortg
sehen. Der Reformirte, der ohnedieß die politisch
drückte Partie war, wollte nicht auch noch Stim
Publicums gegen sich haben, bot also alles auf, die
des Publicums zu gewinnen. Ein großer Theil der
teten Reformirten Gelehrten hatte eine Freistätte in
einigten Niederlanden gefunden, und hier kam zu
ligionseifer, welchen sie schon mitbrachten, noch
Antipathie gegen ihre Verfolger und die damals i
Beziehungen so außerordentliche Thätigkeit, wodurch
ser kleine Staat zu einer der ersten Mächte von
emporgeschwungen hatte.

Wie viel hat nicht Kirchengeschichte und selbst a
politische Geschichte den Basnagen zu verdanken?
nicht Jurieu bei allen seinen Fehlern und Schwär
damals ein rastloswirkender Mann? Hat nicht
Saurin in der Canzelberedsamkeit Epoche gemacht
nicht Placette damals einer der gründlichsten Be
der Moral gewesen?

Aber die unpartheiische Geschichte muß doch alle die
mehrere ihrer großen Zeitgenossen weit hinter Peter
zurücksetzen, einen Mann, der mit Newton und Leibn
ristiren konnte, ohne befürchten zu müssen, als eines
sten Genies mißkannt zu werden. Selten hat sich woh

atik aller Schwärmer aller Jahrhunderte einander voll-
en gleich. Die Geschichte der allmäligen Umbildungen
innern Verfassung ist die schönste Apologie für unsere
ichen Einrichtungen. Alle schwärmerischen Secten muß-
sich, wenn sie einigen Bestand haben wollten, den Ver-
igen mehr oder weniger wieder verähnlichen, gegen welche
nfangs aufs heftigste geschrien hatten.

§. 34.

artesianismus. Formula Consensus helvetici. Cocceianer.

Die Bewegung wegen der freimüthigern Hypothesen ei-
Französischen Theologen hatte in den Niederlanden
angefangen, als eben daselbst durch die Schriften eines
en Französischen Geometers Ren. Descartes eine Phi-
phie ausgebreitet wurde, welche man für höchst gefährlich
t, weil sie den Skepticismus begünstigen, und zuletzt nicht
geoffenbarten sondern auch natürlichen Religionswahrhei-
schädlich seyn sollte. Auch diese neue hypothesenreiche
losophie that freilich, was von jeher jede neu geformte
losophie gethan hat, sie zog vom Bibelstudium ab, sie
wandelte ihre Muthmaßungen mit großer Dreistigkeit in
iome, sie suchte durch ihre transscendentalen Sätze solche
ren der Christlichen Religion aufzuklären, deren Aufklä-
ng für dieses Leben nicht bestimmt zu seyn scheint, und
und da machte sie einen zum erklärten Ketzer, der vorher
cht orthodox gewesen wäre. Aber Gisb. Voetius, Pro-
ssor der Theologie zu Utrecht, sah das neue Phänomen
cht von diesen Seiten allein an, und die Stimme dieses
Mannes war damals gültig, wenn er schon durch seine all-
emeine Zanksucht allen Credit verloren haben sollte. Es
zigte sich, wie in so vielen andern vorhergehenden und nachfol-
enden Fällen so auch damals bei den Niederländern, wie

gegraben. Erst hat man ihn in manchem widerlegt, widerlegt werden mußte, und in noch mehrern Dingen, nie widerlegt werden konnten, alsdenn mehr ausgeschr als auf die Art benutzt, wie sich ein großer Mann wei nuzt zu sehen wünschen muß. Zu verwundern ist, daß den vielen großen Englischen Gelehrten des damalig nachfolgender Zeitalter keiner auf der Spur fortgieng, Bayle gefunden hatte, vielleicht daß selbst das gangb sisch, mathematische Studium hieran Schuld war.

§. 37.

Schicksale der Englischen Kirche nach der Revolution

1688 Seitdem Wilhelm III. den verlassenen Thron muthlosen Schwiegervaters bestiegen hatte, schien sich Eifersucht der Episkopalisten und Presbyterianer zu Die letzteren sahen in Schottland ein Beispiel, wie neue König sey, und konnten die Rückkehr zu Kath Mißbräuchen unter einer solchen Regierung gar nicht ten, deren eigene Sicherheit auf Behauptung der bish schenden reinern Lehre beruhte. Tillotsons Mi hatte für die Besserung der episkopalisten Gesinnunge züglich wohlthätige Folgen. Nachdem auch die Bisch niger politische Partieführer und mehr Theologen wurd verminderte sich ohnedieß der strengere Episkopalismus von den Presbyterianern hatten sich so viele Schwärm natischer Secten abgesondert, daß der übrige Haufen nur durch seine gemäßigtere Meinungen sondern auch manche seiner Lehrer höchst ehrwürdig wurde.

Ueberdieß fühlten beide Partien die Gefahr eines ge schaftlichen Feindes, dessen offenbare und heimliche nicht nur vorübergehend waren, sondern der Kirche und Staat zulezt den traurigsten Untergang drohten. Der

>mwellischen Religionstragödie schien in der Seele eines
itsliebenden Cherbury den damals so natürlichen
h, daß doch überhaupt positive Religion gar nicht
ndig seyn möchte, bis zur täuschenden Ueberzeugung
ı zu haben, und vielleicht auch einen großen Theil an-
nehr oder weniger edlen Seelen zur bereitwilligern An-
solcher Meinungen vorzubereiten. Doch die ausgelas-
Sitten am Hofe des wollüstigen Karls II. waren für
>ßten Theil solcher, deren Beispiel immer am gefähr-
ist, eine noch weit schnellere Veranlassung, die Christ-
:eligion bald nicht nur überflüssig sondern auch unrichtig
derlich zu finden. Der theologische Untersuchungsgeist lenkte
wegen mehr auf Vertheidigung des Ganzen oder auf eine
Entwicklung der einzelnen Lehren, durch welche dieselben
er Vernunft als annehmungswürdig erscheinen sollten,
ahrscheinlich trug dieses sehr viel dazu bei, daß wir auch
:m glänzendsten Zeitalter der Englischen theologischen
tur keinen recht entschieden großen Exegeten aufweisen
ı. Kirchengeschichte und Exegese scheinen nie das glück-
ach der Engländer gewesen zu seyn, ungeachtet sie in
nicht ohne Verdienst sind.

§. 38.

:st einiger kleinern Streitigkeiten. Balth. Beckers Abä-
monismus.

Jas für ein seltsames Gemische aus so vielen gegen und
einander wirkenden Ursachen in der Reformirten Kirche
nde des vorigen Jahrhunderts entstehen mußte. Da
hie und da noch manche Vertheidiger des strengern
ıismus, laute Wächter der genauern alten Orthodoxie;
ırkerer Anzahl erschienen Cartesianer und Coccejaner,
ganze Denk- und Studirart einander so entgegengesetzt

war, daß kein Friede zwischen ihnen statt haben konnte;
ten durch diese Partien hindurch schlich sich hie und d
hoffnungsvoller Jüngling, fand sich sehr aufgeklärt dur
sung der Englischen Theologen und selbst auch der Bay
Schriften, aber das Getümmel auf dem litterarischen Fo
noch zu groß, als daß er hätte hoffen können, vom groß
sen gehört zu werden. Der kleine Streit, welchen Ro
seine Meinungen besonders auch von der Zeugung de
nes Gottes erregte, änderte im Zustande des Ga
nichts, er wurde nicht einmal eigentliche Controvers,
zur Unzeit, um auch nur einige allgemeine Aufmerk
zu erwecken, war die unnütze Hypothese über eine b
unaufklärbare Sache erschienen. Aber ein Prediger
sterdam, Balthasar Becker, schlug eine Saite an
mächtiger tönte, und er hätte der Wohlthäter seines
ters werden können, wenn seine Einsichten geläuterte
Art seiner Hypothese ins Publicum zu bringen, vor
gewesen wäre.

Die Reformation hatte nehmlich auf wenige Ar
unkräftig gewirkt, als auf die damals angenommene
nungen von unserer Verbindung mit der unsichtbaren
Alle damalige Aufklärung fieng von der Bibel an, und
gar zu wenig durch Beobachtungen über den natürlich
der Dinge unterstützt, daß also selbst der Zugang zur
geprüften Einsicht in jene Lehre auch für ein solches Z
hätte schwerer werden müssen, das in seinen äußern U
en wenigere Veranlassung gehabt hätte, von Hexen
Zauberern und von dem ganzen Einflusse des Teufels
unsere Welt recht groß zu denken. Von jeher sind a
Menschen immer nur sehr spät zu den Wahrheiten g
men, auf welche sie allein historische Kritik führen k

sich war es doch nicht ungereimt, dem fleißigen For-
r Bibel vollends höchst wahrscheinlich, daß unsichtbare
:ister in einer sehr wirksamen Verbindung mit unserer
ehen müßten.

ecker n veranlaßte die Albernheit mancher damals
ren Geschichtchen, seine Gemeine in Predigten über
Materie aufzuklären, und er glaubte wohl anfangs selbst
u dem Ziele zu kommen, an welchem er sich nach
ortgesetzten Bemühungen antraf. Hypothesen der Car-
i Philosophie führten ihn zwar nicht auf seine Mei-
aber bestärkten ihn doch in derselben, und nur ein
, dessen ganze Theologie von der Philosophie seines
ers belebt wurde, konnte so willkührlich mit der Bibel
ren als Becker that. Der laute Ton des Zeitalters
em Verfasser der bezauberten Welt noch ganz entgegen
er leise Beifall gieng doch wie ein verrathenes Geheim-
n Stillen herum, und die durch Newton in Schwung
hte Experimentalphysik erhub die Beckerschen Meinun-
n ein immer milderes Licht, bis endlich Thomasius
Semler das Publicum zu mehrerer Prüfung und zu
rer Kühnheit abhärteten.

§. 39.

schönste Blüthe besonders der Schweizerischen Reformirten Kirche.

Die schönste thatvolleste Periode der Reformirten Kirche-
e sich von den Zeiten der heftigern Verfolgungen Lud.
XIV. bis in das erste Viertel des gegenwärtigen Jahr-
derts erstreckt, schloß sich noch mit dem Erscheinen zweier
n Schweizer, welche gleichsam die mild erquickende Abend-
t des schwülen Sommertags waren.

Selbst in der Vaterstadt des Calvinismus erhob sich ein

Brudersohn des strengorthodoxen Franz Turretin, d
sich unerschrocken für allgemeine Gnade Gottes, und
sich nicht mehr so furchsam zwischen Wahrheit und Ir
als ehedem Amyraut. Ach wie brüderlich er den L
nern die Hand reichen wollte, wie schön er Theolo
Religion zurückführte, wie verständlich und edel seine
war! Sam. Werenfels zu Basel schien ganz sei
lingsbruder zu seyn: aber beide blieben doch in ihr
auch in dem folgenden Zeitalter so einzeln, daß die N
um ein schönes Kleeblatt vor sich zu haben, mit ei
nen Parachronismus Säken noch zu ihnen rechnen

Die Geschichte der Reformirten Kirche in unser
hundert ist so einschläfernd ruhig, daß es nicht d
werth seyn wird, ihr einen besondern Abschnitt im G
der Kirchengeschichte zu geben. In den vereinigte
derlanden ist alles abgestorben, denn selbst Alb.
tens, so viel auch die durch ihn erregte Revolution de
schen Litteratur, in ihrer letzten Anwendung auf die
gie, nützte, hat doch für sich selbst kaum dazu vor
Auch England ist weit das nicht mehr, was es
war. Mancher Schriftsteller, welcher für die Relig
Theologie hätte nützlich werden können, hat sich zum
schen Partieschriftsteller bestimmt, und kaum erscheint
da ein etwas schätzbarer daurender Beitrag zur Erw
der bisherigen theologischen Gränzen. Die Geschichte
Kirchen ist zwar in dieser Periode nicht ganz leer von
heiten: aber sie bildeten nicht, sie waren meist nur
Beweise von dem, was man sonst schon vom Zustand
Kirchen wußte.

Am wenigsten darf man aus Frankreich etwas er
Glück genug, wenn sich so verfolgte Gemeinen erhalten,

irmerei und Unwissenheit nicht gänzlich aufgerieben zu
n.

Die Teutsche Reformirte Kirche war von jeher nie
ige gewesen, welche Hauptrevolution machte, sie ver.
ndet auch in diesem Jahrhundert fast ganz aus der Ge.
e, aber ihr Verschwinden ist die erwünschteste Erschei.
, es ist der sicherste Beweis aller aufhörenden Parthie.
keit. Die bisher wie Halbbrüder getrennten Protestan.
nd hier unvermerkt fast wieder in eine Familie zusam.
etreten, nachdem man die Erfahrung gemacht hat, daß
s den Frieden mehr hindert als wenn man feierlich Friede
einander schließen will. Der künftige Geschichtschreiber
Kirche des achtzehnten Jahrhunderts wird also Zolliko.
ausgebreitet wohlthätige Wirkungen auf unser Zeitalter
er Historie der Lutherischen Kirche erzählen, und die
ienste der Zürcher Theologen um die Brauchbar.
ung und Circulation mancher biblischen Hauptideen wer.
ihn auf eine angenehme Weise vergessen machen, daß
Genf und Basel keine Stimme mehr gehöret wird.

chichte der Katholischen Kirche von den Zeiten der
rienter Syn. bis auf die Constitutionsstreitigkeit
1563 — 1713.

§. 40.

Geschichte der Päbste.

Gegen die ersten Strahlen der Aufklärung, welche von
ttenberg und Genf ausgiengen, hatte sich Rom nach ei.
n beträchtlichen Verlust noch ziemlich glücklich verwahrt.
r jener allmälige Einfluß, welcher bei längerer Fortdauer
Protestantischen Partien unmöglich fehlen konnte, war viel
ährlicher und mußte sowohl in der Dogmatik als in der
erarchie wenigstens Unruhen erregen, welche glücklich oder

unglücklich geendigt der Römischen Oberherrschaft gefähr
wurden, die sich immer bei einer allgemeinen Lethargie
sichersten erhält Noch ist also die Geschichte der Katholi
Kirche fast nichts anders als Erzählung der mannichfalt
Versuche, welche der Bischof von Rom machte, um sein
gegen die Protestanten zu vertheidigen oder wo mögli
erweitern, und noch mehr um die Funken von Protesta
mus zu ersticken, welche sich unter seinen Unterthanen
der freiwillig entzündeten oder aus unserer Kirche gle
elektrisch hinübergiengen. Man lernt hier billig
die Succession der vorzüglichsten Könige dieses geist
Staats kennen, wenn schon auch hier selten der Kön
Hauptschauspieler ist, und oft mehr nur sein Name gebrauch
als daß sein Ansehen von großer Wirkung wäre.

1573-85 Gregor XIII. der Nachfolger des Dominicaners Pius
durch seinen Kalender verewigt, den man ihm wie die verb
Ausgabe des Corp. jur. can. und des Römischen Martyrologi
immer zum Verdienst rechnen möchte, wenn nicht überal
grausame Gewaltthätigkeit des Mannes hervorblickte, der
der schändlichen Bartholomäusnacht in öffentlichen Feier
keiten freute. Das würde sein Nachfolger, der versch
1585-90 Sixt V. nicht gethan haben, wenn schon auch er s
Bannstrahl nicht ruhen ließ, und Lust gehabt haben mö
in der Kirche so strenge zu regieren, als im päbstlichen K
chenstaat, der durch seine Regentenstrenge sehr gewann. D
letzten päbstlichen Muthwillen gegen Frankreich haben Gre
gor XIV. und Clemens VIII. ausgeübt; die Gelegenheit w
1595 erwünscht, welche die dasige Ligue und Henrichs IV. Apo
sie darboten.

1606 Paul V. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts v
suchte vergeblich eine gleiche Tragödie mit Venedig, Em

an sich war es doch nicht ungereimt, dem fleißigen For-
der Bibel vollends höchst wahrscheinlich, daß unsichtbare
Geister in einer sehr wirksamen Verbindung mit unserer
t stehen müßten.

Beckern veranlaßte die Albernheit mancher damals
zbaren Geschichtchen, seine Gemeine in Predigten über
Materie aufzuklären, und er glaubte wohl anfangs selbst
t, zu dem Ziele zu kommen, an welchem er sich nach
ge fortgesetzten Bemühungen antraf. Hypothesen der Car-
chen Philosophie führten ihn zwar nicht auf seine Mei-
g, aber bestärkten ihn doch in derselben, und nur ein
nn, dessen ganze Theologie von der Philosophie seines
alters belebt wurde, konnte so willkührlich mit der Bibel
fahren als Becker that. Der laute Ton des Zeitalters
r dem Verfasser der bezauberten Welt noch ganz entgegen
r der leise Beifall gieng doch wie ein verrathenes Geheim-
im Stillen herum, und die durch Newton in Schwung
rachte Experimentalphysik erhub die Beckerschen Meinun-
in ein immer milderes Licht, bis endlich Thomasius
d Semler das Publicum zu mehrerer Prüfung und zu
ßerer Kühnheit abhärteten.

§. 39.

Die schönste Blüthe besonders der Schweizerischen Reformirten Kirche.

Die schönste thatvolleste Periode der Reformirten Kirche,
elche sich von den Zeiten der heftigern Verfolgungen Lud,
igs XIV. bis in das erste Viertel des gegenwärtigen Jahr-
underts erstreckt, schloß sich noch mit dem Erscheinen zweier
len Schweizer, welche gleichsam die mild erquickende Abend-
ühe des schwülen Sommertags waren.

Selbst in der Vaterstadt des Calvinismus erhob sich ein

Im allgemeinen genommen sind doch alle diese Män
besser als die der vorigen Periode, aber dagegen fängt
die Geschichte der Conclaven an, deren zusammenge
Schilderungen die schönste Gallerie der tiefsten Italiän
Arglist ausmachen würden. Die Päbste dieser Period
offenbar bessere Menschen gewesen, als die der vorigen,
standen immer doch noch größtentheils gegen viele bessere
lere Gelehrte der Katholischen Kirche gar weit zurück,
mußte durch das Zusammentreffen unzähliger zufällig
stände geschehen, wenn ein redlicher gelehrter Mann
sen hohen Stuhl zu sitzen kam. Wie es sich doch
haben mag, daß der heil. Geist im Conclave nie für
Jesuiten entschied, überhaupt die Italiäner so in
nahm, daß kein Pabst aus irgend einer andern Na
wählt wurde?

Mit dem Fortrücken eines jeden halben Jahrh
zeigte es sich nun immer deutlicher, daß der Pabst ein
sey, das für das mittlere Zeitalter ganz gut passen
aber bei erweiterter Aufklärung entweder seine Gestalt
lig ändern, oder endlich allen Hohn einer altmodischen
erfahren mußte. Die Griechen unter dem Druck habsüch
Waffen sind wohl nicht unglücklicher, als die Einwohn
Kirchenstaats. Das schöne Land sieht auch heutzuta
ein Land des Fluches aus. Kann es anders seyn? Alle
zehend werden neue Blutigel angesetzt. Ein neuer P
neue Nepoten, die sich bei der wahrscheinlich nur kurze
benszeit ihres Vetters beeilen müssen.

§. 27.

Streitigkeiten über die Lehre von der Gnade. Mich. Baju
Die Congregat. zu Rom.

Schon auf der Synode zu Trient muß es manchem Th

gekränkt haben, die Jesuiten dem Ohr des päbstlichen
en immer so nahe zu sehen, und wenn er vollends ein
ersitätsgelehrter war, so kannte er schon die Gesinnungen
neuen Herrn, deren um sich greifender Ehrgeiz durch
ehrwürdig alten Gesetze beschränkt und selbst auch nicht
ogmatischen Wahrheiten durch längst auctorisirte Lehrers-
ition zurückgehalten wurde.

Michael Bajus, Prof. der Theologie zu Löwen, hatte
Spiel in Trient selbst eine Zeit lang zugesehen, aber es
ihm ein Gräuel auch nur in die scholastischen Spitzfin-
eiten sich einzulassen, wie viel unerträglicher, die Theolo-
zum Spiel der Politik und des Ehrgeizes zu machen.
Ordenspfaffen aber — es seyen nun die Franziskaner
in aus Privathaß oder die Jesuiten mit ihnen im Bunde
oesen — fanden bald eine Ursache an dem redlichen, ge-
rten Mann, sie machten ihn zum Ketzer in Rom, und
us V. scheint nicht geglaubt zu haben, daß man beide
eile hören müsse, ehe man ein Urtheil fällt. Auf einer
iversität König Philipps II., so ganz in der Nähe des
rzogs von Alba, der Ketzerei verdächtig werden, war mit
r zu sichtbarer Lebensgefahr verbunden, als daß sich nicht
ajus der päbstlichen Sentenz hätte unterwerfen sollen, deren
inn ohne dieß oft so unverständlich oft so vieldeutig war,
ls ob ein unwissender Concipist den Punct nie recht zu
effen gewußt hätte, bei welchem die strengen Augustinianer,
ie Bajus, gefaßt werden mußten.

Selbst die monophysitischen Streitigkeiten haben sorgfältig
ntwickelt nicht so viel unaufklärbares als die verschiedenen
Hypothesen von der Gnade, vom freien Willen des Menschen
und vom Verhältnisse des menschlichen Willens zum Werk
der Bekehrung, durch welche Bajus, die Dominicaner, und

andere Freunde des Augustinus von Jesuiten, Francis-can
und manchen minder berühmten Partheien oder Parthei-
rern sich unterschieden. Wohl ist im allgemeinen wahr,
sich letztere dem Semipelagianismus näherten, so wie e
den alten Afrikanischen Ideen treuer blieben: aber es i
wöhnlich nur halbe Wahrheit, was so im Allgemeinen
wird, und es ist zu wenig unterrichtend, gerade weil
allgemein ist.

Im summarischen Grundriß der Kirchengeschichte
deßwegen die sonst hier berühmten Namen der Jesuiten,
Hamel und Molina höchst unnütz: es mag lehrreich
nachzuforschen, warum diese Streitigkeiten über die Leh-
der Gnade so hartnäckig lange fortdauerten, und wenn
so eben ihrem letzten schwachen Glimmen zusehen zu
glaubt, plötzlich wieder mit furchtbarerer Gewalt unter
Asche hervorschlugen.

Leider ist es nehmlich hier erste höchst wahre Bemerk
daß selbst die Dunkelheit, in welche die Hauptstreitfragen ver-
kelt seyn mußten, zum ersten heftigern Ausbruch und zur
dauer desselben nicht wenig beitrugen. Nicht als ob diese
kelheit größerer Reiz für die Forschbegierde der Mensche
worden wäre, sondern in einem solchen Nachtgedränge
bei Streitigkeiten dieser Art ist, mischt sich mancher i
den Haufen, der bei verständlichern Controversien den W
hinwegzubleiben ohne fremde Erinnerung in sich selbst
pfunden hätte. Selbst dem scharfsinnigsten, friedferti
Manne ist es unmöglich bei solchen Streitfragen die Parth
aus einander zu setzen, oder wenigstens die edlere beider
theien gegen einander aufzuklären. Noch war überdieß
dens- und Lehrersautorität dabei im Spiel; man focht
gentlich für die Autorität des Augustinus, indeß man für

Lehre von der Gnade zu streiten glaubte. Die Domi-
:r sahen ihren Thomas von Aquino Noth leiden, dessen
en sie so lange glücklich gegen seinen Franciscaner Ne-
hler Duns Scotus behauptet hatten. Wenn sich sonst
ntstehung einer theologischen Streitigkeit zwei noch so
Partheien gegen einander gebildet haben, so werden
beide, bald oder spät, im allgemeinen Wirbel politischer
kirchlicher Revolutionen gegen einander aufgerieben oder
a sich neben einander passen: aber ein Orden stirbt nicht
und die Maximen, wodurch er sich von andern seines
)en scheidet, gehören meist so nahe zu seiner ganzen Exi-
, daß man sie gleichsam den Hauch seines Lebens nen-
könnte. Mischt sich endlich noch der geistliche Despot
ine solche Streitigkeit, durch welche sich seine Freunde
weit haben, so ist vor dem gänzlichen Tode einer oder der
ern Parthei an das Aufhören der Streitigkeit gar nicht
)enken, und da sich wenigstens das Angedenken der Con-
ers aus der Kirchengeschichte nicht vertilgen läßt, so er-
mt sich wieder hie und da einer in nachfolgenden Zeiten
ch Lesung derselben, und selbst die schreienden Ungerechtig-
en, ohne welche sich die gänzliche Unterdrückung einer oder
andern Parthei nach dem gewöhnlichen Gange mensch-
er Dinge gar nicht erwarten läßt, flößt neuen Wider-
uchsgeist und neuen Eifer für die alten Meinungen ein.

Es war deswegen gerade erst der Anfang zum vollen 1598
sbruch der Streitigkeiten über die Gnade, als Clemens
II. eine Congregation niedersetzte, zu untersuchen, was er,
untrügliche Depositair aller dogmatischen Wahrheit, mit
iem Augenblick hätte sollen überschauen und richten kön-
n. Vierzehn Jahre lang untersuchte man zu Rom, und
emens allein ließ hundert Sessionen halten, um endlich

einmal dieses Chaos aufzuklären, aber Paul V. fand im
die Sache doch noch so verwickelt, daß auch selbst er n
nach sechsjährigem Besinnen, vielleicht selbst auch in R
sicht auf den schnellen Tod seines Vorgängers Clemens,
1611 rathsamsten fand, beiden Partheien Stillschweigen aufzu
Es ist kein Wunder, wenn die niedergesetzten päbstlichen
missarien bei diesen Congregationen manchmal eingeschl
sind. Man handelte ja nicht von Prälaturen und Bene
und sie wurden so unaufhörlich durch die Drohungen
Vorstellungen beider Theile geängstigt, daß sie nich
mehrerer Sicherheit thun konnten als schlafen. So b
ten sie weder den König in Spanien, der sich der D
caner annahm, noch den König in Frankreich, der m
die Jesuiten war. So konnten weder die Herrn von d
quisition klagen, noch Lojola's Söhne über die Undan
keit des Römischen Stuhls seufzen, und beide Partheien
ten während des Processes oft genug die Entschließung ge
sich nicht anders als unter den Ruinen des päbstlichen Th
begraben zu lassen. Ueberdieß erlitt auch Paul V. durch
Proceß mit den Venetianern solche heftige Stürme, bei
chen er keine jener beiden Gnadenpartheien sorgfältig ge
schonen konnte.

§. 42.

Streitigkeiten Paul V. mit Venedig. Sarpi.

Eine kleine Italiänische Republik machte den Anf
der Revolution, welche nachher die Französischen Gelehr
mit so abwechselndem Glück zu befördern suchten, und
Kaiser Joseph II. zum ewig daurenden Wohl des gan
cultivirten Europa endlich vollenden zu können schien. Pa
1605 V. hatte nehmlich kaum den päbstlichen Thron bestiegen,
wollte er die Venetianer mit väterlichem Ernst zurechtweisen

zen gekränkt haben, die Jesuiten dem Ohr des päbstlichen
gaten immer so nahe zu sehen, und wenn er vollends ein
iversitätsgelehrter war, so kannte er schon die Gesinnungen
ser neuen Herrn, deren um sich greifender Ehrgeiz durch
ne ehrwürdig alten Gesetze beschränkt und selbst auch nicht
dogmatischen Wahrheiten durch längst auctorisirte Lehrers-
dition zurückgehalten wurde.

Michael Bajus, Prof. der Theologie zu Löwen, hatte
m Spiel in Trient selbst eine Zeit lang zugesehen, aber es
r ihm ein Gräuel auch nur in die scholastischen Spitzfin-
keiten sich einzulassen, wie viel unerträglicher, die Theolo-
e zum Spiel der Politik und des Ehrgeizes zu machen.
ie Ordenspfaffen aber — es seyen nun die Franziskaner
lein aus Privathaß oder die Jesuiten mit ihnen im Bunde
wesen — fanden bald eine Ursache an dem redlichen, ge-
hrten Mann, sie machten ihn zum Ketzer in Rom, und
ius V. scheint nicht geglaubt zu haben, daß man beide
heile hören müsse, ehe man ein Urtheil fällt. Auf einer
niversität König Philipps II., so ganz in der Nähe des
erzogs von Alba, der Ketzerei verdächtig werden, war mit
r zu sichtbarer Lebensgefahr verbunden, als daß sich nicht
ajus der päbstlichen Sentenz hätte unterwerfen sollen, deren
inn ohne dieß oft so unverständlich oft so vieldeutig war,
s ob ein unwissender Concipist den Punct nie recht zu
effen gewußt hätte, bei welchem die strengen Augustinianer,
ie Bajus, gefaßt werden mußten.

Selbst die monophysitischen Streitigkeiten haben sorgfältig
twickelt nicht so viel unaufklärbares als die verschiedenen
ypothesen von der Gnade, vom freien Willen des Menschen
nd vom Verhältnisse des menschlichen Willens zum Werk
er Bekehrung, durch welche Bajus, die Dominicaner, und

her noch unerreichtes Muster, wie man geheime Wund
decken muß. Was er sonst zur Erläuterung manche
rien der Kirchengeschichte oder die wechselsweisen Rech
Regenten und der Kirche zu bestimmen geschrieben hat
immer das Gepräge eines frommen, aufgeklärten Geist
dem, der einen solchen Mann zu verurtheilen im St
weil er nicht feierlich zur Genfischen oder Wittenb
Partie übertrat.

Wunden, die so geschlagen wurden, als Sarpi der
schlug, heilen nie mehr, und Sarpi's Zeitgenosse,
Richer, Syndikus der Universität Paris, ließ sein
nichts fehlen, daß sie frisch erhalten wurden.

§. 43.

Zustand der Teutschen Kathol. Kirche.

Dieser letztere aber, der erste unerschrocknere Ver
des aristokratischen Kirchensystems, wurde ein trauri
spiel für alle seine Nachfolger, wie leicht ein König
gen aufopfert, welche seine Rechte vertheidigen, wenn
dere, ihm itzt augenblicklich wichtige, Vortheile zu
sucht. Richelieu war zwar kein Freund des Pabsts, aber
er einen Cardinalshut für seinen Bruder wollte, so wa
doch der Pabst nothwendig, der arme Patriot wurd
preisgegeben.

In Teutschland, wo das Zusammenwohnen der
tholiken und Protestanten den ersteren mehr Aufklärung
verschaffen sollen, als den Katholiken anderer Länder,
das Pabstthum gerade zu der Zeit immer drückender, da
liäner und Franzosen das Joch abzuschütteln suchten. E
lebte noch, als die siegreichen Heere Kaiser Ferdinand
den Protestanten den Untergang drohten, und die Prin
der Dillinger Jesuiten machen mit den Meinungen Ri

:ontrast, bei welchem der Teutsche, ohne lächerlich zu
von seinem Freiheitssinn gar nicht sprechen darf.

e Teutsche Katholische Kirche läuft hier am besten pa-
ait der Spanischen, nur daß die erstere in ihrer gan-
:fassung fast noch mehrere Keime des Verderbens hatte
;tere. In Spanien konnte es doch noch gelehrte Bi-
geben, Anton Augustin war nicht der einzige und
er letzte seiner Art: aber wo war in der ganzen Pe-
von der Synode zu Trient bis zu Ende des vorigen
inderts, ein einziger Teutscher Bischof, der auch nur
einigen Mißbrauch des Worts ein gelehrter Theologe
konnte. Die Fürstensöhne nahmen die Bisthümer hin,
als ob die Kirche für ihre Appanagen zu sorgen hätte.
Adel verdrang vollends die Doctoren aus allen Capiteln,
veil dem Fürstensohn selten an einem Bisthum genug
dessen Einkünfte sich durch die Reformation etwa ge-
cht zeigten, so gab man ihm gegen alle Kirchengesetze
:re zusammen, oder wurde eine benachbarte reiche Ab-
as Opfer seiner Verschwendung. Philipp Christoph von
ern, Erzbischof von Trier, war doch ein feiner Bischof;
Rönche von St Maximin können es am besten aus ih-
Chronik erzählen.

So war also in Teutschland Religion und Theologie
in den Händen der Jesuiten. Bekanus war der
matiker, Busenbaum der Moraliste, Gregor von
lenza, Gretser, Tanner, Keller waren die Häup-
er Polemiker, und als ob wir Teutsche gerade die schlimm-
von diesem schlimmen Orden haben sollten, so war doch
einziger Teutscher Jesuit, welchen damals Sirmond,
tav, und andere große Mitglieder dieses Ordens in

Frankreich, mit Freuden als ihren Bruder hätten ehr
mögen.

Kein Ordensgeistlicher und kein Weltgeistlicher zei
sich unter den Teutschen durch Gelehrsamkeit oder durch
edlere Gesinnungen aus. Unter keinem Orden entst
Teutschland eine Reformation, wie die so nützliche
gation des heil. Maurus in Frankreich war; nicht
neue als nützlich erprobte Stiftungen, wie sich die Pi
torii zeigten, konnten bei uns emporkommen. De
bewies auch, daß er wisse, was er seinen Söhnen in
des Gehorsams zutrauen dürfe. Sie machten ihm n
mal mit ihren Unionsprojecten viel Kummer; denn
lich hatten die Protestanten alle Ursache, sich zuerst
dersetzen. Auch der Teutsche Katholik muß Gustav
Angedenken segnen, was wäre zuletzt auch aus seiner
schen und religiösen Freiheit geworden, wenn der ch
und abergläubische Ferdinand II. gesiegt hätte.

§. 44.

Jansenistische Streitigkeiten.

Die Eifersucht des Römischen Hofes über die ki
storische Freimüthigkeit der Richers, du Pin und a
war noch nicht gestillt, auch die kleineren Bewegung
ren noch nicht beruhigt, die das berühmte Werk von
1641 ka veranlaßte, als über dem Buch eines verstorbenen N
ländischen Bischofs ein neuer Zwist entstand, dergleich
alte Kirche nie einen einheimischen Streit gehabt hat. Das
selbst, wie es bei den meisten Begebenheiten gieng, welch
kleinen Ursachen entstanden, war zwar mehr nur Geleg
eines recht feierlichen Ausbruchs längst verborgener geh
Gährungen: aber es traf doch alles so zusammen, dies
legenheit zur rechten Todesepoche des Pabstthums zu

und den geistlichen Despoten fühlen zu lassen, daß
uch unterstützt von der Macht seines erstgebornen Soh-
über Menschen, welche Wahrheit kennen gelernt haben,
glich siegen könne.

Corn. Jansen, Bischof von Ypern, empfahl bey 1638
n Tode einigen seiner Freunde die Ausgabe eines Werks,
velchem er vierzig Jahre lang mit allem dem Eifer ge-
tet hatte, den Partiegeist und erregte Gewissenhaftigkeit
ßt. Jesuiten und Dominicaner, Lehrer von den entge-
esetztesten Meinungen im Artikel von der Gnade, schütz-
ich nämlich immer beiderseits mit dem Ansehen des Au-
nus, und es schien deßwegen der Mühe werth, daß ein-
ein Mann von redlichem Fleiß und ausdaurender Ge-
den unsystematischen Afrikaner recht durchstudire und
Grundideen zusammenstelle. Nur sahen die Jesuiten
e diesen Bischof sehr ungerne bei einer solchen Arbeit.
var nie ihr Freund gewesen, und wenn ein Mann von
nbescholtener Frömmigkeit als Jansen war, Resultate ei-
vierzigjährigen Fleißes der Welt vorlegte, so hatte die
eit Credit. Wahrscheinlich aber haben doch erst die Je-
n mit ihren Kabalen dem Buche noch ein größeres Auf-
a verschafft. Die guten Väter vergaßen nehmlich die er-
Regel polemischer Klugheit, die Welt nicht durch Gegen-
r aufmerksam zu machen. Hätte wohl ein schwerfällig
hriebener Foliant, wie Jansens Augustin war, viele Le-
gefunden, wenn nicht die Lesung desselben durch ein Je-
isches Decret der Römischen Inquisition verboten worden
re, wenn nicht die Jesuiten den Cardinal Richelieu heim-
lisch ins Spiel gezogen hätten, um eine eigne Bulle von
ban VIII, auszuwirken, worinn diesem Werk heterodoxe
einungen zugeschrieben wurden.

Ungeachtet der entschiedenen Abneigung des Premiermi-
nisters gegen Jansen und seinen Freund den Abbt von S.
Cyran schloß sich aber doch die Sorbonne an die theologi-
Facultät zu Löwen an, und die Jesuiten würden Mühe
habt haben, dem Pabst eine bestimmtere Verdammung
verläumdeten Buchs abzulocken, wenn nicht Olympia
1653 gewesen wäre. Innocenz X. verurtheilte fünf Sätze,
dem Buch stehen sollten: aber diese fünf Sätze waren
oder wahr, je nachdem man sie erklärte. Die Freund
Jansenius trösteten sich also, der Pabst habe diese Sä
erstern Sinn vor Augen gehabt, Jansenius aber habe
letztern Sinne geschrieben; über Wahrheit der Glaub
sey der Pabst untrüglicher Richter, aber ob diese S
diesem verworfenen Sinne bei Jansenius sich fänden,
ne der Pabst nicht gültiger entscheiden, als jeder Les
sich.

Eine Ausflucht, die kaum drei Jahre lang half.
ander VII. erklärte, daß Jansen diese fünf Sätze wirkli
ketzerischem Sinne niedergeschrieben habe, und jeden W
spruch zu ersticken, wurde in Frankreich unter geistlicher
weltlicher Autorität ein Eid aufgesetzt, worinn jeder der
geistliches Amt erhalten wollte, dem längst in höhere Sph
entrückten Jansenius ein Anathema nachrufen mußte.

Ein schönes Schauspiel, wie sich nun alle in Frank
empörten, welche Empfindung für Kirchenfreiheit, und
zu Augustinischer Theologie, oder auch nur redlichen
für Gottesfurcht hatten. Der fromme Pascal spottete
die Jesuiten so schön und so treffend wahr, als vor und
ihm niemand gethan hat. Arnaud war so unermüdet,
[illegible] Publicum, das immer nur dem Recht gibt,
Wort behält, unmöglich den Jesuiten beitre

ıte, und gegen den Verdacht, sich den Reformirten ge-
ırt zu haben, vertheidigte er sich so, daß leider die Wahr-
nichts dabei gewann. Auch Nicole war ihm hierinn
h, wie es überhaupt bei dem weitern Fortgang dieser
eitigkeit immer Charakter der Jansenisten blieb, heftig ge-
die Calvinisten zu polemisiren. Portroial war lange
t der Hauptsitz dieser unterdrückten und unter dem Druck
mer emporstrebenden Partie. Manches schöne für die Lit-
atur höchst nützliche Werk wurde hier geschrieben, und ein
eist des ernstlichern Religionseifers floß von hier in die
ınze Französische Kirche aus, der vielleicht mehr in den
ränzen vernünftiger Religion geblieben wäre, wenn ihn
cht Jesuitischer Leichtsinn immer mehr gereitzt hätte.

Traurig, daß alle diese großen, wahrhaftig frommen,
ahrhaftig gelehrten Männer zwar gegen den Irrthum aber
cht für Wahrheit gestritten haben, und endlich ganz in den
anatismus verfielen, der in den Umständen einer jeden un-
rdrückten Partie so natürlich liegt.

§. 45.

**ansenische Kirche in den Niederlanden. Ludwigs XIV. abwechs-
lendes Kirchenrecht.**

Clemens IX. glaubte ein Mittel gefunden zu haben, die 1669
äbstliche Autorität und das geängstigte Gewissen der Por-
roialisten mit einander auszusöhnen. Die Jesuiten aber
uchten vollständigen Sieg, Jansenius fünf Sätze sollten von
edem unbedingt verdammt werden, und Ludwig XIV. zu
essen Herz die guten Väter mehr als einen Zugang gefun-
en hatten, freute sich seines königlichen Ansehens, das er in
er Dogmatik eben so geltend machen könne als im Felde.
Voll Verzweiflung zog sich die unterdrückte Partie ganz nach
en Niederlanden, sammelte sich hier eine eigene Kirche, und

gab das erste Beispiel einer ächt katholischen Kirche, die fortdaurend keine Gemeinschaft mit dem Römischen Stuhl h

Ludwig XIV. that so viel ungerechtes, um den Haß Jesuiten und des Pabsts gegen die Jansenisten zu befriegen, und pochte zu gleicher Zeit dem Pabste so sehr, daß glauben sollte, er habe recht planmäßig alles Dogsche preiß gegeben, um nur Souverain der Hierarchie zu

1678 den. Aber ein Regent, der bloß nach Passionen und a blicklichen Bedürfnissen handelt, kann keinen Plan hab ist ihm vielleicht um Erweiterung seiner Regalre aber nicht um gesichertes richtiges Verhältniß des Staats der Kirche zu thun. Er that gerade nur so viel, d Pabst sah, was er thun konnte; seine Geistlichkeit mu

1682 versammeln und vier Sätze abfassen, welche wenigstens gröbsten curialistischen Irrthümern steuern. Bo mußte darüber commentiren und wenn Launoy noch hätte, würde er noch emphatischer darüber commentirt ha aber was war das Ende — daß es beim schreiben un gen blieb, daß der Pabst, so bald er sich mit den Jesu ausgesöhnt, wieder so unumschränkt in Frankreich he konnte als vorher.

Es war unmöglich, daß eben der Ludwig, der D ner aussandte die Hugonotten zu bekehren, die Kathol Kirche seines Reichs vom Druck des päbstlichen Jochs be en konnte; zwei so ungleichartige Früchte reifen nicht in einer Seele. Der sanfte, edle Fenelon hat es un fähr zehen Jahre nach dem Streit, den Ludwig wegen d

1697 Quartiersfreiheit mit dem Pabst führte, traurig genug erk ren, wozu die Hofpartie und selbst auch ein Bossuet den Pa noch immer brauche, warum also unter solchen Regierung keine wahre Freiheit zu erwarten sey.

§. 46.

Neuere Mystiker der Kath. Kirche.

Nach der allgemeinen Analogie der ganzen Kirchengeschichte erzeugte sich in edlern, wahrheitbegierigen Seelen immer mehr Liebe zur Mystik, je mehr die große Geistlichkeit in Streitigkeiten versank, Religion und Theologie zum Spiel der Passionen und ihrer gelehrten Muße machte. Selbst den Abbt de la Trappe darf man als ein Phänomen dieser Art hieher rechnen, wenn er schon nicht eigentlicher Mystiker war. Noch gewisser sind Molinos, Bourignon, Guyon, lauter Erscheinungen eben derselben Art, den wichtigen Unterschied mit eingerechnet, welchen Geschlecht, Nation, Erziehung und Umgang bei niemand so sichtbar machen als bei Mystikern. Der Spanier scheint weniger mystische Schwatzhaftigkeit gehabt zu haben, als diese zwei Französischen Frauenzimmer, und seine Schrift ist weit nicht mit der dreisten religiösen Sinnlichkeit geschrieben, der sich Mystikerinnen so oft überlassen, ohne zu ahnen, daß sie sich nicht dem Geiste Gottes, sondern ihrem eigenen überlassen haben.

§. 47.

Chinesisches Missionsinteresse.

Wie von den Streitigkeiten des Michael Bajus an bis auf die des Fenelon herab die Jesuiten immer öffentlich oder versteckt eine Hauptrolle spielten, und durch die Hand des großen Ludwigs den Pabst oft demüthigen oft erheben ließen, so trieben sie auch durch die Missionen ihr Spiel in den andern Welttheilen, und ehe Paraguay recht benutzt werden konnte, war es nirgends mehr der Mühe werth als in China, dem aufgeklärtesten Reiche Asiens.

Sie schlichen sich hier als Gelehrte ein, spielten erst

Ungeachtet der entschiedenen Abneigung des Premiermi-
nisters gegen Jansen und seinen Freund den Abt von S.
Cyran schloß sich aber doch die Sorbonne an die theologi-
Facultät zu Löwen an, und die Jesuiten würden Mühe
habt haben, dem Pabst eine bestimmtere Verdammung
verläumdeten Buchs abzulocken, wenn nicht Olympia
1653 gewesen wäre. Innocenz X. verurtheilte fünf Sätze, d
dem Buch stehen sollten: aber diese fünf Sätze waren
oder wahr, je nachdem man sie erklärte. Die Freund
Jansenius trösteten sich also, der Pabst habe diese Sä
erstern Sinn vor Augen gehabt, Jansenius aber habe i
letztern Sinne geschrieben; über Wahrheit der Glaub
sey der Pabst untrüglicher Richter, aber ob diese S
diesem verworfenen Sinne bei Jansenius sich fänden,
ne der Pabst nicht gültiger entscheiden, als jeder Les
sich.

Eine Ausflucht, die kaum drei Jahre lang half. A
ander VII. erklärte, daß Jansen diese fünf Sätze wirkli
ketzerischem Sinne niedergeschrieben habe, und jeden W
spruch zu ersticken, wurde in Frankreich unter geistliche
weltlicher Autorität ein Eid aufgesetzt, worinn jeder de
geistliches Amt erhalten wollte, dem längst in höhere Sph
entrückten Jansenius ein Anathema nachrufen mußte.

Ein schönes Schauspiel, wie sich nun alle in Frank
empörten, welche Empfindung für Kirchenfreiheit, und L
zu Augustinischer Theologie, oder auch nur redlichen S
für Gottesfurcht hatten. Der fromme Pascal spottete ü
die Jesuiten so schön und so treffend wahr, als vor und n
ihm niemand gethan hat. Arnaud war so unermüdet, d
dasjenige Publicum, das immer nur dem Recht gibt, d
das letzte Wort behält, unmöglich den Jesuiten beitre

:e, und gegen den Verdacht, sich den Reformirten ge-
·t zu haben, vertheidigte er sich so, daß leider die Wahr-
nichts dabei gewann. Auch Nicole war ihm hierinn
, wie es überhaupt bei dem weitern Fortgang dieser
itigkeit immer Charakter der Jansenisten blieb, heftig ge-
die Calvinisten zu polemisiren. Portroial war lange
der Hauptsitz dieser unterdrückten und unter dem Druck
er emporstrebenden Partie. Manches schöne für die Lit-
ur höchst nützliche Werk wurde hier geschrieben, und ein
t des ernstlichern Religionseifers floß von hier in die
e Französische Kirche aus, der vielleicht mehr in den
nzen vernünftiger Religion geblieben wäre, wenn ihn
t Jesuitischer Leichtsinn immer mehr gereitzt hätte.

Traurig, daß alle diese großen, wahrhaftig frommen,
rhaftig gelehrten Männer zwar gegen den Irrthum aber
t für Wahrheit gestritten haben, und endlich ganz in den
natismus verfielen, der in den Umständen einer jeden un-
rückten Partie so natürlich liegt.

§. 45.

nsenische Kirche in den Niederlanden. Ludwigs XIV. abwechselndes Kirchenrecht.

Clemens IX. glaubte ein Mittel gefunden zu haben, die 1669
östliche Autorität und das geängstigte Gewissen der Por-
ialisten mit einander auszusöhnen. Die Jesuiten aber
hten vollständigen Sieg, Jansenius fünf Sätze sollten von
em unbedingt verdammt werden, und Ludwig XIV. zu
sen Herz die guten Väter mehr als einen Zugang gefun-
 hatten, freute sich seines königlichen Ansehens, das er in
: Dogmatik eben so geltend machen könne als im Felde.
ll Verzweiflung zog sich die unterdrückte Partie ganz nach
 Niederlanden, sammelte sich hier eine eigene Kirche, und

gab das erste Beispiel einer ächt katholischen Kirche, die fortdaurend keine Gemeinschaft mit dem Römischen Stuhl hat.

Ludwig XIV. that so viel ungerechtes, um den Haß der Jesuiten und des Pabsts gegen die Jansenisten zu befriedigen, und pochte zu gleicher Zeit dem Pabste so sehr, daß man glauben sollte, er habe recht planmäßig alles Dogmatische preiß gegeben, um nur Souverain der Hierarchie zu wer-
1678 den. Aber ein Regent, der bloß nach Passionen und augenblicklichen Bedürfnissen handelt, kann keinen Plan haben, ist ihm vielleicht um Erweiterung seiner Regalrech… aber nicht um gesichertes richtiges Verhältniß des Staats … der Kirche zu thun. Er that gerade nur so viel, daß … Pabst sah, was er thun konnte; seine Geistlichkeit mußte
1682 versammeln und vier Sätze abfassen, welche wenigstens … gröbsten curialistischen Irrthümern steuern. Bossu… mußte darüber commentiren und wenn Launoy noch gel… hätte, würde er noch emphatischer darüber commentirt habe… aber was war das Ende — daß es beim schreiben und … gen blieb, daß der Pabst, so bald er sich mit den Jesui… ausgesöhnt, wieder so unumschränkt in Frankreich befe… konnte als vorher.

Es war unmöglich, daß eben der Ludwig, der Dr… ner aussandte die Hugonotten zu bekehren, die Katholi… Kirche seines Reichs vom Druck des päbstlichen Jochs befr… en konnte; zwei so ungleichartige Früchte reifen nicht lei… in einer Seele. Der sanfte, edle Fenelon hat es un… fähr zehen Jahre nach dem Streit, den Ludwig wegen d…
1697 Quartiersfreiheit mit dem Pabst führte, traurig genug erfa… ren, wozu die Hofpartie und selbst auch ein Bossuet den Pab… noch immer brauche, warum also unter solchen Regierung… keine wahre Freiheit zu erwarten sey.

§. 46.

Neuere Mystiker der Kath. Kirche.

Nach der allgemeinen Analogie der ganzen Kirchenge-
chte erzeugte sich in edlern, wahrheitbegierigen Seelen im-
mehr Liebe zur Mystik, je mehr die große Geistlichkeit
Streitigkeiten versank, Religion und Theologie zum Spiel
r Passionen und ihrer gelehrten Muße machte. Selbst
Abbt de la Trappe darf man als ein Phänomen
er Art hieher rechnen, wenn er schon nicht eigentlicher
stiker war. Noch gewisser sind Molinos, Bourig-
n, Guyon, lauter Erscheinungen eben derselben Art,
den wichtigen Unterschied mit eingerechnet, welchen Ge-
echt, Nation, Erziehung und Umgang bei niemand so
nbar machen als bei Mystikern. Der Spanier scheint
it weniger mystische Schwatzhaftigkeit gehabt zu haben,
diese zwei Französischen Frauenzimmer, und seine Schrift
r weit nicht mit der dreisten religiösen Sinnlichkeit ge-
ieben, der sich Mystikerinnen so oft überlassen, ohne zu
fen, daß sie sich nicht dem Geiste Gottes, sondern ihrem
nen überlassen haben.

§. 47.

Chinesisches Missionsinteresse.

Wie von den Streitigkeiten des Michael Bajus an bis
die des Fenelon herab die Jesuiten immer öffentlich oder
steckt eine Hauptrolle spielten, und durch die Hand des
ßen Ludwigs den Pabst oft demüthigen oft erheben ließen,
trieben sie auch durch die Missionen ihr Spiel in den an-
n Welttheilen, und ehe Paraguay recht benutzt werden
nte, war es nirgends mehr der Mühe werth als in Chi-
, dem aufgeklärtesten Reiche Asiens.

Sie schlichen sich hier als Gelehrte ein, spielten erst

den Mathematiker, um nur allmälig in ihre theologische
gestalt sich wieder zu verändern, und auch dieser gaben
eine solche Form, daß sie den Chinesern nicht auffallen
konnte. Sie nahmen so viel von den eigentlichen Relig
gebräuchen der Chineser an, als ob es bloße bürgerlich
remonien wären, daß man nicht wußte, ob sie die C
für das Christenthum gewinnen, oder sich als versöhnte
de des Chinesischen Aberglaubens zeigen wollten. Die
ren Missionarien mögen vielleicht manches, geblendet
Eifersucht, noch im strengern Lichte betrachtet haben,
betrachtet zu werden verdiente, aber wie glaublich ist es
der Jesuit auch in Asien Jesuit war, allen alles zu
suchte, um von allen alles zu erhalten. Als wenigst
Sache vor den heiligen Stuhl zu Rom kam, bewiesen
ganz als diejenigen, welche sie ihre ganze Existenz
waren, gehorsame Söhne des heiligen Vaters, wenn
was seine Söhne wollen, und dreiste Rebellen, wenn
terwürfigkeit verlangt. Clemens XI. sonst Freund dieser
listigen Väter, wollte nachdem der Streit fast ein Jah
dert lang gedauert hatte, endlich alles ins klare setzen,
te einen Commissair, Karl Tournon, nach China, mit
1705 dingter Gewalt zu untersuchen und zu richten, und ein
desformel wurde entworfen, welche künftighin jeder
nar beschwören sollte, um die Vermengung solcher heidn
Religion mit der Christlichen zu vermeiden. Tournon
im Gefängniß in China als Märtyrer der päbstlichen
welche er gegen die Jesuiten hatte behaupten wollen.

Die Missionengeschichte ist unstreitig einer der traurig
Abschnitte der Römisch Katholischen und Protestantischen
chengeschichte. Bei Protestanten fehlt es an Eifer,
dem wenigen Eifer, der noch da ist, an aufgeklärter Richt

setze sich unparteiisch in die Lage eines Juden und
ich, ob man durch einen Callenbergischen Missio-
wonnen worden wäre, oder man lese die Tranqueba-
Missionsberichte, und entscheide, ob die Missionarien
zu bedauern seyen, welche ihre Sachen so ungeschickt
jen, oder die armen Malabaren, mit welchen so unge-
angefangen wird. Noch haben sich bisher unter Pro-
en die Herrenhuter um die Ausbreitung des Christen-
durch Missionen am verdientesten gemacht, wenn schon
ei genauerer Betrachtung ihrer Bemühungen die Freude
r darinn besteht, daß doch etwas geschehen ist.
n der Römisch Katholischen Kirche geschieht mehr
: Ausbreitung des Christenthums als bei den Prote-
n, weil der Mensch gewöhnlich da eifriger ist, wo er um
lbst willen, als wo er um Gottes willen handelt. Aber
icht diese selbstsüchtige Art das Christenthum zu predi-
demselben in manchen Ländern den Zugang auf ewig
rrt? Wie gieng es in Japan? Was hat auch in
zu den vielen oft höchst traurigen Katastrophen der
ner des Christenthums beigetragen? Wie mancher ge-
e Proselyt der Römischen Kirche war weiter nichts als
ettler, der sich, um ein Stück Geld zu erhalten, Heu-
auf eine kurze Zeit erlaubt hielt. Wenn endlich nur
us gepredigt würde, es geschähe aus redlichen oder
ichtigen Absichten; aber ist es Christliche Lehre, welche
ömischen Missionarien predigen, oder wird bloß heidni-
Aberglaube mit Römischem umgetauscht?

§. 48.

ltigkeiten über Quesnels N. T. Constitution Unigenitus.

Die Chinesischen Missionsstreitigkeiten waren zu Rom
in ihrer größten Gährung, als die Jesuiten einen an-

dern Gegenstand ihres rachgierigen Ehrgeizes in Frank
fanden, bei welchem sie den Pabst glücklicher auf ihre
zogen, aber am Ende doch wieder noch unheilbarere
litten, als bei Verkezerung des Jansenschen Augustinus

Einer der gelehrtesten Presb. Orator. in Fra
Paschasius Quesnel, schrieb veranlaßt durch eini
rufsarbeiten, welche er in seiner Congregation hatt
kurzen praktischen Commentar über das N. T., u
die Hauptmomente der Christlichen Lehre, so wie sie
ein Katholik auffaßte, gewiß nicht mit Schonung de
testanten darlegte. Das Buch wurde unter tausen
Segen gelesen, von vielen Bischöfen gebilligt, in ihr
cesen empfohlen, fast vierzig Jahre hindurch ohne
immer wieder neu aufgelegt, verbessert und selbst vo
als ein treffliches Buch anerkannt.

Den Jesuiten aber war es unangenehm, den Ru
Frömmigkeit eines Mannes so allgemein ausgebreite
hen, der es durch seine Ausgabe der Werke Leo des G
nicht verdient hatte, daß ihn der Pabst lobte, und we
niger in den Jansenistischen Streitigkeiten als Jesuiten
sich bewiesen. Ihr Unwille wurde noch mehr gereizt,
Erzbischof von Paris, Card. von Noailles, durch ein
bischöfliches Mandat das Quesnelische Neue Testame
pfahl; zwei Feinde konnten sie itzt mit einem Schlage t
solche Gelegenheiten kamen zu selten, als daß sie dieselb
ten vorbeilassen können.

Erst ließen sie nur böse Gerüchte gegen das Buch
sam im Dunklen schleichen. Je stiller diese umherschlei
desto größer ist meistens der Schade, aber Quesnel und
Buch waren zu gekannt, als daß stille Verläumdung

können; man sah wohl, was mit dem theologischen
l Probleme ecclesiastique gemeint sey.
it Mühe gewannen sie endlich einen Französischen Bi-
:r in einer eigenen Pastoralinstruction gegen das Ques-
Testament sich erklärte. Es blieb aber noch lange
dem einen, und der erste, der sich seiner schlechten
haft nicht schämte, war der Römische. Clem. XI.
if Jahre nach dem Erscheinen jener Pastoralinstruction
:ve nach Frankreich ergehen, das nicht länger zweifeln
as für ein Geist ihn regiere. Das Breve wurde zwar
ngenommen, aber es bahnte doch dem Beichtvater des
, dem Jesuiten Tellier den Weg, noch ein paar Bi-
;egen den Card. von Noailles aufzuwiegeln, und das
:i allgemeiner zu machen. Man wollte den frommen
thigen Cardinal erst nur um seinen Credit bringen.
ublicum beurtheilt jede Sache fast unvermeidlich nach
son ihrer Vertheidiger, daß also jeder Angriff auf ein
erdächtig scheinen mußte, das der rechtschaffene Noa-
bst vielen andern Bischöfen so feierlich gebilligt hatte.
ndlich zu Ende des Jahrs 1713 war es Zeit, den
rahl aus dem Vatican zu Hülfe zu nehmen, dem Kö-
ist war dieser Wunsch von seinem Jesuitischen Beicht-
:ingeflößt worden, und am Grabe seiner Dauphins
für jede Vorstellungen seines Tellier und seiner frommen
:non weichmüthig genug. Die Constitution Uni-
us erschien.

§. 49.

erade hundert und eine Ketzerei hatte der Pabst Cle-
XI. in dem Quesnelischen N. T. ausgezeichnet, und
immer nur diejenigen Sätze als ketzerisch befunden,
schon in dem ersten verunglückten Jesuitischen Pasquill

dafür ausgegeben worden. Die Lesung jener Jesuiti-
Schrift aber muß dem Concipisten der päbstlichen Constitu-
noch sehr lebhaft neu gewesen seyn, denn oft selbst
Ordnung der verurtheilten Sätze richtet sich nach jener Sch
Es leuchtet wohl überall hindurch, daß Quesnel des J
nismus verdächtig seyn sollte, aber bei manchen der ver
ten Propositionen möchte man sich doch erst Jes
Scharfsinn wünschen müssen, um den Ort zu finden,
Gift verborgen liege. Die ganze Constitution sch
als ob die Jesuiten, ihre Verfasser, mit der Kath
Christenheit eine Probe hätten machen wollen, wie w
zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihr blinder
sam gehe, und die Art, wie die Constitution in F
kraft der Veranstaltung des königlichen Beichtvaters
nommen werden mußte, war die beissendste Satyre
gerühmten Freiheiten der Gallicanischen Kirche.

Der Cardinal von Noailles that, was wahrsch
auch Fenelon in ähnlichen Umständen gethan haben w
aus Furcht vor einem Schisma ließ er sich die Verur
lung des Quesnelischen Buchs gefallen, aber die Consti
wollte er nicht annehmen, sie war seiner Ueberzeugung
den Rechten der Französischen Kirche, so wie sie an
men werden sollte, gar zu nachtheilig. Der zwei und
zigjährige Greis aber mußte sich endlich doch noch ge
lassen, was der Mann von gesunden und muntern Kr
standhaft abzuschlagen Muth genug gehabt hatte.

Es ist ein lehrreicher Anblick für die Könige und
1715 die Hoftheologen, wie Ludwig XIV. zwei Cardinälen,
neben seinem Sterbebett standen, die Gewissensfrage vor
ob sie ihn nicht in die Constitutionsstreitigkeit zu tief

hätten. Sie ermahnten den König, ruhig zu sterben, nur den Willen des Pabsts und der Bischöfe erfüllt.

§. 50.

dienste der Jesuiten um theol. Gelehrs. Rich. Simon.

ie ganze Geschichte der Katholischen Kirche ist dem= it den Zeiten der Trienter Synode bis in das erste des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Jesuitische Ka= und wenigstens als Theologen betrachtet, waren sie icht die gelehrtesten der Katholischen Kirche, sondern ge= ben der Orden und eben die Congregation, welche sich ie ganze Litteratur die größten Verdienste erworben litt durch die Jansenistischen und Quesnelischen Ver= gen der Jesuiten am meisten. Mancher edle Mann er Congregation des h. Maurus schmachtete lange Zeit efängnisse, weil er seinen Augustin nicht jesuitisch ver= wollte, und daß die Wahrheit durch die Schriften ei= Dupin, Natalis Alexander und mehrerer solcher licht gewann, was sie hätte gewinnen können, war wie= loß Jesuitismus Schuld. Für so viele erstickte Keime Wahrheit war es schöner Ersatz — der Historiker min! Männer solcher Art haben ihren historischen Skep= nus gewöhnlich von sich selbst abstrahirt. Harduin und uyer sollten Zeitgenossen gewesen seyn.

Billig verdient unter allen Französischen Theologen am dieser Periode vorzüglich ausgezeichnet zu werden Ri= d Simon, ein Genie von vieler Aehnlichkeit mit Bayle, eit Verschiedenheit der von ihnen bearbeiteten Fächer lichkeit bemerken läßt. Was er für biblische Kritik und Kirchengeschichte geschrieben hat, ist meist alles trefflich, selbst wir Protestanten haben ungefähr erst seit dreißig ren diesen großen Mann recht schätzen gelernt, der, wenn

den Mathematiker, um nur allmälig in ihre theologische
gestalt sich wieder zu verändern, und auch dieser gaben
eine solche Form, daß sie den Chinesern nicht auffallend
konnte. Sie nahmen so viel von den eigentlichen Religi
gebräuchen der Chineser an, als ob es bloße bürgerliche
remonien wären, daß man nicht wußte, ob sie die C
für das Christenthum gewinnen, oder sich als versöhn
de des Chinesischen Aberglaubens zeigen wollten. Di
ren Missionarien mögen vielleicht manches, geblende
Eifersucht, noch im strengern Lichte betrachtet haben,
betrachtet zu werden verdiente, aber wie glaublich ist
der Jesuit auch in Asien Jesuit war, allen alles zu
suchte, um von allen alles zu erhalten. Als wenigst
Sache vor den heiligen Stuhl zu Rom kam, bewiesen
ganz als diejenigen, welche sie ihre ganze Existenz
waren, gehorsame Söhne des heiligen Vaters, wenn
was seine Söhne wollen, und dreiste Rebellen, wenn
terwürfigkeit verlangt. Clemens XI. sonst Freund die
listigen Väter, wollte nachdem der Streit fast ein Jah
dert lang gedauert hatte, endlich alles ins klare setzen,
te einen Commissair, Karl Tournon, nach China, mit
1705 dingter Gewalt zu untersuchen und zu richten, und ei
desformel wurde entworfen, welche künftighin jeder M
nar beschwören sollte, um die Vermengung solcher heidn
Religion mit der Christlichen zu vermeiden. Tournon
im Gefängniß in China als Märtyrer der päbstlichen
welche er gegen die Jesuiten hatte behaupten wollen.

Die Missionengeschichte ist unstreitig einer der trauri
Abschnitte der Römisch Katholischen und Protestantischen
chengeschichte. Bei Protestanten fehlt es an Eifer,
dem wenigen Eifer, der noch da ist, an aufgeklärter Rich

etze sich unparteiisch in die Lage eines Juden und
ch, ob man durch einen Callenbergischen Missio-
vonnen worden wäre, oder man lese die Tranqueba-
Missionsberichte, und entscheide, ob die Missionarien
u bedauern seyen, welche ihre Sachen so ungeschickt
en, oder die armen Malabaren, mit welchen so unge-
angefangen wird. Noch haben sich bisher unter Pro-
:n die Herrenhuter um die Ausbreitung des Christen-
durch Missionen am verdientesten gemacht, wenn schon
ei genauerer Betrachtung ihrer Bemühungen die Freude
r darinn besteht, daß doch etwas geschehen ist.

n der Römisch Katholischen Kirche geschieht mehr
e Ausbreitung des Christenthums als bei den Prote-
n, weil der Mensch gewöhnlich da eifriger ist, wo er um
elbst willen, als wo er um Gottes willen handelt. Aber
icht diese selbstsüchtige Art das Christenthum zu predi-
demselben in manchen Ländern den Zugang auf ewig
:rrt? Wie gieng es in Japan? Was hat auch in
z zu den vielen oft höchst traurigen Katastrophen der
iner des Christenthums beigetragen? Wie mancher ge-
te Proselyt der Römischen Kirche war weiter nichts als
Bettler, der sich, um ein Stück Geld zu erhalten, Heu-
auf eine kurze Zeit erlaubt hielt. Wenn endlich nur
stus gepredigt würde, es geschähe aus redlichen oder
süchtigen Absichten; aber ist es Christliche Lehre, welche
Römischen Missionarien predigen, oder wird bloß heidni-
Aberglaube mit Römischem umgetauscht?

§. 48.

reitigkeiten über Quesnels N. T. Constitution Unigenitus.

Die Chinesischen Missionsstreitigkeiten waren zu Rom
in ihrer größten Gährung, als die Jesuiten einen an-

dern Gegenstand ihres rachgierigen Ehrgeizes in Fra
fanden, bei welchem sie den Pabst glücklicher auf ihre
zogen, aber am Ende doch wieder noch unheilbarere N
litten, als bei Verkezerung des Jansenschen Augustinu

Einer der gelehrtesten Presb. Orator. in Fra
Paschasius Quesnel, schrieb veranlaßt durch ein
rufsarbeiten, welche er in seiner Congregation hatte,
kurzen praktischen Commentar über das N. T., in
die Hauptmomente der Christlichen Lehre, so wie sie
ein Katholik auffaßte, gewiß nicht mit Schonung de
testanten darlegte. Das Buch wurde unter tausend
Segen gelesen, von vielen Bischöfen gebilligt, in ihr
cesen empfohlen, fast vierzig Jahre hindurch ohne
immer wieder neu aufgelegt, verbessert und selbst von
als ein treffliches Buch anerkannt.

Den Jesuiten aber war es unangenehm, den Ruf
Frömmigkeit eines Mannes so allgemein ausgebreitet
hen, der es durch seine Ausgabe der Werke Leo des G
nicht verdient hatte, daß ihn der Pabst lobte, und noch
niger in den Jansenistischen Streitigkeiten als Jesuiten
sich bewiesen. Ihr Unwille wurde noch mehr gereizt,
Erzbischof von Paris, Card. von Noailles, durch ein
bischöfliches Mandat das Quesnelische Neue Testam
pfahl; zwei Feinde konnten sie itzt mit einem Schlage
solche Gelegenheiten kamen zu selten, als daß sie diese
ten vorbeilassen könnten.

Erst ließen sie nur böse Gerüchte gegen das Buch
sam im Dunklen schleichen. Je stiller diese umherschl
desto größer ist meistens der Schade, aber Quesnel und
Buch waren zu gekannt, als daß stille Verläumdung

können; man sah wohl, was mit dem theologischen
Probleme ecclesiastique gemeint sey.
t Mühe gewannen sie endlich einen Französischen Bi-
r in einer eigenen Pastoralinstruction gegen das Ques-
Testament sich erklärte. Es blieb aber noch lange
dem einen, und der erste, der sich seiner schlechten
haft nicht schämte, war der Römische. Clem. XI.
ıf Jahre nach dem Erscheinen jener Pastoralinstruction
eve nach Frankreich ergehen, das nicht länger zweifeln
as für ein Geist ihn regiere. Das Breve wurde zwar
ngenommen, aber es bahnte doch dem Beichtvater des
, dem Jesuiten Tellier den Weg, noch ein paar Bi-
gegen den Card. von Noailles aufzuwiegeln, und das
ei allgemeiner zu machen. Man wollte den frommen
thigen Cardinal erst nur um seinen Credit bringen.
Publicum beurtheilt jede Sache fast unvermeidlich nach
rson ihrer Vertheidiger, daß also jeder Angriff auf ein
verdächtig scheinen mußte, das der rechtschaffene Noa-
ebst vielen andern Bischöfen so feierlich gebilligt hatte.
ndlich zu Ende des Jahrs 1713 war es Zeit, den
trahl aus dem Vatican zu Hülfe zu nehmen, dem Kö-
bst war dieser Wunsch von seinem Jesuitischen Beicht-
eingeflößt worden, und am Grabe seiner Dauphins
r für jede Vorstellungen seines Tellier und seiner frommen
tenon weichmüthig genug. Die Constitution Uni-
us erschien.

§. 49.

Gerade hundert und eine Ketzerei hatte der Pabst Cle-
XI. in dem Quesnelischen N. T. ausgezeichnet, und
immer nur diejenigen Sätze als ketzerisch befunden,
schon in dem ersten verunglückten Jesuitischen Pasquill

dafür ausgegeben worden. Die Lesung jener Schrift aber muß dem Contipisten der päbstlichen Con noch sehr lebhaft neu gewesen seyn, denn oft selbst Ordnung der verurtheilten Sätze richtet sich nach jener. Es leuchtet wohl überall hindurch, daß Quesnel des nismus verdächtig seyn sollte, aber bei manchen der ten Propositionen möchte man sich doch erst Scharfsinn wünschen müssen, um den Ort zu finden Gift verborgen liege. Die ganze Constitution als ob die Jesuiten, ihre Verfasser, mit der Christenheit eine Probe hätten machen wollen, wie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihr blin sam gehe, und die Art, wie die Constitution in kraft der Veranstaltung des königlichen Beichtva nommen werden mußte, war die beissendste Sat gerühmten Freiheiten der Gallicanischen Kirche.

Der Cardinal von Noailles that, was wahr auch Fenelon in ähnlichen Umständen gethan haben aus Furcht vor einem Schisma ließ er sich die lung des Quesnelischen Buchs gefallen, aber die Con wollte er nicht annehmen, sie war seiner Ueberzeugu den Rechten der Französischen Kirche, so wie sie a men werden sollte, gar zu nachtheilig. Der zwei zigjährige Greis aber mußte sich endlich doch noch lassen, was der Mann von gesunden und muntern standhaft abzuschlagen Muth genug gehabt hatte.

Es ist ein lehrreicher Anblick für die Könige
1715 die Hoftheologen, wie Ludwig XIV. zwei Cardinäle neben seinem Sterbebett standen, die Gewissensfrage ob sie ihn nicht in die Constitutionsstreitigkeit zu tief

tten. Sie ermahnten den König, ruhig zu sterben,
r den Willen des Pabsts und der Bischöfe erfüllt.

§. 50.

ste der Jesuiten um theol. Gelehrs. Rich. Simon.

ganze Geschichte der Katholischen Kirche ist dem=
den Zeiten der Trienter Synode bis in das erste
s gegenwärtigen Jahrhunderts eine Jesuitische Ka=
wenigstens als Theologen betrachtet, waren sie
die gelehrtesten der Katholischen Kirche, sondern ge=
der Orden und eben die Congregation, welche sich
ganze Litteratur die größten Verdienste erworben
t durch die Jansenistischen und Quesnelischen Ver=
der Jesuiten am meisten. Mancher edle Mann,
Congregation des h. Maurus schmachtete lange Zeit
gnisse, weil er seinen Augustin nicht jesuitisch ver=
llte, und daß die Wahrheit durch die Schriften ei=
in, Natalis Alexander und mehrerer solcher
gewann, was sie hätte gewinnen können, war wie=
Jesuitismus Schuld. Für so viele erstickte Keime
rheit war es schöner Ersatz — der Historiker
Männer solcher Art haben ihren historischen Skep=
gewöhnlich von sich selbst abstrahirt. Harduin und
sollten Zeitgenossen gewesen seyn.

g verdient unter allen Französischen Theologen am
ser Periode vorzüglich ausgezeichnet zu werden Ri=
imon, ein Genie von vieler Aehnlichkeit mit Bayle,
Verschiedenheit der von ihnen bearbeiteten Fächer
eit bemerken läßt. Was er für biblische Kritik und
)engeschichte geschrieben hat, ist meist alles trefflich,
st wir Protestanten haben ungefähr erst seit dreißig
diesen großen Mann recht schätzen gelernt, der, wenn

1522	Luthers Uebersetzung des N. T. und Mel... loci theolog. erscheinen fast zu gleicher Z... konnte Luther leztere noch auf der Wartbu... bekommen.
1524	Anfang des Abendmahlstreits, der Bauernu... der Controvers mit Erasmus.
1525	Tod des Churf. Friedrich. Luthers Heurath... Veränderung in Preußen.
1527	Wie muthig die Reformatoren waren! Wä... Clemens VII. von Teutschen Landsknechte... Engelsburg geängstigt wird, in Sachsen ... tation; in Hessen Kriegsaufgebot, den Packis... zu zerstören. Auch in den Nord. Reichen... neue Religion sogar auf Reichstagen glückli...
1529	Protestanten. Sulejmann vor Wien. Marbu... loquium.
1530	Den 25 Jun. Nach Verlesung der protestantisch... fession auf dem Reichstag zu Augsburg... ter Reichstagsschluß.
1531	Ulr. Zwingli bleibt in der Schlacht bei Cappel.
1532	Nürnberger Religionsfriede, den Churf. Johan... Sachsen keinen Monat überlebt.
1534	Päbstlicher Bannstrahl gegen Heinrich VIII. in E... welchem Cranmer von seiner verhaßten Gemal... holfen.
1535	In Wirtemberg und Churbrandenburg ungehi... Reformation.
1536	Schmalkaldische Artikel, im Todesjahre des Eras...
1540	Jesuiten-Orden von Paul III. bestätigt.
1541	Calvin zum zweitenmal nun siegreich in Genf.
1546	Der 28 Febr. Luthers Todestag. Kaum ein ... jahr vorher Eröffnung der Trienter Synode, und ... vier Monate nachher brach der Religionskrieg ...

ugsburger Interim.

estphal und Calvin in einem sehr unsanften Streit mit einander.

ugsburger Religionsfriede. Traurige Schicksale der neuen Partie in England.

Ursprung der Universität Genf. Calvin und Beza.

Melanchthons Tod. Veränderung in der Pfalz.

m Jahr der geendigten Trienter Synode, Uniformitätsacte in England. Presbyterianer.

önig Philipps II. Apostel in den Niederlanden. Michael Bajus.

ariser Bluthochzeit.

oncordienformel. Das Jahr vorher Utrechter Union.

ak. Andreä und Sixt V. sterben in einem Jahr. Den Triumph der Orthodoxen in Chursachsen hätte wohl ersterer noch sehen mögen.

Welche Streitigkeit war fruchtbarer, die zu Rom in den Congregationen d. auxiliis gratiae oder Dan. Hoffmanns Controversien zu Helmstädt.

Edict von Nantes.

Rath. Hoe von Hoenegg ein Oesterreicher bis 1645 Oberhofprediger in Dresden.

Todesjahr des Arminius. Conr. Vorstius sein Amtsnachfolger.

Remonstranz von den Antigomaristen den Staaten von Holland übergeben.

Zu Prag und zu Dordrecht zwei Begebenheiten von großen Folgen.

Der Streit zwischen den Tübingischen und Gießenschen Theologen wird erst recht heftig. Arnd († 1621) wird wenige dieser Schriften gelesen haben.

Restitutionsedict.

Amyraut von der Prädestination.

1640 Friedrich Wilhelm, Churf. in Brandenburg.

[illegible] Durch das Thorner Religionsgespräch hat C... tus nichts an Orthodoxieruhm gewonnen.

[illegible] und Hoe von Hoenegg starben in diesem Jah...

1648 Lutheraner und Reformirte haben also endlich ... Katholiken völlig gleiche Rechte in Teutschla...

1649 Das Reich der Schwärmer in England. W... terogene Coexistenzen Quäcker und Indepen... England; Cartesianer in den Niederlande... stische Streitigkeiten in Teutschland und ... Ueberreste von Mystikern.

1652 Starb Philipp Christoph von Soetern.

1653 Fünf Propositionen aus dem Werk des Jans... Pabst verdammt. Donna Olympia.

1658 Erster Anfang der Coccejanischen Streitigkeit...

1660 Karl II. König in England. Friede zu Oliv...

1662 Starb Pascal. Streitigkeiten Alexanders VII. ... wig XIV.

1664 Abbt de la Trappe.

1669 Pax Clementina.

1670 Spinozae tractatus theologico-politicus. Verg... des Spinoza mit seinem Zeitgenossen Hobbes.

1672 Spener fängt in Frankfurt collegia pietatis a...

1673 Klagen der Teutschen Kirche, durch die drei g... Churfürsten zu Rom vorgebracht.

1675 Formula consensus Helvetici. Heidegger. Fran... retin.

1681 Bayle kommt nach Rotterdam. Molinos in ... Ihr Zeitgenosse Richard Simon.

1682 IV. Proposit. Cleri Gallicani.

1684 Klerikus, Prof. am Remonstr. Gymnas. zu Amster...

1685 Churpfalz Neuburg. Edict von Nantes aufgeh...

lärt Calov. Spener kommt als Oberhofprediger nach Dresden.

zur nun vollkommene Sicherheit der englischen Kirche.

illotson, Erzbisch. von Canterbury.

er Apokatastiate Petersen abgesetzt. Das Jahr zuvor war Bekkers bezauberte Welt erschienen.

Stiftung der Univ. Halle. Christ. Thomasius und die Pietisten.

Bossuet und Fenelon. Clausula art. IV. pac. Ryswic. Der director Corp. Ev. wird Katholisch.

Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie.

Tournon in China.

Väterliche Ermahnung Clemens XI. an Kaiser Joseph I. von der Oesterreich. Frömmigkeit nicht abzugehen.

Constitution Unigenitus Dei filius.

ichte der Luther. Kirche von der Periode der Pietistischen Streitigkeiten bis auf die neuesten Zeiten.

§. 52.

Pietistische Unruhen in Leipzig.

Es war immer einer der ersten frommen Wünsche Spe gewesen, daß doch die Universitätserziehung junger Theo zweckmäßiger und besonders die Bemühungen, Gottes t aufzuklären und bekannter zu machen, sowohl häufiger glücklicher seyn möchten. Was damals gewöhnlich auf versitäten gelesen wurde, war nichts als Polemik und matik. Man übte die Jünglinge in allen bei ältern neuern Streitigkeiten erfundenen Distinctionen, und ver darüber Exegese und Kirchengeschichte. Auch immer bei weitem der größte Theil predigte wieder, was er auf iversitäten gehört hatte.

Ein paar Magister in Leipzig, unter welchen
Hermann Frank nachher der berühmteste wurde, fi
endlich einmal an, Collegien nach Speners Plan zu
Teutsch zu lesen um desto allgemeinfaßlicher zu seyn,
Zuhörer mit Beiseitsetzung aller dogmatisch-polemischen
immer einzig auf die wichtigsten praktischen Beziehung
merksam zu machen. Die neue Lehrmethode wurde
gemeinem Beifall der Lernenden, aber eben so sehr
ziemlich allgemeinem Hasse mancher durch Amts
Alter geschätzten Lehrer gekrönt, und letztere vergaßen
die Mißbräuche, die mit jeder Neuerung verbunden
pflegen, als wesentliche Folgen der neuen Methode
zu stellen. Bei einem Manne, wie Joh. Beneb.
war, fand sich freilich durch dieses Phänomen alle
was oft auch aufmerksamere Beobachter seiner selbst
könnte. Wurde einmal sein Auge durch Eifersucht
so fand er jedes Mittel nothwendig, um einem Sch
geist zu steuren, der, schon längst von ihm in der
obachtet, mit jedem Jahr allgemeiner und gefährlicher
Kirche zu werden schien.

Die scharfe Bestrafung des schwärmerischen Sup
denten in Rostock, Petersen, hatte nicht geschreckt;
ners Hoffnung besserer Zeiten hatte in seinen Augen
ähnliches mit Petersens Chiliasmus, daß er nicht
warum jener verehrt und dieser abgesezt wurde. Die
versitäten waren bisher von diesem sich sehr verbrei
Fanatismus frei geblieben, und doch gleich sein erster
gang in Leipzig schien zu zeigen, daß er an einem
Orte doppelt anziehende Kräfte äußern könne. Wie
verfällt man doch ins Unedle, wenn man sich einmal
gewisse Absicht durchzusetzen vornimmt! Die biblischen

in Leipzig wurden endlich zerstreut, Spener wurde in
en gestürzt, die Orthodoxen freuten sich ihres Siegs, und
en sich über dem Verdienst, das sie sich um Fortpflan-
gründlicher Gelehrsamkeit durch Vertreibung dieser fromm-
Demagogen erworben zu haben schienen. Zu ihrem Un-
kam bei dieser Magisterverfolgung ein Mann mit ins
l, den wohl nie jemand des Pietismus beschuldigt hat,
der seine nicht so ganz unschuldigen Privatkriege mit
Theologen, gern mit einer solchen Sache in Verbindung
] bei welcher die Blößen seiner Gegner recht sichtbar waren.

§. 53.

:t. Thomasius. Neue Universität Halle. Waisenhaus daselbst.

Christian Thomasius las zu Leipzig im juridischen
philosophischen Fache mit eben dem Beifall, der bei den
ichen Collegien die volle Eifersucht der alten Theologen
te, und alles strömte ihm zu, nicht nur um etwas zu
n, sondern auch um etwas zu lachen zu haben. Er
ite und schwärmte in mehrere Fächer der Wissenschaften
n, und es schien ihm zu einem vortrefflichen Genie nichts
hlen, als mehr systematisches Nachdenken, und selbst oft
im litterarischen mehr edler Charakter. Die Sünde,
nvorfen im Naturrecht vertheidigt zu haben, konnte man
zu Leipzig, wo Val. Alberti war, noch weniger verzeihen,
manchen andern sonst unverzeihlichern Fehler. Er mußte
ich seine Vaterstadt verlassen, und zog nach Halle, wo
so viele seiner Leipziger Schüler nachfolgten, daß eine
versität von Studirenden schon da war, noch ehe hier wirk-
durch Speners Vermittelung eine hohe Schule gestiftet
de.

Diese neue Stiftung wurde der Zufluchtsort der Pietisti-
n Partie, und da sich hier mit einem mal eine außeror-

deutliche Anzahl von großen Männern in allen Fächern zusammenfand, so warf der Ruhm der andern Facultäten auch einiges Licht auf die dasigen Theologen, unter welchen sich Aug. Herm. Franke nicht nur durch Verdienste um die practische Theologie, sondern auch durch politische [illegible] keit hervorthat. Gesichert durch den Schutz des Preu[ßischen] Monarchen konnte die neue Partie alle Conspiration [der] Hamburger, Wittenberger und Leipziger Theologen [verachten,] und Franke verschaffte derselben durch Stiftung [des hallischen] schen Waisenhauses bald eine neue Stütze, welche [siche]rer zu seyn schien, als die Harmonie der doch immer [wan]kenden theologischen Facultät.

Unverkennbar ist das Verdienst dieser Männer [um Ver]breitung und Nutzbarmachung der Bibel. Die Sch[olastik ist] durch sie wieder gestürzt und für eine nützlichere Ge[lehrsam]keit Raum gemacht worden. Die Religion, bisher [durch ei]ne drückende Theologie gleichsam erstickt, blühte wi[eder un]gehindert empor, und man müßte vergessen, daß Mä[nner] als Menschen beurtheilt werden müssen, wenn man [es ihnen] dagegen gleichsam aufrechnen wollte, daß wahre, au[f Ge]schichte und Philologie sich gründende, theologische Gele[hrsam]keit hier und da durch ihre Revolution Schaden gelitten, in das praktische Christenthum eine gewisse Förmlichkeit [ge]kommen, und endlich manchmal die fromme Wirksamkeit [zur] verfolgenden Gewaltthätigkeit anderer geworden ist. [Un]billig wäre es, den Urhebern einer Revolution alles [das]jenige zuzuschreiben, was bei ihnen oft noch ganz unschuldig [wa]r, Fehler wäre, wenn man nicht durch das Betragen [der] Schüler aufmerksam gemacht würde, auch den Lehrer [stren]ger zu prüfen. Vielleicht hat selbst die Art der Streitig[kei]ten, welche diese Partie über manche Puncte der Experim[ental-]

logie hatte, sehr viel beigetragen, diese Fessel wenigstens
fer zu zeigen. Man wird nie leicht unbilliger gegen einen
, als wenn man aus eigenen innern Erfahrungen sprechen
n können glaubt, und es wird ein etwas erweiterter
mannigfaltigern Umgangs erfordert, was gerade die
de dieser Partie vermieden, um das individuelle selbst
esondern Bildung von dem allgemein nothwendigen ab-
dern zu wissen.

§. 54.

Nutzen und Schaden der Wolfischen Philosophie.

Der Streit der Hallischen und Wittebergischen Partie
noch nicht aufgehört, als an dem Residenzort der er-
ein Philosoph auftrat, der sich durch bloßen Wucher
Leibnitzischen Ideen einen so allgemeinen Ruhm und
iben verschaffte, als selbst kaum der erste Erfinder der-
i während seines Lebens genossen. So gefährlich zu-
der Mißbrauch der Philosophie ausartete, welcher Chri-
n Wolf den Namen gegeben, so nützlich war sie doch in ih-
ersten Entstehen besonders für die theologische Litteratur.
Die Theologen der neuen siegenden Partie hätten endlich
zuletzt in eine Homilie verwandelt, und sowohl ihre
matik als Exegese wurde immer unerwiesener, je erbau-
r sie werden sollte. Wolf glaubte, durch Uebertragung
bisher von den Mathematikern beobachteten Methode auf
re Wissenschaften, den letztern eben die Gewißheit und
den sichern Zusammenhang zu geben, der bisher so ge-
ndeter Stolz des einzigen Geometers zu seyn schien, und
vergaß man in der ersten Freude über die neue Erfin-
g, daß besonders in Ansehung der Disciplinen, welche
einzig auf positiven Sätzen beruhen, einiger Unterschied
acht werden müsse.

Ehe man es sich versah, erschien auch die logie im neuen, ihr so gar nicht paßenden, ma schen Gewande, und wer auch noch geduldig b warten können, bis sich der erste Reiz der neuen M loren, der glaubte doch die Kühnheit laut bemerken sen, mit welcher man alles itzt demonstriren woll die Lehre von der besten Welt, die man für ein so s genthum dieser neuen Philosophie ausgab, machte einige Ausdrücke verhaßt, welche den biblischen Reda der Sünde nicht ganz gemäß waren. Für eigentlic lehrsamkeit war zwar diese neue Philosophie überha nicht günstig, hierinn gab sie also keinen Ersatz ge Fehler der Waisenhauspartie; aber sie führte doch einförmigen Ton frommer Empfindungen auf mehr müthiges Nachdenken. Sie schärfte eben die Kräfte, durch jene fast gesetzmäßige Einförmigkeit so stumpf ge wurden; sie entdeckte die Lücken mancher bisherigen the schen Beweise, wenn sie schon oft selbst nicht viel besse gab. Wären alle Freunde Wolfs so bescheiden und so sinnig gewesen als Bilfinger, so würde unser Jahrhunde reinen Nutzen dieser Philosophie ohne Beimischung ein großen Schadens genossen haben. Aber welch ein A von Bilfinger bis zu Canzen und wieder von bis zu Carpov!

§. 55.

Mährische Brüdergemeinen.

Mit der Geschichte der Wolfischen Philosophie läu anderes Phänomen parallel, das man zwar als einen wuchs der Hallischen Theologie ansehen könnte, das aber schon von seinem Urheber und schon durch seine ersten Ent lungen so viel originelles erhielt, daß sich nur ein entfe historischer Zusammenhang mit der Pietistischen Partie sehen l

Graf Zinfendorf, der Urheber dieses Phänomens, wie die meisten Fanatiker anfangs gar nicht die Absicht gehabt haben, welche sich bei wahrgenommenem Fortgang der Sache in seiner Seele aufschlossen. Ein feuriger Jüngling, für alles leicht erhitzt, und daher auch am schnellsten für Religionsideen, denen sein Enthusiasmus immer so viel voreiliger eine sinnliche Hülle gab, je weniger er durch ausgebreitete Gelehrsamkeit verhindert wurde, seinem natürlichen Hange sich zu überlassen.

Bei den beständig fortdaurenden Religionsverfolgungen in Böhmen und Mähren zogen sich mehrere der dort bedrängten Brüder in die Lausitz auf die Zinzendorfischen Güter, sie 1722
bauten Herrenhut, und ihr Beschützer gab sich alle Mühe, sie in eine ordentliche Verfassung zu bringen. Für einen Kopf, der den Plan hatte, eine neue Religionspartie zu stiften, oder wenigstens eine Kirche zu stiften, in welcher sich alle drei in Deutschland herrschende Religionen zusammen antreffen und allmählig zu wechselsweiser brüderlicher Duldung gewöhnen sollten, war kein Haufe geschickter, als diese zusammengelaufenen Mährischen Brüder.

Gemeines Volk, überdieß noch aus einer bedrängten Kirche, hat gewiß nie bestimmte Religionsbegriffe, sondern alles schwebt bei demselben in einem solchen Helldunkel, daß auch wesentlich verschiedene Ideen einander doch ähnlich sehen. Auch die besonderen gottesdienstlichen Gebräuche, welche die Brüder mitbrachten, waren einer Ausbildung fähig, durch welche die Sinnlichkeit des Menschen ganz zum Vortheil der Religion ...mbert werden konnte. Man hatte, um den ersten Anfang der Kirche zu machen der immer der schwerste ist, gar nicht nöthig, in irgend einer von den drei Religionen schon eingenommenen Kirche Veränderungen vorzunehmen; es war gleichsam freies Land,

wo sich die Brüder ansetzten. Ihre erklärte Verb
mit den A. C. verwandten sollte den Weg bahnen, m
sogleich nachtheilige Aufmerksamkeit gegen sie zu erregen
ihre beibehaltene abweichende Religionsgebräuche sollten
seyn, an welchen das noch verborgene Gewebe m
werden könnte.

Erst der Missionarseifer des Grafen, wie
recht wirksam zu werden anfieng, zeigte einen Th
was allzu argwöhnische Gemüther gleich anfangs
hatten, und da dieser erlauchte Theolog, wahrschein
sicher gemacht durch seinen ersten glücklichen Fort
seinen Vorträgen und Liedern einen Schmackhaftig
überließ, welche auch den geübtesten Denker manches
dächtig hätte sagen machen, so änderte sich allmälig
fangs bloß allzubilderreiche Religion in ein sinnlich
Gemische, das bald eben so ärgerlich als ungereimt

Jeder Schwärmer hält auf sein Gemüthlichkeit
der Graf setzte Gottes Wort gar zu weit gegen dieselb
ab. Zu Herrenhut hätte immerhin eine Einrichtung seyn
welche der Gütergemeinschaft der ersten Christlichen Gem
Jerusalem ähnlich seyn sollte; aber so bald sich die Brüder
auch in andern Ländern ausbreiteten, so konnte die Heil
kasse unmöglich gemeinschaftlich seyn, und das willk
Heurathsordnung mußte manchen Brüd
schwerlich werden.

Manche fromme Seele mag dem Unheil
lange nicht getraut haben, die Beyspiele von S
und Frank und alle ältere Geschichte schienen zu bew
daß alles Gute Widerspruch leiden müsse: aber als
selbst Bengel dagegen auftrat, und mit verstärkten
Vorstellungen mächtig als Weis[illegible] schied sich

ıpartie von dieser neuen Gemeine, und wenn schon
orf bis an seinen Tod in der alten und neuen Welt 1790
'te, so war doch das Glück des weitern Fortgangs dem
Anfange gar nicht gemäß.
:it dem Tode des Grafen hat sich alsdenn diese Gesell-
ichtbar gebessert, da die Verbindung zwischen Zinzendorf
:r Nitschmänninn, selbst im Innern der Gemeine so
rruhe gemacht hatte. Ihre Religionsbegriffe haben sich
: berichtigt, ihre innere Verfassung scheint von dem er-
istlichen Despotismus glücklich verloren zu haben, ihre
ensucht kommt mit der Ruhe anderer Gemeinen weni-
Collision; vielleicht können die Herrenhuter im Ver-
s gegen die Lutherische Kirche noch eben das werden,
:hemals Waldenser im Verhältniß gegen die päbstliche
waren — bleibende Zeugen der Lutherischen Wahrheit,
Lehre von der Versöhnung und andere Lutherische Grund-
von einer willkührlichen Philosophie oder von einem der
:n Orthodoxie noch nachtheiligern Indifferentismus ver-
t werden sollten.

§. 56.

Unionsversuche. Baumgarten stürzt die Waisenhauspartie.

In die Geschichte des erstern durch den Schein der Or-
rie begünstigten Fortgangs der Herrenhuter war unter
n auch Canzler Pfaff in Tübingen verwickelt,
Mann, in welchem die Vorsehung recht viele Vortheile
igt zu haben schien, um etwas großes auszuführen, der aber
seinen Unionsversuchen so bei allen seinen Unternehmungen
l auf seinen Ruhm und Bequemlichkeit sah, als daß er das
werden können, was Baumgarten in Halle unter viel
er scheinbaren Umständen sowohl durch seine eigene Thätig-
ls durch die Thätigkeit seiner Schüler geworden ist.

Die Frankische Partie hatte zwar einige Freimüthi Ansehung der kleineren theologischen Bestimmungen a aber es war mehr Freimüthigkeit auf das Bew licher Absichten als auf feste neue Ueberzeugungsgründ baut. Baumgarten mit einem hinlänglichen Vorr storischer Kenntnisse versehen, gab den Jünglingen bete, manchen bisher unbenutzten Stoff zum N und brachte auch Englische Litteratur mehr in Umla ihm uns Teutschen zu unsrem größten Schaden gar war. Was dem großen Mann an philologischen tischen Einsichten entgieng, ersetzte sein Zeitgenosse dem öfters Fehler seiner Schüler als eigene Fehler a worden, und Ernesti verbesserte mit noch entsch richterlichem Ansehen manche Fehler der Baumg Schule, welche oft im dunklen, tabellenförmigen V rem Lehrer ähnlicher zu seyn schien, als im Vorzü ausgebreiteten historischen Kenntnisse. Hätte auch B ten unter allen, die nun bei ihm sind, keinen andern gezogen, als Heilmann, welcher Freund gründlic matischer Kenntnisse würde ihm nicht danken?

§. 57.

Geschichte der neuesten theologischen Revolution.

Semler, Baumgartens vertrauter Schüler, Erweiterung der bisherigen theologischen Kenntnisse lich auch in freimüthiger Erschütterung der gangba thodoxie viel weiter als sein Lehrer. Durch auffallend bräuche der Lehre von den Besessenen und manche für Hallischen Theologen wichtige Localumstände wurde gelehrte Eifer desselben geweckt, und da bisher größtentheils die Gränze der kirchenhistorischen Kenntniss so konnt' es nicht fehlen, der thätige Mann kam aus

n Felde mit der reichsten Ausbeute zurück. Nur
noch ein großer Theil unsers Zeitalters, ob die hi
Untersuchungen desselben in Ansehung des Kanon
ängliches kaltblütiger Ueberlegung angestellt seyen,
selbst oft Gelehrsamkeit und unermüdete Thätigkeit
lig unparteiischen Nachdenken habe hinderlich werden

higer wär die Reforme, welche Teller, ein ge
voller Exegete, in Ansehung mancher bisher angenom
biblischen Hauptideen in seinem Wörterbuch wagte,
großer Theil auch unserer gelehrtern Theologen ver
ebei seinen Argwohn gar nicht, daß Christliche Reli
enn allmählig alles positive hinweggethan wird, nach
ch in reinen Naturalismus verwandelt werde. Sie
sich also noch lieber zu dem trefflich philosophirenden
ding, der zwar auch das positive der Christlichen Re
nicht ins Licht stellt, aber dasselbe weniger geradehin
reiten scheint, und sowohl durch seine Erinnerungen
irch sein Beispiel die Scheidung des allgemein nützli
nd allgemein nothwendigen von bloßer theologischer Me
k befördert.

Unstreitig hat die allgemeine Teutsche Biblio
dieser theologischen Revolution den Hauptschwung ge
Durch sie ist die uneingeschränkteste Freimüthigkeit
ert, manche feine philosophische Speculation, mancher
bloß in ungelesenen Werken verborgen liegende Zwei
allgemeinen Umlauf gekommen, und wenn die Men
in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eben
t Menschen sind als die der vorigen Zeitalter, so läßt
uch vermuthen, daß selbst die richterliche Strenge die
llgemein beglaubigten Kritik manchen Schriftsteller von

Orthodoxie zurückgeschröckt und zur Heterodoxie ...
habe.

§. 58.

Im Ganzen haben wir durch diese Revolution ...
tern dreißig Jahre außerordentlich gewonnen, und sie ...
sich wahrscheinlich einst als die glänzendste Periode ...
therischen Kirchengeschichte auszeichnen. Wenn ist je ...
bel mit so viel kritischer Mühe behandelt, ihr ersi...
scher Sinn mit einem solchen Vorrath der mannig...
Kenntnisse untersucht worden? In welchem Zeitalter ...
Aufklärung des Alten Testaments durch Reisebeschr...
durch den Gebrauch verwandter Dialekte und durch ...
classischer Litteratur geübte Interpretationskunst ge...
wonnen? Wenn ist je der Gesichtspunct, aus we...
Bücher besonders des alten Testaments betrachtet ...
müssen, mit so viel Wahrheit und Geschmack festgesetzt ...
Welcher Zeitpunct der Lutherischen Kirche hat so viele ...
phisch aufgeklärte, philologisch gelehrte und geschm...
Theologen gehabt, als unser Zeitalter?

Wie schwesterlich nähert sich Theologie immer ...
der Religion? Wie viel wurde nicht durch kritische ...
in der Kirchengeschichte aufgeklärt? War es nicht ein...
kung werth, um die Lehre vom Kanon so bericht...
erhalten, als wir sie itzt haben? Der strengere Rich...
sers Zeitalters wird vielleicht gegen alle diese Vortheil...
herrschenden Hang zum Naturalismus abwägen wollen, ...
die Zügellosigkeit klagen, womit selbst oft theologische S...
steller solche Lehren behandeln, welche vom größern Th...
ker Zeitgenossen nicht ohne große Wahrscheinlichkeit als ...
lisch glaubwürdige Lehren angesehen werden, und endlich ...
von den ökonomischen Ursachen der Vielschreiberei u...

sprechen wollen, wodurch freilich mancher Unmündige Schriftsteller veranlaßt, manche der trefflichsten ältern ..ern Schriften unbenützt bleiben mag. Wie viele der ..egungen der Wolfenbüttelschen Fragmente werden auch ..s nächste Jahrzehend überleben? Der Strom der theo-..en Litteratur besonders seit dem es so viel Ruhm und ..l bringt bloß für das größere Publikum zu schreiben, ..mmer breiter; aber auch tiefer?

..ichte der Katholischen Kirche seit der Constitu-..tionsstreitigkeit bis auf die neuesten Zeiten.

§. 59.

Reihe der Päbste.

Die Jesuiten hatten an Clemens XI. ihren Mann ..en, der entweder befehlen mußte, was sie wollten, oder die Freude hatte befehlen zu dürfen, aber nur keinen ..sam sah. Ersteres zeigte sich in den Jansenistischen, ..es in den Chinesischen Missionsstreitigkeiten. Sein ..olger Innocenz XIII. würde besonders in Ansehung 1721 ..Kirchenstaats einer der besten Regenten geworden seyn, ..ebte er nicht lange genug, um etwas großes und gan-..usführen zu können.

Wenn aber wirklich im Conclave immer so viele feine 1724 ..inische Politik herrscht, als man vorgibt, wie kommt ..aß ein so einfältiger Mann als Benedict XIII. zum ..gewählt wurde, und seine Regierung dauerte überdiß ..genug, daß Coscia und Fini große Reichthümer ..len konnten. Clemens XII. betrog seine Wahlherrn, 1730 ..ie schon oft betrogen worden seyn mögen, der alte schon

halb blinde Greis blieb zehen Jahre lang auf dem
sitzen, und sah nicht die Kirche als seinen Nepoten an.

1740 Im Jahr der Thronbesteigung Marien Theresia Friederichs wurde der gelehrte Lambertini — Ben XIV., dessen Regierung das Schlesische Generalvicar ein trauriger Vergleich wegen der Annaten mit

1758 verewigen. Die Jesuiten mögen es oft bereut haben, d nem so schwachen Vertheidiger ihrer Sache, als Cl XIII. war, die dreifache Krone kauften, noch mehr die Unvorsichtigkeit ihres Ricci erstaunt seyn, daß noch einmal so viel Geld aufwandte, um die Wahl

1769 ganelli zu hintertreiben, der als Clemens XIV. th auf man geschworen haben möchte, daß es nie thun würde, er dankte durch die Bulle Dominus ac tor noster das beste päbstliche Garderegiment ab. seine Kühnheit bald darauf durch den schmerzhaftes und den Jesuiten scheint die Freude zu werden, unt Ruinen des Römischen Stuhls sich begraben zu sehen. unmöglich kann sich das Pabstwesen lange mehr halten sonders bei einem solchen Regenten als Pius VI. ist Römer überhaupt und die Päbste insbesondere sind sehr in Aufklärung und Thätigkeit zurück.

Zeigt es sich nicht, wenn man alle diese Herrn mensstellt, daß sich der heil. Conclavengeist manchmal und so ungeschickt verfehlt habe, daß er der Kirche oft de in den gefährlichsten Zeiten den schwächsten Pabst Bei einer solchen Wahlverfassung, als das Römische clave ist, müssen sich diese Fälle öfters ereignen. Ein Partheien zanken sich gewöhnlich so lange, bis beide Conclavenzwangs überdrüssig, endlich auf einen Men fallen, den oft bei dem ersten Eintritt ins Conclave gar ni

:n Erwartungen berechtigte. Welche Schwierigkeit auch nicht zu seyn, bis endlich der heil. Conclaven- solches Subject trifft, gegen welches weder der erst- Sohn der Kirche noch die katholischen und apostoli- ajestäten protestiren.

§. 60.

tutionsstreitigkeit seit Ludw. XIV. Tode. Franz Paris.

: Tod Ludwigs XIV. schenkte den Gegnern der Con- Unigenitus einige Ruhe, welche aber so unveränderlich das neue Hofsystem, worauf sie sich gründete. Was ie Appellationen an ein Concilium, wenn Cardinal für gut fand, den ersten Grundsatz der Französischen reiheit als Rebellion gegen den Pabst anzusehen. nicht erbarmenswürdiger Gewissenszwang, daß auch Todesstunde demjenigen die Sacramente verweigert sollten, der die Constitution nicht annehme, der nicht Beichtzettel vorzuweisen habe, worinn ihm von ei- thodoxen Priester seine unbefleckte Orthodoxie bezeugt Das Parlament nahm sich zwar der Unterdrückten :r der eigennützige Eifer der Bischöfe, welche sich Ge- lligkeiten von den Jesuiten versprechen konnten, suchte iterdrückten auch diese einzige Schutzwehr zu entreißen. ie Anticonstitutionisten glaubten, nun sey es Zeit, daß ür seine Kirche eben das wieder thue, womit er sie in sten Zeiten ihrer Pflanzung gegen ähnlich gefährliche gerettet habe, sie erwarteten Wunder und sahen also ald Wunder am Grabe eines weil. Diakonus der Kir- h. Medard zu Paris, Franz Paris.

o haben noch wenige Vorfälle des scharfsinnigsten phi- schen Untersuchungsgeistes gespottet, als die Geschichte so schnell berühmt gewordenen Kirchhofs. Fieng man

vielleicht zu philosophiren an, ehe historische Kritik den S
hinlänglich vorbereitet hatte? Erinnerte man sich zu we
was besonders bei Nervenkrankheiten die Imagination
ken kann? Bedachte man, daß ein Gerücht nirgends le
zur großen ungeheuren Lüge wächst, als in einer Stadt
Paris ist? Der König verbot endlich, daß mehrere W
am Grabe des sel. Abbts geschehen sollten, und die W
blieben allmälig aus. Sebast. Joseph von Carvalho i
Portugall Wunder anderer Art, welche die Jesuiten n
leicht unthätig machen konnten, an deren Wirkung i
lich auch starben.

§. 61.

Sturz des Jesuitenordens.

1750 Der Minister des neuen Königs von Portugall,
bei jedem Gedanken an die unmittelbar vorhergehende
rung der volle Gräuel eines Pfaffenregiments in die
fallen mußte, besaß ganz die grausame Entschlossenheit
che nothwendig ist, wenn bei einem durch Aberglau
stupid gemachten Volk als die Portugiesen waren, pr
tische Aufklärung emporkommen solle. Ein kleiner
1753 tausch im südlichen America mit Spanien machte i
die Missionsfinanzkünste der Jesuiten zuerst recht thä
merksam, und er entdeckte eine Quelle des Zerfalls d
tugiesischen Handels, die man vorher kaum so gefährli
muthet haben mag.

1759 Wenn um diese Zeit wirklich eine Verschwörung
das Leben des Königs Joseph entstanden ist, so dar
sich nicht wundern, daß weder der Minister noch sei
unparteiischer Geschichtkenner die Jesuiten ganz unsch
glauben wollte. Malagrida war doch Jesuit, und die
logie der ganzen Geschichte der letztern dritthalb Jahrhun

e auf diese Vermuthung führen, welche selbst auch von Jesuiten nur mit Klagen widerlegt wurde. Es war in den Annalen des Ordens ganz ungewöhnliches Un-, daß sie sich um solcher Beschuldigungen willen aus i Königreich vertrieben sahen. So lange sie aber den t zum Freund hatten, so lange sie in andern Königrei- festen Fuß behielten, war eine solche partielle Schwä- g ihrer Gewalt gewöhnlich nur der Uebergang zu einer n rühmlich scheinenden Wiedereinsetzung. Der neue Pabst mens XIII. ließ aber gar nicht befürchten, was Lam- ni und sein Freund Paßionei in der That mehr als ge- t hatten, und weder in Frankreich noch in Spanien zog zu gleicher Zeit ein sichtbares Ungewitter zusammen. hatte sich doch der Zustand der ganzen Katholischen he seit dreißig, vierzig Jahren ohne Katastrophe bloß h steten Zusammenhang gewisser, gleich fortgehender Wir- gen so verändert, daß eine Totalrevolution reif zu seyn schien. Voltaire und andere, die sich den Namen Philosophen egten, hatten so viel wahres und lustig falsches über den rus und über die Mönche geschrieben, so unterhaltend ge- ttet und ihren Spott so im mannigfaltigsten Gewande im- r wiederholt, daß sich endlich auch diejenigen, welche vor- nicht lesen mochten oder nicht lesen konnten, bei ihrem ıblicum einfanden, Damen und Minister ein Buch zur ınd nahmen, das sie ohne große Anstrengung so klug zu ıchen schien. Der politisch große Nutzen der Religionsdul- ng wurde durch die Geschichte der protestantischen Staaten it jedem Jahrzehend immer mehr mehr bewiesen, und ein ıctum, wie die schröckliche Schlachtung von Calas, kam m Dichter von Ferney recht geschickt, um eine eindringen- nde Gelegenheitspredigt zu halten. Bei der allgemeinen

Circulation solcher Lectüre verlor sich sichtbar der Zauber, in welchem die Jesuiten die große Welt so lange gehalten hatten, und weil sich gewöhnlich auch das zufällig vorbereitet zusammenfindet, wenn die Vorsehung beschlossen hat, der Welt eine Wohlthat zu schenken, so mußte es sich glücklich schicken, daß bei der Lethargie der Könige in Spanien und Frankreich ihre großen Minister alles galten, daß Choiseul, Pompadour und das Parlament aus den verschiedensten Beweggründen einen Wunsch hegten, daß weder der damalige Jesuitengeneral noch der Pabst selbst die Gabe besaßen, im Gegenwärtigen das Zukünftige zu vermuthen.

Ein Kaufmannsproceß gab in Frankreich die erste entscheidende Veranlassung, um der Ausführung des Entwurfs näher zu kommen, den Pombal, Choiseul und Aranda mit einander verabredet zu haben schienen, und den der Pabst selbst durch seine höchst ungereimte Panegyrikusbullen, womit er

1765 den Jesuiten helfen wollte, unvorsichtig beschleunigte. Kaum

1768 Spanische Minister hatte die Jesuiten kaum aus Spanien abführen lassen, so erschien das Breve gegen den Herzog von Parma; die letzte Stimme des Pabsts aus dem mittleren Zeitalter, denn von itzt an wurde dem Pabst gar zu fühlbar gemacht, daß wir im achtzehnten Jahrhundert seyen. Vielleicht glaubten die Jesuiten selbst durch den bald darauf folgenden Tod des Pabsts etwas zu gewinnen, aber wenn dieses hätte wahr werden sollen, so sollte nicht der Minorit Ganganelli Pabst geworden seyn.

§. 62.

Aufhebung des Jesuiterordens. Revol. Kais. Josephs II.

Der kluge Clemens XIV. wand sich zwischen der Hoffnung, die große Bourbonische Ligue durch Geschmeidigkeit und Versprechungen zu trennen, und zwischen der Fu

weder das Leben des Jesuiterordens noch die wenigen
gebliebenen Edelsteine seiner eigenen Krone retten zu
n. Er kannte die Jesuiten als Pabst und als Mensch,
bwechslenden Vortheile für das Pabstthum, ihren blei-
n Schaden für die Menschheit. Endlich siegte doch der 1773
e Gedanke, er hob durch die Bulle Dominus ac redem-
noster den Orden auf. Die Schlange zappelte zwar
immer, auch nachdem ihr Kopf zertreten war, Clemens
schmeckte noch erjesuitisches Gift, und hie und da spukt
besonders in Teutschland der abgeschiedene Geist, aber
e wohl Hoffnung da seyn, daß er je wieder auflebe?
Noch sind nicht achtzehen Jahre verflossen, seitdem die
hebungsbulle des Jesuitenordens erschienen, und schon stürzt
allen Orten das ganze Gebäude des Mönchs-Wesens und
st auch der römischen Hierarchie ein; man sieht aus dem
olg, welcher Grund-Pfeiler es war, der bisher das alte
fällige Capitolium hielt. Zwar schien es, als ob man-
der größten und wohlthätigsten kirchlichen Reformen, die
eph II. gemacht hatte, von seinem weisen Nachfolger 1780
pold II. nothwendig der politischen Convenienz aufgeopfert
rden müßten; aber höchst wahrscheinlich ist dieß doch bloß
e optische Täuschung, der die Zeitgenossen bei Beurtheilung —
ngsam aber sicher wirkender Regenten selten entgehen; und
lche Totalrevolution des ganzen Europa wird nicht endlich
ch hierinn Folge der Französischen Revolution werden.
Die Katholische Kirche wird nu nendlich einmal aufhö-
n, päbstliche Kirche zu seyn, Staat und Kirche werden sich
nz in einander passen, das Volk erhält allmälig die Rech-
wieder, welche ihm von der Klerisei entrissen wurden, und
bald der Consociationsgeist verbannt ist, wodurch bisher
e Katholische Geistlichkeit in den entferntesten Ländern un-

ter sich zusammenhieng, so wird auch der Katholische
dem Protestanten brüderlich zusammen wohnen können.
ber die Oesterreichischen Staaten wird sich die Aufklärung
wie ein Licht verbreiten; aber wie in unsern teutschen
schen Stiftslanden, wo man noch höchsten Orts
wird, den Nuzen des Cölibats der Geistlichkeit
gesunden Vernunft zu demonstriren? Auch hier
endlich, so wenig als zulezt in Portugal, diese große
derung ausbleiben können, wenn nur die Katholische
in den Oesterreichischen Staaten der Erfüllung
Hauptwünsche näher gekommen seyn wird, ihre Geist-
verheurathet zu sehen, und nicht mehr eine unbekannte
che vor dem Altar hören zu müssen.

---

chte des Unglaubens seit den Zeiten der Refor-
ation sammt der Geschichte der Socinianer.

teressanteste Stück der neuern Kirchengeschichte, aber auch s schwerste, weil die Gränzen zwischen diesem Abschnitt und m Abschnitt der Geschichte der Christlichen Kirche oft so erwartet zusammenfließen, und zu richtiger Darstellung des-lben ein sicherer Totalblick über die politischen und ökono-ischen Veränderungen des aufgeklärten Europa erfordert wird. ie Lessische Abhandl. in Walchs neuester Religionsge-ichte macht mit den pragmatischen Hauptideen, welche zu iesem Abschnitt gehören, sehr angenehm bekannt.

Noch hätte sollen ein Abschnitt Geschichte der Schwär-ner und ihrer kleinern oder größern Haufen beige-ügt werden, aber bei der Dürftigkeit des hierinn bisher vor-earbeiteten ist es unmöglich hier einen treuen pragma-ischen Grundriß darzulegen.

§. 63.

rische Veranlassungen, Italien zum Mutterlande des Unglau-bens zu machen.

Auf die Reformation hatten in verschiedenen Ländern verschiedene Umstände vorbereitet, daß der letzte Zustand, cher aus solchen Gährungen entsprang, nach der Man-faltigkeit der politischen Verfassungen und selbst auch dem schiedenen Genie einzelner Menschen höchst verschieden n mußte. In Italien und zum Theil auch in Frankreich r die theologische Aufklärung fast nichts anders als schwa-er Lichtstrahl, der sich bei den Männern, welche classische tteratur und Philosophie ihres Zeitalters bearbeitet hatten, ch in diese dunkle Region hinüber brach, so wie hingegen r Teutsche, der Erlernung positiver Kenntnisse, wie s scheint, vorzüglich fähig, seine ganze theologische Auf-klärung aus der Bibel holte, und der Gefahr des philo-sophischen Skepticismus weniger unterworfen war. Nichts

mußte überhaupt auch bei einer solchen Ideenrevolution, die die Reformation veranlaßte, leichter geschehen seyn, als rascher Uebergang von bisheriger Leichtglaubigkeit auf allgemeine Zweifelsucht, und gegen die kühne Vermengung der Religionsgeheimnisse mit den bisher gangbaren ungereimten Lehren konnte nichts schützen, als redliche Aufmerksamkeit auf die Aussprüche der Bibel, welche, wie bei uns Teutschen durch die ganze Art zu studiren bewährt werden mußte. Ueberdiß geben herrschende Sittenverderbnisse dem einmal rege gewordenen Zweifel an der bisher gangbaren Religion gewöhnlich immer eine unglückliche Stärke, daß man ein Joch ganz abzuschütteln sucht, das doch durch alle Reformation nie leichter werden kann.

So viele Umstände vereinigten sich noch außer den besondern politischen Verhältnissen, um Italien zum Mutterlande des Unglaubens zu machen, der nachher in England bei nicht unähnlichen Umständen im folgenden Jahrhundert vollends ausgebildet wurde. Mich. Servet war zwar ein Spanier, Joh. Sylvanus, Adam Neuser, Ludw. Hetzer waren Teutsche, aber der größere Haufen waren immer Italiäner, die sich auch nicht blos wie erstgenannte Teutsche als irreligiöse Taugenichtse zeigten, sondern mit einer gewissen Anständigkeit den Zweifler und Unglauben machten, daß ihr Name des Angedenkens der Geschichte nicht unwürdig ist.

§. 64.

Socinus. Unitarier.

Jeder dieser berühmtern Unglaubigen Val. Gentilis, Matth. Gribaldi, Bernhardin Ochinus, und endlich auch den noch dazu gerechnet, der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebte, Jul. Cäs. Vanini, hat seinen ausgezeichneten eigenen Charakter, seine ihm eigene

g von Schwärmerei und Skepticismus, und bei dem
t Forscher unserer Zeiten auch seine eigene Vertheidigungs,
der wenigern Verschuldung als man ehemals glaub-
Keiner unter ihnen allen ist durch den Erfolg so merk-
geworden als Lälius und Faustus Socinus.
habe, daß man den erstern nicht aus eigenen Schrif-
nt, sondern nur aus Nachrichten seiner Zeitgenossen,
t konnten ihn manche übrigens selbst große Männer
Zeitalters nicht fassen. Der Neffe Faustus war sei-
heim weder an Talenten noch an Kenntnissen gleich,
das wichtigste seiner Lehrsätze aus den hinterlassenen
en des letztern gelernt haben, aber weil er entweder
politische Thätigkeit hatte, als diese, oder weil er viel-
auch in ein geschickteres Zeitalter er fiel, so gelang es
Partiestifter zu werden. Doch auch dieser Ruhm
t ihm nicht ganz, die Socinianer verbitten sich mit
diesen Partienamen, sie sind in vielem gar nicht bei
s Vorstellungsart geblieben, ihr Lieblingsname Unita-
scheint zwar zu allgemein, aber deutet doch zugleich auf
hre, von welcher sich ihr System zuerst ausbildete.
Socin ärgerte sich, wie alle diese Italiänischen Zweifler,
zlich an der Lehre von der Gottheit J. C. und der da-
erbundenen Lehre der Dreieinigkeit, sein Aergerniß ent-
g aber aus einer Denk sart, mit welcher sich auch
her andere Artikel der Christlichen Lehre nicht vereini-
ieß. Erst nachdem er Italien verlassen und nach Zürich
en war, fieng er an seine Lehre auszubreiten, der es in
neisten Ländern an Beifall nicht fehlen konnte, weil die
änischen Flüchtlinge in alle Welt sich zerstreut hatten,
Zweifel gegen positive Lehren immer leichter gefaßt wer-
als die Beantwortung derselben.

Ueberall aber, wo schon eine gebildete neue Kirch widersetzte man sich mit dem größten Nachdruck dem lyten-Eifer dieser Unitarier, die oft auch selbst unter der nicht recht einig waren, bald gar keine höhere Na Jesu annahmen als die menschliche, bald auch zur Hy pothese der Arianer sich neigten. Sie schienen sich in Polen unter dem Schutze Kön. Sigismund verbergen zu können, und bei den Familienverbindunge che zwischen dem König von Polen und dem Woiwo Siebenbürgen waren, auch im Lande des letztern.

Die Ruhe der Siebenbürgischen Gemeinen wurde
1573 den Streit zwischen dem Leibarzt Gr. Blandra dem Superintendenten Franz Davidis gestört: dach der letztere nicht ganz zusammenhängend, wenn er be te, daß Jesus, falls er nicht Gott sey, auch nicht a werden dürfe?

In Polen wurde Rakau Hauptsitz der Unita
1692 Partie. Hier hatten sie eine durch den Ruf mancher berühmte Universität, durch deren guten Zustand der rer Partie eben so sehr erhalten wurde, als durch die Kirchenzucht, welche zur Beschämung mancher protestan Gemeinen unter ihnen herrschte. Aber so bald Jesuit Polnischen Hofe zu regieren anfiengen, so wurde
1638 Unitariern das Vorspiel der Tragödie aufgeführt, die raner und Reformirte vollenden mußten.

Es sind viel berühmte Namen unter den Lehrern ser Partie, weil sie die erste Zeit ihres schönsten Flor überlebt hat. Andr. Dudith gehört zu ihnen, wie mus zu den Reformatoren. Christo. Ostorod, Va tin Smalcius, Johann Crell und Martin Ru waren Teutsche, welche sich aber mit vielen ihres

)olen zogen. Beide letztere hat Ernst Soner, Prof.
)orf, gebildet, ein damals höchst gefährlicher Mann für
:eutsche Lutherische Universität. Samuel Crell,
n Crells Enkel, hörte sich am liebsten nach dem Na-
:nes alten fast ganz unbekannten Ketzers Artemon
r. Daß doch auch die Religionspartie, welche alles
auf eigene vernünftige Einsichten zu gründen scheint,
n eine theologische Ahnenprobe haben möchte!

§. 65.

Naturalisten in England.

Den letzten Grundartikel der Christlichen Religion, daß die
unmittelbare göttliche Offenbarung sey, hat keiner der
:rischen Lehrer jemals angegriffen, auch keiner der übri-
Unglaubigen, wenn er nicht bis zum atheistischen oder
)eistischen Schwärmer verfiel, bis auf diese Zeiten hin
absichtlich und mit versuchten Beweisgründen jemals
gnet. Die Philosophie hatte sich noch nicht genug aus
Bibel bereichert, daß sie schon ihrer Lehrerinn hätte Hohn
hen können, und für den, welcher die Grundsätze der
rlichen Religion nach den damals gangbaren philosophi-
Beweisen annehmen konnte, mußte es leicht seyn, auch die
aligen Beweise der Wahrheit der Christlichen Religion
unrichtig zu finden.

Von der Seite der eigentlichen Demonstration blieb al-
e Christliche Religion noch immer gesichert, so schlecht
ihre Wahrheit erwiesen war, aber wer sollte es glauben,
das erste feierliche Bekenntniß von Naturalismus ein
k eines edlen Menschenfreundes war, dessen ganzes Herz
n das Christenthum seines Zeitalters sich empörte?

Eduard Herbert von Cherbury sah in seinem
alter, in der Periode Jakobs I. und seines unglücklichen

Sohnes Karl, den Sectengeist, der damals aus den posi
Lehrsätzen der Christlichen Religion entsprang, in
schröckenden Größe, und ärgerte sich so sehr an der
keit, womit eine Christenpartie die andere zur Hölle
oder womit vollends der Calviniste den Allgütigen
hung der ewigen Wohlfahrt des Menschengeschlechts hand
daß der Zweifel, ob eine solche Unglück bringende und
weissagende Lehre wirklich vom Allgütigen seyn könne,
Ueberzeugung reifte, der Gott aller Menschen fodere
weder die Einsicht in alle diese dunkle positive Lehren
Befolgung derselben. Er sey kein harter Mann,
meln wolle, wo er nicht gesäet habe, der gewisse K
zur Bedingung des ewigen Glücks der Menschen ma
che der größte Theil derselben nicht erhalten konnte
jeder Mensch wissen könne, dessen Befolgung werde
dem Menschen gefordert werden: der tausendste Th
selbst in der Christenheit habe weder Kräfte noch Muße
Gelegenheit genug, um jene feinere Gotteserkenntnisse
erwerben.

Cherbury nahm die ersten Grundsätze der natür
Religion in der Reinigkeit an, womit sich Rousseau,
nicht unähnliche Veranlassungen gegen das positive der
lichen Religion eingenommen, dieselbe darstellte. Er
Grundsätzen und Charakter sehr verschieden von seinen
Zeitgenossen Spinoza und Hobbes. Dem erstern
dem Charakter nach noch ähnlich, denn Spinoza bra
seine pantheistischen Grundsätze eben so wenig zur Erklä
rung der Moral, als er, sondern bloß mißverstandene me
physische Begriffe hatten ihn auf dieselbe geleitet; aber
letztern war er nach Charakter und Lehren völlig unähn
Wie viel hat nicht letzterer mit seinen Schriften auch

rlichen Religion geschadet? Wie muthwillig die
liche Religion mißhandelt? Wie wenig war er Mann
eligiöser Bedachtsamkeit und Stetigkeit?

§. 66.

Gr. v. Rochester. Shaftsbury. Bollngbroke. Hume.

Einen solchen Apostel als Hobbes hörten die Wollüst-
am Hofe Karls II. viel lieber als den ernsthaften Tu-
freund Cherbury; noch freudiger versammelten sie sich
um den Grafen von Rochester, wenn er mit der
willigsten Laune des Christenthums spottete, Lehrer und
ührer bei einem Weltgenuß wurde der sich zuletzt noch
seiner eigenen Gesundheit rächte. Die Geschichte nennt
e Menschen kaum als Beispiele der herrschenden Denk-
ihres Zeitalters, denn in die Reihe der Unglaubigen ver-
ien diejenigen nicht gestellt zu werden, welche bloß Schutz
ihre Lüste suchten.

Wie überhaupt nicht jeder orthodoxe Theolog einen Platz
der Kirchengeschichte verdient, so auch nicht jeder Zweifler
Unglaubige; es sind auch hier, besonders je mehr sich
neuern Zeiten die Schaar verstärkte, gar zu viele schwach-
iige, die oft mit ihren Papieren nur bewiesen, daß auch
gerne wollten. Karl von Blount, Toland, Col-
is, Woolston, Tindal, Chubb und mehrere in der
tideistik genannte Schriftsteller kommen deßwegen hier nur
Namen vor, und der Name der Teutschen, welche vor
n Wolfenbüttler Fragmentisten dieser von Engländern und
nzosen betretenen Spur folgten, verdient nicht einmal ge-
nnt zu werden. Der Verfasser der Wertheimer Bibel-
rsetzung ist nach dem Styl seiner Zeiten behandelt worden;
Nachwelt beurtheilt ihn billiger.

Um nicht ganz ohne Nutzen von der Geschichte dieser

kleinern deistischen Krieger hinwegzugehen, bemerkt man si[ch]
ihre abwechslende Arten des Angriffes, wie sie bald, [d]
untreue historische Vergleichungen der Wunder Jesu ge[...]
tet, bald durch Spinozistische Schwärmerei oder durch [...]
tige Lobsprüche der natürlichen Religion, das Christen[thum]
entbehrlich zu machen suchten, oder das Religionsurkun[de]
selbst von der historischen und kritischen Seite angreif[en]
ten, oder wohl gar von der Moral des Christenthu[ms]
ächtlich sprachen.

Möchte doch das letztere der edle Shaftsbury nich[t]
haben. Wie warnend ist das Beispiel eines solchen groß[en]
nes, auf seine eigene ganze Studierart acht zu hab[en]
sich vor individuellen Vorurtheilen gegen gewisse [...]
ten zu hüten. Vielleicht fieng auch Bolingbroke[s]
pathie gegen das Christenthum auf eine ähnliche [...]
Dem Freund einer pragmatisch politischen Geschichte
ten wohl Mosis Familienanekdoten nicht gefallen, de[r]
historische Ton des Alten Testaments war ihm zuwide[r]
das neue Testament mußte seine unzertrennbare Ver[...]
mit dem A. T. entgelten. Ueberhaupt waren die [...]
kein Volk für den politisirenden Historiker, und Chri[sten]
schienen ihm immer nur als reformirte Juden.

Das hauptsächlichste dieser Bemerkungen paßt au[f]
den scharfsinnigen Hume, wenn schon sein an meth[odi-]
res Denken gewöhnter Geist mehr auf die Hauptpun[kte]
Christl. Religion traf, metaphysische und historische Ein[...]
geschickter vermengte. In wie vielfacher Rücksicht, Eh[r-]
Neuerungssucht, und oft manchmal so gar gewisse [...]
verhältnisse zur Entstehung oder Bekräftigung solcher [...]
gungen gegen die Christl. Religion beigetragen, kann die
schichte selten ohne lieblose Vermuthungen erzählen, weil

Charakter dieser Männer so genau gekannt ist, als
rakter von Voltaire.

§. 67.

aire und Rousseau. System der Natur. Wolfenbüttler Fragmente.

le Englische Deisten zusammengenommen haben der
ichen Religion nicht so viel geschadet als dieser Fran
Dichter. Die biblische Geschichte war unter seinen
n, wozu er sie brauchen wollte, und sein zauberischer
nachte die Frage ganz vergessen, ob die Erzählung auch
ey, ob nicht die Wahrheit einer Lehre durch den Ton des
tstellers, der sie vortrug, unkenntlich gemacht worden.
n genauer Kenner aller Kunstgriffe der Beförderung ei
wissen Ideencirculation, wußte die Gestalt seiner Ein
und Lästerungen gegen das Christenthum so zu ver
ltigen, daß sich die Welt wunderte, wie sie durch die
Mann innerhalb dreißig Jahren so klug geworden sey,
unstreitig hat er besonders die Katholische Welt lachend
manchem überzeugt, was sie vorher keinem Protestanten
keinem ihrer eigenen aufgeklärtern Theologen glauben

Er hat den Königen begreiflich gemacht, daß sie für die
olomäusnächte und für ihre Dragonerapostel weder in
noch in jener Welt Dank verdienten. Er hat so tref
abwechslend über die Mönche gespottet, daß wir, wie
eint, nun endlich auch hier einmal die Hülle des mitt
barbarischen Zeitalters ablegen werden. Er hat allge
Duldung unter Protestanten und Katholiken verbreitet,
lbst die Theologen der erstern Partie konnten zu Be
ung ihrer Vorstellungsarten aus seinen Spöttereien öf
en Nutzen ziehen, den jeder unparteiische Wahrheits

freund auch aus der Hand seines Gegners dankbar als Ge-
schenk annimmt.

Gewiß war es zum Glück der Religion, daß Rousseau
Voltaire's Zeitgenosse war, und mit seinem rednerischen
fer für reine Moral und aufgeklärte natürliche Religion
unermeßlichen Schaden einigermaaßen verhütete, welchen
gemein einreißender Unglauben nothwendig anrichten
Traurig genug, daß wir es noch als Vortheil ansehen
sen, nur nicht alle Religion niedergestürzt zu sehen, daß
ner der heftigsten Gegner der Wunderwerke Jesu noch
bar als Schutzwehr der Christl. Religion betrachtet werden
aber warum sollten wir uns hierüber in Ansehung
scher Länder wundern, da sich manches selbst im Pro
schen Teutschland hie und da zum Zeitalter des Er
der Natur zu neigen scheint, wenn anders die sch
lerische Welt einen sichern Maßstab des allgemeinen
des geben kann.

Die letzte große Erscheinung in den Annalen des
schen Unglaubens sind — die von Lessing heraus
benen Fragmente eines Ungenannten, in welchen be
ders die Auferstehungsgeschichte Jesu so feindselig aber an
scharf angegriffen wurde, als bisher von keinem englis
oder Französischen Deisten gesah. Sollten sie, wie nicht
wahrscheinlich ist, ein Nachlaß von Reimarus seyn,
würde das Phänomen in Ansehung des Orts, wo es erst
und selbst auch in Ansehung des Verfassers manche prak
tische Bemerkung veranlassen welche uns zur Duldung und
parteiischen Selbstprüfung führen müßte.

§. 68.

Einige Ursachen der Ausbreitung des Naturalismus.

llgemeine Klagen über die Verkehrtheit des menschli-
Geistes klären die historische Frage nicht auf, warum
im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts der
abe so herrschend geworden, und der Aberglaube, wenn
und da sein Haupt noch erheben will, nicht mehr als
ionsfanatismus, sondern nur als alchimistisch hermetische
heit geduldet wird.

Wer kennt nicht die Wirkungen des steigenden Luxus
lle Verhältnisse der Gesellschaft? Auf die Verfeinerung
Verfälschung der Charaktere der Menschen? Wer hat
als Freund der Religion mit Betrübniß die Beobach-
gemacht, daß der geistliche Stand, wie er im mittlern
lter in Rücksicht auf Kenntnisse und Sitten immer der ge-
gteste war, nun allmählig eben so sehr im Verhältniß gegen
Laien zurückbleibt, und den Verlust der ehemaligen bür-
chen Achtung gar nicht durch größere Verdienste ersetzt.
Ton, in welchem die Sache der Religion vertheidigt
, ist dem Tone der Gegner an einnehmendem Witze gar
elten gleich, und es ist wirklich unendlich schwerer, als
ere rüstigen theologischen Schriftsteller denken, positive Leh-
, die aus einem vor siebzehen Jahrhunderten geschriebe-
Buch abstrahirt werden müssen, gegen die Einwürfe ei-
durch Raisonnement schmeichelnden Philosophie zu ver-
idigen. Ein großer Theil der Teutschen Protestantischen
eologen ist nicht einmal einig, was eigentlich vertheidigt
rden solle, und der wichtige einheimische Streit über die
orzüge der äußern oder der innern Beweise der Wahrheit des
ristenthums gründet sich zu sehr auf ursprüngliche Ver-

